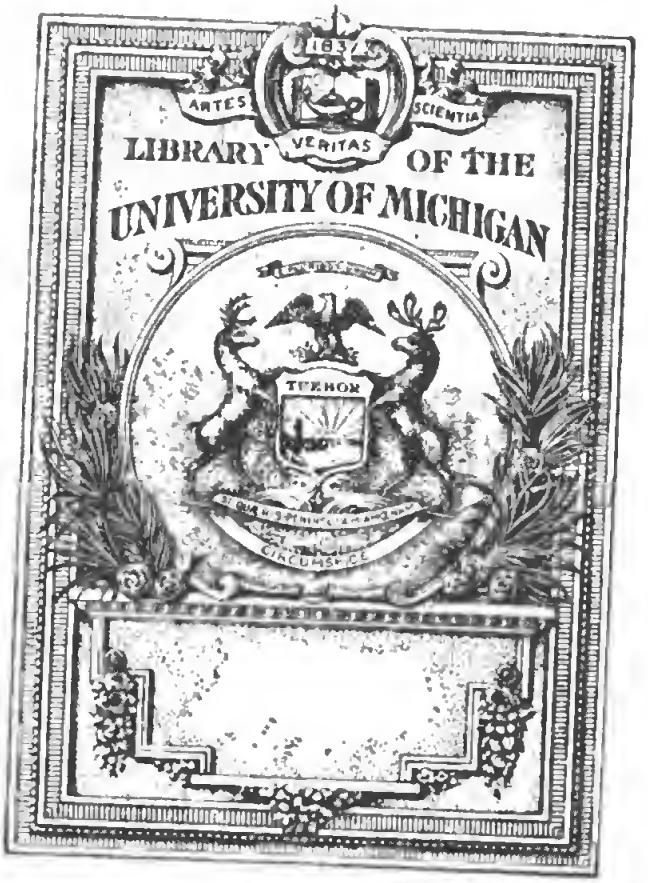
Gesammelte Werke ...

Richard Dehmel


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

PT
2607
.E32
1920
v.3

Digitized by Google

Richard Dehmel
Gesammelte Werke
in drei Bänden

Dritter Band

1920

S. Fischer, Verlag, Berlin

Alle Rechte vorbehalten, auch das der Übersetzung.
Copyright 1913 S. Fischer, Verlag, Berlin.

Transfer to
J. S. Stacke
10 9 08

Lebensblätter

Novellen in Prosa

Auswahl

399598

Digitized by Google

Die Rute

Eine bedenkliche Geſchichte

Er mußte ſelber lachen. Wenn ihn einer ſo ſähe: jetzt, mitten in der Julihitze, die Ofentür aufſchraubend. Und nun hinein mit der Rute in das offene Loch! Er bückte ſich noch tiefer und freute ſich, wie die harten Birkenreiſer die dünne Schicht Aſche zerritzten. Die war noch vom Winter her; das kühle Ockergelb der ſanften Fläche tat ihm ordentlich wohl. Da lieg du!

Er machte langſam wieder zu. Ja, das fehlte noch grade: dieſer Popanz im Hauſe. „Gott ſieht, Gott hört, Gott ſtraft" — er richtete ſich auf — das hatte er glücklich abgeſchafft; nun ſollte wohl die Rute hinterm Spiegel Jehovah ſpielen.

Dieſe Mütter! eine wie die andere. Es mußte doch noch immer etwas unbewußte Judenſeele in ihr ſtecken: du ſollſt, mein Kind, weil deine Eltern das ſo wollen. Na warte, Schatz!

Er ſetzte ſich an ſeine Arbeit zurück. Ein unverſchämter Sonnenſtrahl ſtach blendend von der Wand her über den Schreibtiſch weg; grade von dem Bild der Beiden her. Er rückte zur Seite und ließ den Eindruck auf ſich wirken. Hm: ruppig genug ſah ſein Töchterchen aus, da unter der grellen Glasplatte auf der ſchwülen Kupfertapete: ſo den Finger im Mäulchen, neben der mild zuredenden Mutter. Köſtlich, dieſer eigenſinnige Moment.

Und nun ſollten dem heißen Herzchen dieſe Momente wohl mit der Rute ausgetrieben werden: ein artig Kindchen, eine Puppe aus ihr werden. Heilige Mutterliebe!

Als ob ſie nicht Zeit genug hätte, die Einſicht der Kleinen zu üben! den ganzen Tag über! während Er ſich um das bißchen Leben placken mußte. Und ſie hatte doch zur Genüge an ſich ſelbſt erlebt, und auch an ihm, daß nur die Einſicht, die wirklich bewußte Selbſtanſchauung, den Menſchen ein bißchen

menſchlicher macht. Aber natürlich: „Kinder, die wiſſen nichts von ſich“ — und da iſt es für die liebe Mutter viel bequemer, ſie mit der Rute zu traktieren. Als wenn Eltern wüßten, was ſolch Kind für ſeine Zukunft darf und nicht darf.

Ja, das würde wohl nun wieder einen zähen Kampf der Seelen geben. Wie ſie neulich reizend fein gelächelt hatte, als ſein polniſcher Freund ihn im Scherz den Hahnrei ſeines Bewußtſeins nannte. Ja, das war Waſſer auf die Mühle ihrer weiblichen Unwillkürlichkeit.

Er mußte wieder lachen. Das Geſicht: wenn ſie nun im Oktober zum erſten Mal wieder heizen würde und ihr dann die Rute aus dem gelben Loch entgegenſtarrte, die langvermißte. Vielleicht grade an ſeinem Geburtstag. Wie ſie ſich dann nach ihm umdrehn würde, mit ihren goldnen Augen, ihren dunkeln, da beim Ofen knieend. Und das rechte Auge, ihr Weſensauge, würde groß und ruhig von Verſtändnis leuchten, und von Einverſtändnis; aber in dem kleineren, linken, dem Gattungsauge, durch die Wimperſchatten des zu ſchwachen Lides, würde dieſer frauenhafte Vorwurf zittern, daß ſein vorbedachtes Schweigen ſie wohl habe beſchämen ſollen. Still um ihre ſchmalen Lippen würde ein neuer Wille dämmern, bis in die zärtlichen Mundwinkel hin; und dann würde er zu ihr treten und ſie küſſen wie damals, als ſie ſich noch lieben mußten, als ſie noch nicht Freunde waren.

Er ſtand auf. Blos fünf kleine Schritte bis zum Ofen. Wie das ſchmale Zimmer ihn getäuſcht hatte! Oder das lange Mittelfeld des perſiſchen Teppichs? — Er ſah die wunderlichen Ranken des bunten Bortenmuſters in der Mittagsſonne glühen. Er fühlte die Freude wieder, wie ſie ihm zum vorigen Geburtstag das ſchöne alte Ding von ihrem Spargeld geſchenkt hatte. Er ſah hinüber auf ſein Arbeitsfleckchen und lächelte.

Aber grauſig öde war ſie wirklich, dieſe ewige juriſtiſche Begriffsſtoppelei! Noch dazu jetzt, mitten im blühenden Sommer.

Er trat ans Fenſter und ſah das dunkelblanke Blättergrün der magern Pappel drüben vor der grauen Straßenfront im heißen Himmelslicht blitzen; wie allein ſie ſtand, ſo mitten in der Großſtadt. Die Kupfertapete des Zimmers kam ihm immer ſchwüler vor. Ja, er mußte mal wieder hinaus in den Wald! zum Vater Förſter! Richtig: morgen, zu Mutters Geburtstag! Den hätt er beinah wieder vergeſſen.

Gott ja, das Elternhaus —: am Eichenhain, am Pappelbach, rings weit am Waldrand hin das freie Feld, die hellen Wieſen, und fern am andern Horizont die kleine Ackerbürgerſtadt mit dem kümmerlichen alten Kirchturm, dem gelbgetünchten Schulhaus —: Kindheit.

Er ſetzte ſich. Der Alte, der natürlich würde wieder tun wie Rübezahl: als ob der unverhoffte Eintritt ſeines Älteſten ihm höchſtens ſeinen grimmigen Bart verwirren könne. Blos die ſtahlblauen Augen würden plötzlich etwas dunkler ſchimmern unter den ſilbrigen Brauen, die kleinen ſcharfen Pupillen eine Sekunde lang größer ſein, die Backenfurchen um die mächtige Naſe ein bißchen tiefer werden: „Na, Junge?“

Er hatte doch wahrhaftig noch immer etwas wie Gewiſſensangſt vor dieſem wetterroten Geſicht mit dem dichten, faſt ſchon weißen Bart und Kopfhaar, dieſer Hakennaſe und dem ſtrengen, forſchenden Blick, der zuweilen doch ſo herzluſtig blitzen konnte. So hatte er als Kind ſich immer den lieben Gott gedacht; geträumt. Damals wohl aber noch dunkelbärtig.

Die dicken Falten um die Naſenwurzel, ja und die ſchroff geſchwungene Stirn, die hatte er vom Vater; nur die Augen, die waren wohl mehr nach der Mutter geſchnitten, auch mehr grau als blau, mehr Stimmung als Wille. „Du biſt wohl wunderlich, Jung ?“ das war von je ihr herbſter Tadel geweſen; ſie verſtand jeden Menſchen mit ihrer Nachſicht. Du liebes Mutterherz: morgen! —

O, wie würde ihre ganze ſchlanke Geſtalt von warmer

Liebe zittern, von faſt ängſtlicher Freude, bis hinauf ins wellenkrauſe Schläfenhaar, die grauen Augen, die vielen Runzeln der feinen Züge, all die kleinen Sorgenfältchen um den hagern Mund, die Runen der Mutterſchaft. Ja, ſie war immer noch ſchön, die alte Mutter; aber ihr Schönſtes doch die gütigen Lippen, ſo umſtrahlt von Runzel an Runzel. Das war ihm immer wie der Ausdruck ihres ganzen zärtlichen Lebens; als zuckte in dieſen vielen Fältchen tiefrot ihr verſchwiegenes Herz, wie um den feinen Purpurſaum am Stempelkrönchen der Narziſſenblüte der keuſche Geruch der gelblichen Narbenfalten.

Denn Narziſſen, ja, das waren ihre Lieblingsblumen. O, wie ſie die zu pflanzen wußte! Nur einzeln durften ſie ſtehen, hin und wieder, die reinen, weißen, ruhigen Sterne über dem grünen Gartenraſen, daß die zarte bräunliche Kelchblatthülle oben um den ſchlanken Stengel deutlich ſichtbar war an jeder, wie ein langer däniſcher Handſchuh um den Arm einer adligen Dame. Ja, ſie verſtand die ganze Welt.

Und morgen würde er ſie küſſen, und ſie würde ihren wunderlichen Jungen auch verſtehen, wenn er dann allein hinaus ins Freie ginge, irgendwo an eine Wald-Ecke hin, wo der ſchattenſchaukelnde Wind durch ein Lupinenfeld herüberſtriche. Wie er ihn ſchon roch, den ſüßen Geruch der tauſend goldgelben Blütenkerzen, ſo am Rand des ſammtgrüngrauen Fingerblättermeeres liegend, mit der heißblauen Himmelsglocke drüber; — warum war er blos Juriſt geworden?!

Dieſer Dummejungentick. Blos um dem Alten zu zeigen, daß er ſeine paar Groſchen nicht nötig habe, auch zum teuerſten Studium nicht. Und nun — nun war er Rechtsanwalt: Er mit ſeinem Achſelzucken über alles ſogenannte Recht. Er würde doch noch Schriftſteller werden. Hol der Teufel die Kundſchaft!

Aber Weib und Kind? Und dann würde der Alte von neuem über verrückte Projekte reden und die Mutter wieder

Gram auf ihre alten Tage haben; sie sah ihn ohnehin schon immer mit der stillen Scheu des Mitgefühls bei seinen Besuchen an.

Nun, morgen würde er die Kleine mitnehmen. Sie war jetzt Mensch genug, ihn zu begleiten; und dann würde eitel Innigkeit und Einigkeit im Forsthaus herrschen, wie neulich zu Ostern, als seine Frau ihn mit der Kleinen begleitet hatte. Dann würden die Eltern sich mehr als Großeltern fühlen und an den Sohn nicht soviel Fragen stellen, soviel verfängliche Lebensfragen.

Er erhob sich und öffnete die Tür. „Recha!" rief er über den Flur. Dann setzte er sich zurück an den Schreibtisch und nahm ein Aktenstück zur Hand.

„Erich?" trat sie fragend ein, die Finger auf der Klinke lassend.

Er blickte auf. „Wo ist die Kleine?"

„Spielen gegangen; sie muß bald wiederkommen." Sie drückte die Klinke fest; es klang, als ob sie etwas von ihm wollte.

Er schob sich wieder vor den Aktenstoß. Wie schön es ihm noch immer war, dies edelsemitische Nasenprofil, zu dem die braune Flechtenkrone um die Stirn so königlich paßte, daß die kleine Gestalt dadurch größer schien. Er liebte sie doch wohl noch. Also Vorsicht! Jetzt trat sie hinter seinen Stuhl.

„Du! Erich!"

„Hm?"

„Ich muß dir etwas sagen. Ich habe gestern eine Rute gekauft."

„So?"

„Ja. Es ging nicht mehr anders. Wirklich: sie wird mir gar zu unnütz."

„Detta oder die Rute?"

„Nein du, wirklich, es ist mir ernst."

„Mir auch!“ Er drehte ſich um nach ihr. „Übrigens möchte ich morgen zu den Eltern fahren und die Kleine mal allein mitnehmen; mach mir, bitte, den Rucksack zurecht.“ Sie nickte. „Aber bitte, nur das Nötigſte; auf zwei Tage blos.“ Sie nickte wieder. „Und — na aber, was haſt du denn?“ Sie kämpfte mit Tränen.

„Erich!“ Sie bezwang ſich. Nur das linke Auge kämpfte noch. Er zog ſie an ſich.

„Sieh mal, Herze, verzeih! Aber wirklich: was ſollt ich wohl erwidern? Du kennſt doch meine Anſicht! Kinder ſind doch keine jungen Affen; wenigſtens dann nicht mehr, wenn die beliebte Prügeldreſſur beginnen ſoll. Du nennſt die Detta bockig, und wer weiß was alles, weil —: blos weil ſie jetzt im dritten Jahr iſt. Wenn ſie im zwanzigſten ſein wird, wirſt du das Charakter an ihr nennen.“

„Aber —“

„Nein; genug jetzt, bitte. Ich wäre heute auch was Beſſers, hätte mich der Hundekantſchu meines Alten nicht immer eigenſinniger gemacht. Bring ihr Pflichtgefühle bei, ſoviel du willſt; aber nicht mit Schlägen, muß ich bitten.“ Er wies auf ſeinen Büſcherſchrank: „Da! lies was über Suggeſtion! Du haſt doch deinen bewußten Willen.“ Um ihre Mundwinkel huſchte etwas wie ein feines Lächeln. Aha! ſie dachte an den Hahnrei des Bewußtſeins; dieſer verdammte Pole! — „Die Rute jedenfalls verbitt ich mir.“ Beinahe hätte er nach dem Ofen gezeigt.

„Du ſcheinſt auf meinen bewußten Willen grade nicht viel Wert zu legen.“

Er ließ ſie los. „Schockſchwerenot! nun werde gar noch empfindlich!“

„Nun, nun“ — begütigte ſie ſogleich; und wieder dies huſchende Lächeln.

„Na, was lachſt du denn in einem fort!“

„Ich?“ Sie ſah ihn groß und ruhig an.

Da flog die Tür auf. „Hater! ich habe beide Hände voll Sonne!“ kam das Ungeſtümchen hereingewirbelt. Wie ihr die blonden Lockenfäden um die heißdunkeln Augen hingen! und um das merkwürdige Trotznäschen! „Sieh mal, Mutter!“ öffnete ſie die Fäuſtchen.

„Willſt du morgen mit Hater zu Ovater fahren?“ fragte die Mutter.

„Nein!“ fuhr das Näschen in die Höh.

„Aber Ovater wird ſich ſo freuen, und die liebe Omama!“

„Großmutter!“ betonte er.

„Nein!“ ſtampfte das Beinchen.

„Na, dann bleib nur hier“ — er nahm ſacht ihre Händchen und ſtrich langſam jeden Finger gerade. „Dann wird Vater ganz allein die große ſchwarze Juno bellen hören — wau-wau-wau“ — er fixierte ſie — „und die bunten Tuckehühnchen ſpielen ſehen“ — er ließ die Händchen plötzlich frei — „tuck-tuck-tuck, ücke-rü-üh! — Und —“

„Große Muhkuh! Oetta doch mit!“ hob ſie hüpfend die Ärmchen aus einander. „Tuck-tuck-tuck, ſehr lieb“ — jubilierte ſie und umſchlang die Kniee der Mutter.

Die nickte ihm zu, verſtändniswillig. Blos: ſchon wieder dies unbewußte Mundwinkelzucken! —

*

Der ſchwerfällige Poſt-Omnibus rumpelte aber wirklich etwas ſehr vorſintflutlich. Und die holprige Landſtraße hätte auch wohl längſt eine neue Schüttung vertragen können. So konnte man ja ſeekrank werden auf den zerſeſſenen Sprungfedern.

Er reckte ſich und wollte den Hut aus der Stirn ſchieben. Aber die heiße Vormittagsſonne ſtach grad an dem ſchlafenden Kutſcher vorbei prall in den offenen Vorderſitz; das Braunrot des verſchoſſenen Polſterplüſches ſchweelte ſchon beinah wie

verſengt. „Schweiß und Staub — Schweiß und Staub" — hörte er die beiden Gäule ihren gewohnten Klappertrab traben. Die jungen Rüſtern an der ſandigen Straßenkante ſahen aus, als bedürften ſie vor Hitze ſelbſt des Schattens.

„Hater" — und ſinnend zeigte die Kleine auf den nickenden Fuhrmann vor ſich — „ßpielt die Feitße mit dem Wind?" Die Peitſche wippte in der Hand des Schlafenden im Takt der Gäule hin und her; die Zügel in der andern Hand mußten wohl die Bewegung vermitteln.

„Nein, mein Kind, der Wind iſt weggegangen von der Peitſche."

„Wo iſt denn der Wind?"

„Schlafen gegangen."

„—ßlafen gangen?"

„Ja" —

„Wo ßläft er denn?" Herrgott, dies ewige Gefrage!

„Er ſchläft!" Sie war doch wirklich ein unglaublicher Quirl.

„Er ßläft?"

„Ja!"

„Wo denn?"

„Auf den Wolken."

„Wolken?" fragte ſie zögernder.

„Ja" — ſagte er kleinlaut und blickte weg; kein einziges Wölkchen ſtand am Himmel.

„Wo denn aber?" fragte ſie ebenſo kleinlaut.

Er ſchwieg.

Wie ſie ihn ſchon in der Eiſenbahn mit ihrer Neugier fortwährend gepeinigt hatte! Na, Gott ſei Dank: jetzt ſchien ſie auch mit einzuſchlafen. „Schwarzer, Brauner" — „Schwarzer, Brauner" — hörte er wieder den Trott der Gäule. Jetzt war ſie ſchon im Nicken. Die Peitſche hatte ſie wohl eingewiegt.

Er dachte an geſtern. Es mochte doch wohl nicht ganz

leicht ſein, ſie immer und immer um ſich zu haben. Wie ſeine Mutter wohl mit ihr auskommen würde? „Du wunderlicher Jung'!“

Eigentlich könnte er den Sonnenſchirm aufſpannen, den ihm Recha geſtern als Geburtstagsgeſchenk ſchon in Bereitſchaft gehalten hatte; in manchem war ſie doch ſehr vorbedacht. Er langte nach dem ſorgſam eingehüllten Ding. Aber der Staub, der würde es unſauber machen. Es war doch ſchließlich ein Geſchenk für die Mutter! Das nimmt man doch nicht in Gebrauch vorher. Ach Torheit: kindiſche Rührgefühle! Nein, Ehrfurcht: der Geburtstag der Mutter! —

Ob ſeine Geſchwiſter das heute wohl auch ſo fühlten? verſtreut in der Fremde, geboren aus Einem Schooß, der heute vor Jahren und Jahrzehnten in andrer Fremde geboren worden. Schooß aus Schooß — er blickte ſein Kind an —: und Schößling neben Schößling. Er ſah die nahen jungen Bäumchen an der Straßenkante vorüberſchwinden, jedes ewig den andern fern. Er ſah ſie in der Ferne der Alleeflucht eng zuſammenrücken, immer enger; ſie führten in die Heimat — von ihr her — fort, fort von ihr — o Elternhaus! —

Ja, ſo von ferne, jetzt: wie dehnte ſich ſein Herz den alten Eltern entgegen! Und dann, wie hob's ihm die Arme hoch, hin um ihren Hals, im erſten Augenblick des Wiederſehens; immer noch. Dann war er ganz ihr Kind, ihr Blut, Leben von ihrem Leben, hingegeben, unbewußt, wie ans Herz der Natur. Er ſah ſich ſchon kopfbückend in die kleine Stube treten, durch die niedrige Tür, ſah Lindenzweige an die Fenſterſcheiben tippen, ſah die zwei blanken Schränke aus Birkenholz, die Gewehre und Rehgehörne, das wohlig grüne Schattenlicht.

Doch dann — dann trat auch ſchon das andre Leben mit ihm ein und zwiſchen ſie: das mit den Zweckfragen, die der Menſch ſich ſtellt, der Menſch im Gegenſatz zur Natur und alſo auch zum Mitgeſchöpf, zu jedem Allernächſten grade: das Leben des

umgeſtaltenden Geiſtes, der bewußt gewordene Wille zur Zukunft, der ewige Kampf um neue Kultur.

Dann war er nicht mehr Kind, ſie nicht mehr Eltern; dann war er ein Junger, ſie noch die Alten. Dann war die liebe Mutterſprache — o heiliges Wort dem Fühlenden — kein Verſtändigungswerkzeug mehr: dasſelbe wohlgemeinte Wort, es hatte ihnen anderen Sinn als ihm, ſo ſehr er in kindlicher Scheu ſich mühte, den ſteten Zwieſpalt zu verhehlen. Dann war die ſchattenkühle ſtille Stube ſchon manchmal recht ſchwül und drückend geweſen.

Ob ihm das wohl mit ſeinem Kinde auch einmal ſo gehen würde? — Fernliebe?! — Entzückend, wie ſie da ahnungslos ſchlief, im Schatten des ſchlafenden Kutſchers; und heute würde ſicherlich ſie jedweden Zwieſpalt überbrücken. Einſt aber? — Ach was! wenns ihr mal paßte, ſeinethalben mochte ſie Seiltänzerin werden!

Er ſah die Zügelleinen in der Hand des Fahrenden ſchaukelnd auf den Schenkeln der trabenden Klepper hüpfen. Auf ihren Rücken, um die ſchwitzenden Flanken, tanzte das Sonnenlicht hin und her, in großen ſpiegelblanken Flecken; es war doch unerträglich heiß. Die drei Meſſingringe auf den Kumten wippten blitzend auf und nieder mit dem Schulterriemzeug — auf und nieder — in Schweiß und Staub; — er ſah nach der Uhr. Halbzwölf erſt; noch eine Stunde ſo.

Er horchte wieder auf den Takt der Hufe: Schwarzer, Brauner — auf und nieder — auf und nieder, Schweiß und Staub. Ah, jetzt: vorn vor den müden Pferdehälſen kam wenigſtens das Dorf ſchon hoch, wo immer angehalten wurde. Da gab es was zu trinken. Und zu rauchen. Zigarren vergeſſen! Er gähnte und lehnte ſich zurück; noch fünf Minuten.

Das Geſchaukel der Pferdeſchenkel wurde immer ſonderbarer; förmlich arabeskenhaft ſchwankten die Spiegelwellen der Flanken. Er ſchloß halb die Augen; das tat ihm wohl. Wie

er alldas bewußt genoß! — Am Kumt die Ringe zuckten glitzernd auf und nieder zu ihm her, wie drei große blendende Sterne; auf und nieder — Schwarzer, Brauner — Schwarzer, Brauner, Weiß und Staub.

Er ſchloß die Augen etwas feſter. Die Sterne blitzten immer weißer. Auf und nieder; weiß und taub.

Nein, das war wohl nicht das rechte Wort; es war wohl Gelb. Ja, Gelb. Süßer gelber Lupinengeruch; ſo wohlig kühl. Es mußte wohl ein Feld wo ſein; Lupinenfeld. Das hatte er wohl überſehen vorhin.

Nein, es war wohl doch nicht gelb. Denn es waren ja Narziſſen. Ja, Narziſſen. Nein, er träumte wohl; nein, nicht! Denn es waren ja drei große, deutliche Narziſſenſterne — blendend weiß — nein fünf — nein ſieben; ſieben weiße Strahlenblüten.

Sieben nickende Narziſſen; mit purpurgoldnem Krönchen jede. Sieben ſchlanke Edeldamen, mit wellenkrauſen Schläfenhaaren. O, wie ſchön! Jede mit ſo grauen Augen; Mutteraugen. Jede hatte um die zarten Arme lange däniſche Handſchuh' an; gelbe.

Und verbeugten ſich vor ihm, eine nach der andern, mit den weißen Strahlenhüten. Jede bis zur ſiebenten. Die hielt einen Spiegel; hatte dunkle Augen, dunkelbraune.

Trat die erſte vor; ſagte ihm ein Wort. Und das war ihr Name, und den hatte er ſchon gehört; nur beſinnen konnt er ſich nicht drauf. Sagte auch die zweite ihren Namen; auch die dritte. Schloſſen alle mit der Silbe „ſinn", nein „ſein" — Sinn, Sein — auch die vierte, fünfte, ſechſte; und die purpurgoldnen Krönchen nickten. Nur die ſiebente war ſtumm; war blaß; hielt ihm nur den Spiegel hin. Der war blind. Und ſie ſchüttelte den Kopf; und ihr linkes Auge blickte traurig.

Nein, das war doch gar zu luſtig: wie ihr Purpurkrönchen wackelte. Denn das war ja gar kein Krönchen: war ein dicker

roter Hahnenkamm, wippte in der Sonne. War ein ganzer Hahnenkopf — dicker bunter Hahnenhals — der blähte ſich. Schlug mit beiden Flügeln funkelnd durch die Luft — rief ganz laut und deutlich: ücke-rüh-ü-üh! —

Er riß die Augen auf. Wahrhaftig: eben ſtieß der Omnibus mit härterem Gerumpel auf die erſten Pflaſterſteine der Dorfſtraße, und drüben auf dem einen Hofzaun reckte ſich der Hahn und krähte zum zweiten Mal. Der alte Fuhrknecht hob das Stoppelkinn: „jüh, Rackers!" mit den Zügeln auf die ſchweißbeglänzten Pferdeſchenkel klatſchend. Auch die Kleine wurde langſam munter.

Was der Traum wohl zu bedeuten hatte? Ach, bedeuten: Unſinn! Aber wie er wohl entſtanden war?

Sollte —: Hahnrei des Bewußtſeins? — Hm ...

Das Wort des Polen war ihm doch wohl tiefer gegangen, als er damals dachte.

Die Abendſonne ſchien ſich heute förmlich zu krümmen, wie vor Durſt. Immer dicker wurde der kupferrote Ball, da hinter den Waſſerdünſten des ſumpfigen Sees am Horizont. Grade zwiſchen den zwei dickſten alten Pappelſtämmen bei der kleinen Straßenbrücke drüben hing das dunkelrote Ungetüm im fernen Grau, dicht unter dem Zitterſaum des ſchwarzgrünen Laubdaches.

So groß und glanzlos hatte er ſie niemals ſinken ſehen. Nur die breiten drei Brechungskeile, mit denen ſie Waſſer zog, wie die Leute hier ſagten, ſtanden ſtromhell wie aus Goldtopas geſchliffen unter der purpurnen Kugel, zeigend daß ſie noch Licht gab. Der Mittelkeil war nur ganz kurz noch; wie ein mächtiger Strahlenſockel. Vor dem ſchwellenden Gelb der Seitenſchrägen hoben ſich die beiden Pappelſtämme tiefſchwarz ab mit ihren Borkenrändern. Das Laubdach wurde immer dunkelgrüner.

„Wird morgen wieder schwere Hitze geben", sagte der Alte und trat aus der Haustür zu ihm an den Gartenzaun. „Meine ganzen jungen Kiefern werden noch vertrocknen; schlimmes Jahr!" Er zeigte mit der Pfeife in das Astwerk der Akazienkrone über ihnen: „Läßt schon Blätter fallen." Der Tabaksrauch berührte wirbelnd grade eine der verwelkten Blütentrauben.

„Hast du neue Bienenstöcke, Vater?"

„Einen blos" — erwiderte der Alte und setzte sich auf die Bank am Zaun. Nun wies er schmunzelnd auf die Kleine, die an der hohen Haustürschwelle neben „Lotte Goldsnut" hockte. Die Teckelhündin lag, platt alle Viere von sich, wie tot im warmen Sande, und die Kleine war eifrig bestrebt, zwischen die vier Zehen der krummen Vorderpfoten immer drei der abgefallenen Akazienblätter festzuklemmen. Immer wenn sie fertig war mit einer Pfote, streifte sich die Dachsmadam mit der andern die Blätter wieder ab, und das Spiel begann mit Ernst von neuem. Was die Recha nur wollte! die Kleine war ja unglaublich artig.

Jetzt trat die Mutter aus der Tür, in jedem Arm behutsam eine flache Satte voll Dickmilch tragend. Er sprang ihr zur Hand. Wie sich all ihre Runzeln freuten, bis in die liebreichen Augen hinein, als er die eine Schüssel ihr abnahm und sie auf den Gartentisch setzte; richtige Geburtstagsaugen! Und zugleich wars wohl auch die Freude, wie ihrem Ältesten nachher die kühle Labung schmecken würde, so mit Streuzucker drüber und Schwarzbrotkrümeln. Wie die fette Sahne nach dem Eiskeller duftete! Ordtlich winterlich sah die weiche Pelzschicht aus.

„Na, Alterchen?" ließ sich Mutter hören, Vaters Schneehaar glattstreichend — „soll ich hier decken oder unter der Linde?"

„Lieber hier, Mutting," kam er dem Alten zuvor; „hier

ſieht man die Abendſonne ſo ſchön." Die rote Scheibe ſtieß jetzt grade auf den Horizont der Landſchaft; der Strahlenfächer war verſchwunden.

Der Alte griff ſich in den Bart. Sicherlich knurrte er im ſtillen wieder: „Sentimentaler Krempel!" Das war ein Lieblingstrumpf von ihm.

„Die Lindenblüte riecht auch zu ſtark", meinte mit raſcher Abwehr die Mutter; „Abends manchmal ganz betäubend." Dann beugte ſie ſich zu der Kleinen nieder: „na, mein Lämmchen?" ſtrich ihr die Locken ſanft aus der Stirn, ſorglich nach dem Alten blickend, und ging wieder ins Haus. Lotte Goldſnut erhob ſich.

„Hat 'ne zarte Naſe, unſer Muttel", brummte der Alte und griff gemächlich an ſein eigenes Vorgebirge, eine dicke Wolke von ſich paffend; „krigt's ſchon mit den Nerven."

„Ovater" — kam auf einmal die Kleine hinter der Teckelhündin herangependelt — „biſt du der Weihnachtsmann?"

„Woll, mein Mäuschen!" und er nickte beluſtigt. Tief nachdenklich ſah ſie ein Weilchen auf die eine Schüſſel hin, durch deren dunkelgrüne Glaswand der weiße Inhalt ſchimmerte. Dann ging ſie wieder an die Schwelle, wo die verblichenen Akazienblätter auf dem ſandigen Boden lagen.

„Muß doch mal im Hofe nachſehn" — ſagte der Alte und ſtand auf — „ob die Juno etwa los iſt; das Schindluder hat mir neulich einen von den jungen Hähnen abgewürgt." Er reckte ſich. „Kann das Volk auch gleich in den Stall bringen." Er ſchritt ins Haus. Lotte Goldſnut wackelte ihm nach.

Die Sonnenkugel war jetzt nur noch mit dem oberen Drittel ſichtbar, wie das rote nackte Augenſchild eines rieſigen Birkhahns. Nun wurde ſie verdunkelt, faſt verdeckt, von dem ſtrotzenden Euter der grauen Leitkuh, die eben mit der Heerde drüben von der nahen Weide kam. Um die ſchweren Bäuche ſtieg der Staub der Landſtraße auf. Der lahme Spittelhirt des Städt-

chens hinkte barfuß hinterdrein. Durch das hohlere Getön der Brückenbohlen klang die Kupferglocke am Hals der Vorderkuh. Zum Brüllen war die Heerde wohl zu satt. Die Mäuler kauten noch.

Nun war die Sonne blos noch ein faſriger Rand, wie ein glühender Wimpernbogen; das machten wohl die Binſen und das Röhricht in der Ferne.- Man konnte faſt mit den Augen verfolgen, wie ſie Strich für Strich untertauchte. Er warf die ausgegangene Zigarre weg und ſtützte ſich feſter auf den Zaun. Jetzt verglomm der letzte Strich, grade oberhalb der einen Pappelſohle, wie hineingeſchrumpft. Es wurde plötzlich etwas heller. Die fahle Dunſtwand ſchien ſich abzukühlen. Das dumpfe Rotgrau lockerte ſich zart ins Grünliche. Durch die ſtummen Pappeln, von Haupt zu Haupt das Fließ entlang, wagte ſich ein Lüftchen; noch beklommen. Jetzt: die trägen Blätter fingen an zu munkeln.

Er fuhr auf: eine verſpätete Biene, von der Linde her, vorbei zu Korbe. Ob ſein Vater die Feierſtunde der Natur auch ſo ins Einzelne mitfühlte? Mit ſo ſinnlicher Andacht? Nein. Das war wohl Neugehirn. Neue Sinnlichkeit. Auch neue Wiſſenſchaft.

Aber doch: er hatte ihn einmal ſagen hören: „Der Kiefernhochwald, aber Schnee muß liegen, das iſt meine Kirche!“ Aber eben: Kirche: Unnatur! — Da, da drüben die Pappelblätter, oben an der höchſten Spitze, wie ſie ſchwärzlich im blaſſen Luftblau hingen, jeder Rand von einem zarten, zitternden Flimmerſchein umwirkt: wars nicht tief feierlich zu wiſſen, daß ſich da jetzt von unten her die letzten ſcheidenden Sonnenſtrahlen durch den Atemduft des warmen Laubes in der Abendkühle goldhell brachen.

„Hater —“ fragte plötzlich die Kleine und ſchob ſich bedächtig auf die Bank, ihr Schürzchen von ſich haltend, das ſie mit Akazienblättern vollgeſammelt hatte — „ſind die Bäume müde, Vater?“ Ihre Augen blickten, weit und träumeriſch

geöffnet, über den Tiſch weg nach den Pappeln. „Wie die Menßen 'tehn ſie da.“

Er mußte nicken; wortlos. Wie die Menſchen! O Kindermund.

Das mußte er der Mutter ſagen; das war ein Wort aus ihrem Geiſt. Die Kleine ſaß immer noch träumeriſch; leiſe trat er in den Hausflur. Und auch den Narziſſentraum ihr ſagen! Ja, und dem Alten helfen ſeine Hähne einſperren; das nahm er immer ſehr hoch auf.

Die Küche war offen. Die Mutter ſtand am Herd, eben einen Eierkuchen in der ziſchenden Pfanne wendend. Nein, das war nicht die rechte Stimmung; lieber morgen Vormittag im Garten. „Ah —“ ſog er unwillkürlich den Geruch des brutzelnden Gebäckes ein.

„Mein großer Junge!“ lachte ſie und griff ihm liebkoſend durch den Kinnbart. „Haſt wohl ſchönen Hunger von dem langen Spaziergang?“

„Wo die Juno blos ſtecken mag!“ wetterte der Alte, aus dem Hühnerhof in die Küche tretend; mit dem Helfen wars alſo auch nix. „Fängt auf ihre alten Tage zu jagen an; muß ihr mal 'ne Ladung Schrot auffengen, Kantſchu ſcheint nicht mehr zu ziehen.“ Er war ganz rot vor Ärger; wie ſeine Hähne. „Haſt du ſie nicht bemerkt Nachmittag?“

„Nein, Vater.“

„Konnt mirs denken“, ging das Sticheln los; „liegſt ja immer gleich im Graſe feſt.“ Schwerenot, was ihn das wohl anging!

„Fertig, Kinderchen“ — rief die Mutter und nahm das Gedeck zur Hand, ihm die Teller reichend.

Gottſeidank! atmete er auf, wieder hinaus ins Freie tretend; der Alte hinterdrein mit den Eierkuchen. Aber was war das? das war ja 'ne nette Beſcherung! Auf dem Gartentiſch, mitten drauf, ſaß ſein Töchterlein, eifrig beſtrebt, die ſandigen Akazienblätter in verſchiedenen ſchönen Kringeln auf dem

weißen Sahnenpelz der dicken Milch zurechtzulegen; eben wollte ſie die zweite Satte in Angriff nehmen.

„J du Balg!“ Er beſann ſich; nur keinen Wutausbruch! Weswegen auch? eigentlich wars doch zum Lachen! Er nahm ſich zuſammen und ſprach mit Nachdruck: „Das war aber unartig von dir!“

Sie ſah ihn groß von der Seite an. „Das war darnicht una'tig von mir!“

„Kiek!“ machte der Alte in der Haustür, und der Kobold ſtach aus den ſtahlblauen Augen.

Wollte er ihn vielleicht gar foppen? Na warte! Er ſtellte die Teller hin. „Komm mal runter!“ ſprach er und trat vor ſein Kind.

„Nein!“ ſtemmte ſie die Arme auf. J zum Donner, da ſollte doch gleich —

„Kiek!“ kams abermals von der Haustür her; „Reſpekt ſcheint ſie nicht viel zu haben.“

„Braucht ſie auch nicht! Verlange ich nicht! Ich ſchlage meine Kinder nicht!“ Verdammt: wie war das aus ihm herausgeplatzt? Hätt er das Balg blos nicht mitgebracht!

„Nna“, knurrte der Alte mit Seelenruhe: „die Köter freſſen ja dicke Milch auch ganz gern. Komm, Lotte“ — pfiff er der Dachshündin, die ſich eben durch den Zaun ſchlängelte. Was war der Jöhre blos auf einmal ſo hinterrücks in den Kopf gekrochen?!

„Komm mal her, mein Schäfchen,“ legte ſich jetzt die Mutter ins Mittel und lächelte. Der Alte ſtreichelte die Hündin, die bereits in der fetten Sahne ſchleckte. „Komm, mein Schäfchen; komm her zu mir.“

„Will aber nich!“ bockte ſie erſt recht, die Finger um den Tiſchrand klammernd. Jetzt riß ihm aber bald die Geduld!

„Na, Herzchen,“ lockte die Mutter wieder: „wirſt doch nicht wieder wunderlich ſein?“

Ah: am Nachmittag alſo auch ſchon?! Was ſollte der Alte denn von ihm denken!

„Vater haut nich" — ſtemmte ſie ſich noch feſter.

Teufel, das war denn doch zu bunt! „Willſt du jetzt gleich herunterkommen?!"

„Nein!"

„Detta?!"

„Nein!"

Wie ſie feſthielt! Warte, Kröte! Strampelſt noch? Und mit den Beinen ſtoßen? — „Laß, Mutter! laß mich!" ſchrie er wütend. Und wie das blanke Fleiſch ſich wand! Wie's klatſchte! Wie die Hand ihm brannte! Wie der Racker brüllte! Warte, Satan! —

„Na, na! ſo grob gleich?" hörte er plötzlich den Alten; wie aus einem Nebel her.

„Kanalje!" keuchte er — „marſch!" und beſann ſich. Ganz knallrot, ja, war das Fleiſch geweſen; knallrot wie ein Hahnenkamm. Und — Hahnrei des Bewußtſeins! ſchoß ihm das Blut in die Schläfen; verdammt ja, wie eine Ohrfeige.

Hatte ſie's verdient? fragte etwas in ihm. Sie ſtand muckſtill, mit den Tränen kämpfend. Was würde Recha ſagen? Er ſchämte ſich.

„Hab ſie Nachmittag auch ſchon mal ſtriegeln müſſen," kams wieder von der Haustür her. Kreuzdonner — „Na, entſchuldige nur! Blos mit der Rute ein bißchen auf die Finger."

So —: deswegen alſo „Weihnachtsmann"?! und darum war ſie vorhin ſo ſonderbar artig?! — Er konnte nicht anders, er mußte lachen. Und auf einmal lachten ſie alle zuſammen.

Der Werwolf

Erzählung

An einem ſehr nebligen Oktober-Abend ſprach ſich in dem entlegenſten Vorort einer norddeutſchen großen Handelsſtadt die unheimliche Kunde herum, der Apotheker des Ortes ſei auf

der Eiſenbahn während der Rückfahrt aus der Stadt von einem Raubmörder erſchoſſen worden. Es war das ungefähr um dieſelbe Zeit, als in einem Vorort der deutſchen Reichshauptſtadt Berlin ein aus dem Zuchthaus entlaſſener Schuſtergeſelle die ganze zeitungleſende Menſchheit zu unvergeßlichem Gelächter bewegte, indem er kraft einer abgetragenen preußiſchen Offiziersuniform nebſt dazu paſſender Körperhaltung den verſammelten Magiſtratsperſonen die hirnberückende Vorſtellung eingab — oder, wie die gebildeten Deutſchen ſich damals ausdrückten, ſuggerierte — er ſolle auf allerhöchſteignen Befehl Seiner Majeſtät des Kaiſers den obrigkeitlichen Geldſchrank ausräumen. Auch in jener norddeutſchen Villenkolonie war über den muſterhaften Gaunerſtreich dieſes ſogenannten Hauptmanns von Köpenick, bei aller damals üblichen Ehrfurcht vor der Würde nnd Weisheit der Staatsvertreter, noch am Tage des Mordes reichlich gelacht worden; nun aber geriet die Einwohnerſchaft, die größtenteils aus begüterten Kaufleuten und gutgeſtellten Beamten beſtand, in eine zunehmende Ernſthaftigkeit. Faſt alle mußten ſie täglich zur Stadt fahren, um ihren Geſchäften nachzugehen; jeder von ihnen ſagte ſich alſo, es hätte ihm nach erfüllter Berufspflicht, während er als gebildeter Bürger eines geſitteten Staatsweſens auf dem beſteuerten Bahnwagenpolſter in den wohlverdienten Genuß einer Zeitung oder eines kleinen Schlummers verſunken ſaß, genau desgleichen ergehen können wie dem bemitleidenswerten Apotheker, ja es könnte vielleicht ſogar noch geſchehen. Denn der Gemordete wurde begraben, ohne daß von dem Raubmörder auch nur die geringſte Spur entdeckt war; und wochenlang ſetzten die ſtädtiſchen Waffenhändler erſtaunliche Mengen von Taſchenrevolvern, Stockdegen, Schlagringen und andern Verteidigungswerkzeugen an die erregte Bevölkerung der ſämtlichen umliegenden Ortſchaften ab, während zugleich bei der Bahnverwaltung die verſchiedenſten dringlichen Sicherheitsvorſchläge

zum Umbau des ganzen Wagenparks einliefen, und bei der Polizeidirektion die mannigfachſten Verdachtsanzeigen, die immer weniger zur Ergreifung des Mörders und immer mehr zur Erregung der Bürgerſchaft beitrugen.

Es ließ ſich einſtweilen nur ermitteln, daß auf der Böſchung der Vorortbahn unweit der letzten Halteſtelle ein alter Kavallerie-Revolver mit zwei abgeſchoſſenen, zwei noch geladenen und zwei ungeladenen Patronenkammern die Mordtat ſowohl wie die Flucht des Täters hinlänglich bezeichnete; auch fanden die Unterſuchungsbeamten in nächſter Nähe des Mordwerkzeuges die goldene Uhr und Kette des Apothekers, und in dem Bahnwagen hatte bei dem Gemordeten ſeine entleerte Banknotentaſche blutbefleckt auf dem Polſter gelegen. Augenſcheinlich alſo war der Verbrecher nach der planvoll durchgeführten Beraubung während der Fahrt aus dem Wagen geſprungen, hatte die Tür wieder zugeſchlagen, den Revolver im Sprunge fallen gelaſſen und dabei in der Haſt auch die Uhr verloren; oder er hatte Uhr wie Revolver, um ſich nicht ſpäter dadurch zu verraten, abſichtlich ſofort aus der Hand geworfen. Eine Fußſpur war auf dem Graswuchs der Böſchung nirgends zu erkennen geweſen, und in dem dichten Nebel konnte der Täter ſehr leicht noch an demſelben Abend nach dem Hafen der Handelsſtadt auf offener Straße entkommen ſein, hatte ſich erſt wohl unterwegs an irgend einem Feldteich geſäubert und war dann vermutlich mit falſchen Papieren auf einem der vielen Auslandſchiffe als Kohlenſchipper oder dergleichen ſchon nächſter Tage in See gegangen. Die meiſten Umwohner wollten freilich aus allerlei Meldungen entnehmen, er ſtreife noch heimlich im Lande herum; und da der maſſenhafte Vertrieb von Taſchenwaffen jeder Art natürlich etliche freche Burſchen zu neuen Gewalttaten anreizte, ſo ſchob ſie der allgemeine Argwohn immer wieder auf den entſchlüpften Raubmörder, obgleich dieſe ungeübten Gelegenheitsräuber ſtets bald der Polizei in die Hände fielen.

Im übrigen blieben alle Nachforſchungen, auch Zeitungsanfrufe und Säulenanſchläge, ob irgendwer im deutſchen Reich einen alten Kavallerie-Revolver kürzlich an irgendwen verkauft habe, trotz ausgeſetzter Belohnung erfolglos; man mußte leider den Schluß ziehen, daß der Verbrecher die Waffe wohl ſchon in ſeiner militäriſchen Dienſtzeit irgendwie beiſeite gebracht und für ſeine ſpätere Laufbahn aufbewahrt hatte.

Was die Bevölkerung ganz beſonders erregte, war der ſehr viel Geſprächsſtoff bietende Umſtand, daß der erſchoſſene Apotheker, trotzdem ihm der eine Schuß die Schläfe durchbohrt, der andre die Schädeldecke zerſchlagen hatte, noch lebend, wenn auch bereits bewußtlos in dem Bahnwagen aufgefunden ward. Die ärztliche Leichenſchau ergab, daß die Bewußtloſigkeit wahrſcheinlich erſt einige Minuten nach der Verwundung unter heftigen Schmerzen eingetreten war; und jedermann ſuchte ſich nun zu vergegenwärtigen, was für Gedanken dem Unglückſeligen in ſeinen letzten Augenblicken durch das zerfetzte Gehirn geſtürmt ſein mochten. Dies umſo angelegentlicher, als der Entſeelte bei Lebzeiten in der Ausübung ſeines Berufes faſt jedem einzigen Ortseinſaſſen mehr oder minder nahe gekommen und auch als Perſönlichkeit weit beliebt war: ein ſanfter, ſchmiegſamer, ſchlanker Herr mit einem blonden Chriſtuskopf und — was bei ſeiner Aufgeklärtheit manchem verwunderlich erſchien — von förmlich gottgläubiger Frömmigkeit. So legten denn alle Nachdenklichen ſich ſelbſt und Andern die Frage vor, wie wohl das Gottvertrauen des Apothekers die letzte kurze Bewußtſeinsfriſt nach dieſer gräßlichen Lebenserfahrung innerſt beſtanden haben möge, zumal da bekannt geworden war, daß die Witwe beim erſten Anblick des Toten nur die verzweifelten Worte herausgebracht hatte: „es gibt keinen Gott, es gibt keinen Gott!“ Auch daß ſie den ziemlich hohen Betrag von 150 000 Mark, auf den der knapp vierzigjährige Mann erſt unlängſt ſein Leben verſichert hatte, und welchen ihr die Verſicherungsgeſellſchaft

unverzüglich überwies, mit keinerlei Regung des Troſtes entgegennahm, ſondern vor Schluchzen kaum zu quittieren vermochte, gab der gemütvollen Bürgerſchaft zu vielen teilnehmenden Reden Anlaß. Das menſchliche Mitgefühl der Bevölkerung erſtreckte ſich ſo weit in die Runde, daß der Friedhofsgärtner nach der Beerdigung reichliche vierzehn Tage brauchte, um die Gräber und Beete wieder zurecht zu machen, die unter dem nicht zu hemmenden Andrang von Leidtragenden jeden Alters und Standes, einheimiſchen und auswärtigen, zertreten oder zerrauft worden waren. Und noch mehrere Wochen nach dem Ereignis konnte man in der ganzen Gegend keiner gebildeten Unterhaltung beiwohnen, die nicht ſchließlich zu der Erörterung führte, ob dem verewigten Apotheker, falls es ein Fortleben über das Grab hinaus gäbe, die Nichtentdeckung ſeines irdiſchen Mörders als ein völlig ſachgemäßes Verfahren der himmliſchen Gerechtigkeit einleuchten würde.

Da geſchah es an einem ſchönen Nachmittag, daß ein Gemüſehändler des Ortes, der ſeine Miſtbeete für den Winter herrichtete, durch eine Gartenhecke hindurch ein ſonderbares Geſpräch mit anhörte, das zwiſchen dem Eigentümer des Nachbarhäuschens und deſſen einzigem Freunde ſtattfand. Dieſer Nachbar war allen Leuten ein Rätſel. Als früherer Eiſenbahnſchaffner hatte er infolge einer Zugentgleiſung eine leichte Kopfverletzung erlitten, von der ihm, wenn ſein Gebaren nicht trog, eine dauernde Geiſtesſtörung verblieben war, zwar keine richtig irrſinnige, aber die ihn nach Meinung der Ärzte doch dienſtunfähig erſcheinen ließ; und ſo hatte er vor Gericht erlangt, daß ihm die Bahnverwaltung den Abſchied nebſt angemeſſenem Sühnegeld und — bis ſein Geiſt vielleicht wieder dienſtfähig würde — auch Ruhegehalt bewilligen mußte. Nun tat er von Morgens bis Abends nichts weiter, als daß er vor ſeinem dürftigen Häuschen, für deſſen Erwerbung das Sühnegeld draufgegangen war, in verbieſterter Weiſe hin und her

ſchritt. Zu jeder Tages- und Jahreszeit, bei ſchlechter wie guter Witterung, marſchierte er da in dem ſchmalen Raum zwiſchen Hauswand und Straßenhecke wie ein Wolf im Käfig auf und ab, mit verwildertem buſchigem rotbraunem Bart, beide Fäuſte in die Taſchen vergraben, die Mütze tief ins Geſicht gedrückt und ſcheu die Vorübergehenden muſternd, manchmal mit mißtrauiſch zugekniffenen, manchmal mit feindſelig aufgeriſſenen Augen; ſodaß die Leute im Ort ſchließlich ſagten, wenn er nicht wirklich geiſteskrank ſei, müſſe er es bei dieſer Art Übung allmählich bis zur Vollkommenheit lernen. Außer zu ſeinen Mahlzeiten und ſonſtigen häuslichen Geſchäften, die ſeine Frau nicht für ihn verrichten konnte, wies ſein öffentlicher Lebenswandel nur dann eine Unterbrechung auf, wenn in der Nachbarſchaft irgend ein Todesfall vorkam oder auch blos zu erwarten ſtand. Dann verſchwand er ſofort aus dem Straßengärtchen, ſchloß ſich Tagelang in ſeine Schlafkammer ein oder trollte während der Leichenzeit, wie ein von böſen Geiſtern Verfolgter, in den dichten Haidegehölzen herum, die an den Friedhof angrenzten. Deswegen hatte ein Lehrer der Ortsſchule, der ſich in ſeinen Mußeſtunden mit Abhandlungen über Geſpenſterſagen und Schauermärchen beſchäftigte, einmal am Biertiſch im Scherz geäußert, der rätſelhafte rotbärtige Kerl werde ſich noch als Werwolf entpuppen; und dieſes hingeworfene Wort war als Spitzname an ihm hängen geblieben und dermaßen gang und gäbe geworden, daß kein Kind ſich allein in die Haide wagte, aus Furcht, vielleicht von dem wilden Mann überfallen und abgewürgt zu werden.

Ob der Werwolf ſelbſt merkte oder ahnte, was über ihn gemunkelt wurde, das wußte wohl nicht einmal ſeine Frau; denn zu Geſprächen neigte er nicht, ſondern gab auf Anreden entweder garnichts oder höchſtens ein unwirſches Knurren zurück. Nur ein kleiner krötiger buckliger Flickſchneider, mit dem ſich ſonſt niemand recht einlaſſen mochte, hatte ſich an ihn an-

geniſtet und verſtand ihm zuweilen ein paar Worte oder gar ein Schmunzeln abzugewinnen. Das paſſierte allerdings ſelten genug, und blos an beſonders ſchönen Tagen; denn des Flickſchneiders elenden Knochenbau flog beim leichteſten Lüftchen das Zipperlein an, und außerdem war er ſo ſchwach auf den Beinen, daß er dem unermüdlichen Werwolf kaum ein halbes Stündchen lang Schritt halten konnte. Geſchah es aber, dann ſchien ſich dieſer voll tiefen Behagens daran zu weiden, wie das kleine klägliche Klümpchen Unglück mit ſeinem bartloſen Unkengeſicht und ſeiner keuchenden Kläfferſtimme da neben ihm hin und her hampelte, und wie die Leute das ſeltſame Freundespaar verſtohlen von ferne beſichtigten. An einem ſolchen ſchönen Nachmittag alſo — es war ein ungewöhnlich milder November — vernahm der erwähnte Gemüſehändler, hinter der Gartenhecke knieend, wie der Flickſchneider plötzlich den Werwolf fragte, ob er nicht früher, vor ſeinem Eiſenbahndienſt, Sergeant oder ſo'was geweſen ſei. Und als der mißtrauiſch antwortete, er könne ſich nicht mehr an alles erinnern, zog der Andre ein Zeitungsblatt aus dem Rock, das den berüchtigten Kavallerie-Revolver in größengetreuer Abbildung zeigte, und fragte mit pfiffiger Miene weiter, ob er ſich hieran vielleicht erinnern könne; worauf der Werwolf erſt wie entgeiſtert ſtillſtand, dann in ein ſchreckliches Toben und Schluchzen ausbrach und den Krüppel wahrſcheinlich entzweigemacht hätte, wäre nicht die Frau aus dem Hauſe dazwiſchengeſtürzt und auch der Gemüſehändler zu Hilfe geeilt. Natürlich meldete dieſer den Vorgang ohne Aufſchub der Polizei, und am andern Morgen wurde der Unhold von zwei Gendarmen zur Stadt befördert und ins Unterſuchungsgefängnis geſteckt.

Beim Verhör erklärte zunächſt der Flickſchneider mit unterthänigſtem Selbſtgefühl, daß er ſich feierlich dagegen verwahren müſſe, als Freund des Verhafteten zu gelten. Er ſei ein unbeſcholtener Staatsbürger und habe ſich mit dem verdächtigen

Menſchen lediglich deshalb abgegeben, um heimlich dabei herauszuſtudieren, ob derſelbe in Wirklichkeit verrückt ſei oder blos immerfort ſo tue. Die verfängliche Frage nach dem Revolver habe er eigentlich nur geſtellt, weil einem ſolchen heimtückiſchen Müßiggänger doch alles zuzutrauen ſei. Er wolle keineswegs die Behauptung aufſtellen, daß der Werwolf den Apotheker umgebracht habe; es bleibe ja immerhin die Möglichkeit, daß derſelbe den greulichen Wutanfall aus reinem Ärger über die Frage gekrigt oder auch blos geheuchelt habe. Aber er möchte doch nicht verfehlen, die Aufmerkſamkeit der hohen Behörde auf den bedenklichen Umſtand hinzulenken, daß der Verhaftete am Tage des Mordes ſchon ſeit dem Mittag verſchwunden geweſen und erſt wieder am Tage nach dem Begräbnis vor ſeiner Haustür erſchienen ſei. Wenn ſich alſo derſelbe nach alledem vor dem hohen Gerichtshof als ſchuldig erweiſen ſollte, ſo möchte er — und bei dieſen Worten blies ſich des Flickſchneiders Buſenwölbung wie ein Truthahn vor dem ebenfalls verhörten Gemüſehändler auf — ganz ergebenſt befürworten, daß er allein den vollen Anſpruch auf die für die Entdeckung des Mörders ausgeſetzte Belohnung erheben dürfe. Der Beſchuldigte ſaß währenddem mit gänzlich verſtocktem Geſichtsausdruck da; nur als ſein Verſchwinden zur Rede kam, geriet er in merkliche Unruhe, und ſein zuſammengebiſſener Mund ſchien wieder mit inneren Tränen zu kämpfen. Doch bewirkte ſeine Vernehmung nichts weiter, als daß er hartnäckig leugnete oder zumeiſt blos den Kopf ſchüttelte, beſtändig die Augenbrauen runzelnd, wie wenn er die Sache nicht recht begriffe. Und da ſeine Frau nur in einem fort ausſagte, ſie könne ſich hoch und teuer verſchwören, daß ſie nie einen ſolchen oder andern Revolver an ihrem Mann beobachtet habe, ſo mußte das lebhafte Rechtsbedürfnis der aufs ſtärkſte geſpannten Zeitungsleſer einſtweilen damit zufrieden ſein, ſich in neue entrüſtete Leitartikel über die öffentliche Unſicherheit im

allgemeinen, wie über den unheimlichen Werwolf und sein jahrelang freies Herumgerenne im besonderen zu vertiefen.

Indessen ergab der Fortgang der Nachforschungen, daß der Beschuldigte um die Zeit, als Revolver des vielgenannten Systems in der Armee geführt wurden, tatsächlich Sergeant gewesen war, und zwar bei der reitenden Artillerie; auch daß er sich wirklich zur Stunde des Mordes nicht in seiner Behausung befunden hatte. Vor allem aber gelang es dem Flickschneider, der inzwischen zusehends in der Achtung der teilnahmvollen Bürgerschaft stieg und von Tag zu Tag mehr Zuspruch gewann, durch eifrige Umfragen festzustellen, daß die Frau des Verhafteten schon seit Jahren bei sämtlichen Krämern und Händlern des Ortes, bei Schlachtern, Bäckern und Handwerksleuten, beträchtliche kleine Schulden gemacht und ihren Mann für sein lumpiges Ruhegehalt und seine schuftige Faullenzerei — das waren ihre eigenen Worte — einmal laut vor den Nachbarn ausgeschimpft hatte; und außerdem war sie am Tag vor dem Raubmord in der Familie des Apothekers beim Aufscheuern mitbeschäftigt gewesen, sodaß sie von dessen Bahnfahrt zur Stadt wohl irgend etwas vorausgehört und dem Werwolf hinterbracht haben konnte. Es zweifelte demnach niemand mehr, daß dieser sein kärgliches Gnadenbrot, sei es mit, sei es ohne Wissen der Frau, durch den blutigen Handstreich hatte aufbessern wollen und die geraubten Banknoten noch irgendwo verborgen hielt; geteilter Meinung war man einzig darüber, ob er den ruchlosen Entschluß aus echtem Irrsinn gefaßt haben mochte oder immer nur wieder in der Berechnung, daß sich bei standhaft geheuchelter Geistesstörung jede Schandtat ungestraft ausführen lasse.

Zur großen Befriedigung sämtlicher Wohlgesinnten schien durch die nächste Gerichtsverhandlung, die eine öffentliche war, die letztbesagte Meinung bestätigt zu werden; denn als dem Verhafteten all jene Einzelheiten seiner verdächtigen Lebensführung

der Reihe nach vorgehalten wurden, war deutlich zu sehn, wie der handfeste Mann aus seiner gewohnten Halsstarrigkeit allmählich gleichsam herausstrauchelte und schließlich einen hilflosen Blick auf den freundlich lächelnden Staatsanwalt warf. Und als dieser den Blick — was in damaliger Zeit ganz erstaunlich an einem Staatsanwalt war — ohne Strenge erwiderte, vielmehr den erschütterten Angeklagten mit herzgewinnender Stimme fragte, ob er nicht endlich sein Gewissen erleichtern und durch ein mutiges Geständnis vor Gott und den Menschen reinigen wolle, da übermannte den Werwolf ein solches Weinen, daß die meisten Damen im Zuschauerraum, sogar auch die Witwe des Apothekers, nicht anders konnten und laut mitweinten. Das alles aber machte ihn dermaßen wirr, daß er vor fassungslosem Stammeln kein klares Wort zu entgegnen wußte, sondern nur krampfhaft, während die Tränen ihm in den zitternden Bart niederrollten, bald Ja und bald Nein aus der Kehle würgte, bald mit zerknirschten Geberden nickte, bald widerspenstig den Kopf schüttelte. Mehr war aus ihm nicht herauszubringen; und also mußte er, bis sein Gewissen zum vollen Geständnis gereift sein würde, oder bis andere sichere Anzeichen für seine Schuld zutage kämen, in die Untersuchungshaft zurückgeführt werden.

Während sich nun die Bevölkerung zwar im Grunde bereits beruhigt fühlte, aber sich umso gründlicher der immer noch schwebenden Sorge annahm, ob der Gerichtshof den Verbrecher füglich zum Tode verurteilen dürfe oder blos lebenslänglich ins Irrenhaus sperren, ward der sittlichen Spannung der Gemüter durch zwei fast unglaublich widerspruchsvolle, jedoch polizeilich verbürgte Zeitungsberichte ein wahrhaft erschreckliches Ziel gesetzt. Der erste Bericht verkündigte nämlich, daß sich der Werwolf frühmorgens nach jener Verhandlung an einem abgerissenen Hemdärmelstreifen in seiner Haftzelle erhängt und auf die Kalkwand der Zelle die Worte gekritzelt

hatte: „Ich kann nicht mehr. Ich weiß nicht mehr. Gerechter Himmel, es gibt einen Gott.“ Wohingegen der zweite Bericht beſagte, daß der Staatsanwalt am ſelben Vormittag von dem Anwalt der Apothekerswitwe einen langen Eilbrief empfangen hatte, demzufolge der Werwolf nicht der Mörder, ſondern ihr Gatte ein Selbſtmörder war. Und zwar wußte die ſchwergeprüfte Dame dies ſchon ſeit dem erſten Anblick der Leiche, da ihr zugleich von den Unterſuchungsbeamten der Kavallerie-Revolver gezeigt und von ihr als Eigentum des Toten, aus ſeinem — wie man es damals nannte — freiwilligen Militärjahr her, an einem Roſtfleck erkannt worden war. Um indeſſen — ſo legte ihr Anwalt dar — den guten Ruf des Dahingegangenen, ſowohl den moraliſchen wie beſonders den chriſtlichen, ihrer ehelichen Pflicht gemäß nach Kräften aufrecht zu erhalten, habe ſie voller Selbſtverleugnung ſo lange wie möglich zu ſchweigen verſucht und deshalb auch die Verſicherungsſumme ohne Widerſpruch hingenommen, zumal ihr Anrecht nach dem Vertragswortlaut als unanfechtbar gelten könne. Da aber nunmehr ein Unſchuldiger für die blutige Tat ſcheine büßen zu ſollen, und da inzwiſchen auch durch die Verſicherungsgeſellſchaft bedauerlicherweiſe ermittelt worden, daß der Dahingegangene ſein Vermögen in Börſenſpekulationen verſpielt und demnach vermutlich die Ermordung nur zu dem Zweck veranſtaltet habe, ſeine Familie vor dem Bankrott zu retten, ſo glaube Klientin die traurige Wahrheit nicht länger unterdrücken zu dürfen. Dieſelbe gebe der Hoffnung Raum, daß, möge ihr Gatte auch ſchwer gefehlt haben, das allgemein menſchliche Mitgefühl doch ſeinen furchtbaren Opfertod als genügende Sühne anerkennen und nicht noch ſeine Namenserben denſelben entgelten laſſen werde. Welcher Hoffnung dann in der Tat ſowohl der freundliche Staatsanwalt wie die gemütvolle Bürgerſchaft aufs offenherzigſte entſprach, beſonders als man noch erfuhr, daß ſich die wohlgeſinnte Witwe mit der Verſicherungsgeſellſchaft

gütlich geeinigt und ein Drittel der empfangenen Summe in aller Stille zurückgezahlt hatte.

Für den erhängten Werwolf freilich war ihr Bekenntnis leider Gottes einige Poststunden zu spät gekommen. Aber zum Glück war vorauszusehen, daß sich die Witwen der beiden Selbstmörder, da die zweite die erste gerechterweise auf Entschädigung verklagen konnte, im stillen ebenfalls gütlich einigen mußten. Auch blieb ja immerhin unentschieden, ob sich der Werwolf nicht doch vielleicht, als er an jenem Tag seine Wohnung verließ, mit der sträflichen Absicht getragen hatte, den Andern meuchlings auszurauben; und jedenfalls ließ sich gewissermaßen eine Art höherer Gerechtigkeit in dem sonst peinlichen Umstand entdecken, daß dieser auf Staatskosten lebende Heuchler, dessen schlechtes Gewissen ihm nicht einmal den ruhigen Genuß seiner Rente erlaubte, sich kurzerhand selbst gerichtet hatte. Viel erschrecklicher war dem gebildeten Teil der überraschten Bevölkerung die ungeheure Verstellungskraft, die den sanften gottgläubigen Apotheker bis znr letzten Minute befähigt hatte, den Schein des Raubmordes herzustellen und Revolver nebst Uhr noch im Todeskampf aus dem Bahnwagenfenster herauszuschleudern. Doch am allerbedenklichsten war die Ungewißheit und bot jedem gründlichen Zeitungsleser noch auf lange Zeit reichlichen Gesprächsstoff, ob der Werwolf nun doch zuguterletzt, laut seiner rätselhaften Wandinschrift, in wirklichen Irrsinn verfallen sei und sich, dem freundlichen Staatsanwalt folgend, für den Mörder gehalten habe. Den Feinden der bürgerlichen Ordnung natürlich erschien das als ausgemachte Gewißheit; ja, ein ruchloser Schriftsteller jener Zeit nannte es gradezu einen Staatsfall und ein fast noch mnsterhafteres Beispiel von hirnberückender Eingebung — oder, wie die gebildeten Deutschen sich damals ausdrückten, Suggestion — als das des berühmten Hauptmanns von Köpenick.

Der Menſchenkenner und ſein Gleichgewicht

Novelle aus dem Innern eines Miſanthropen

Jan Goderath war ſein Name; und er war ſtolz auf den Namen. Er hatte ihn wieder zu Ehren gebracht, als kein Menſch mehr dem alten Handelshaus traute. Und nun ging er hier durch die fremde Stadt, die ihn plötzlich an jene Leidenszeit mahnte, und konnte ſich ſeinen Trübſinn nicht deuten; die ganze Stadt ſchien in Trauer verſunken.

Freilich: ein Volksmann war geſtorben: ein ehrlicher Mann, ſelbſt ſeine Feinde mußten das zugeben. Und ſtandhaft war er geſtorben, nach qualvoller Kehlkopfkrankheit, vor der Zeit: ein Opfer ſeiner Beredſamkeit. Aber was ging denn ihn, den reichen Weltmann Jan Goderath, den unabhängigen Handelsherrn, der ausgediente Volksfreund an! und noch dazu ein Italiäner! Dies Volk war ihm doch eigentlich ein Greuel. Was hatte er mit einem Narren gemein, den ſeine Schmerzen begeiſtert hatten, wie andere Narren auch! Wie konnten ihn, den Menſchenkenner aus Hamburg, die Trauermienen des Pöbels in dieſer fremden Stadt ergreifen?

Und erſt dies Genua ſelbſt, la superba, wie dieſe Söhnchen glorreicher Väter ihr Marmorneſt noch immer nannten: was war in die bankrotten Wichte auf einmal für ein Geiſt gefahren? Er beſah ſich die Vorübergehenden; das ſtechende Vormittagslicht behagte ihm plötzlich. War das dieſelbe träge, ſchamlos geſchwätzige Menge, die ihn noch geſtern verdroſſen hatte? Alle gingen ſie ſchleichend wie ſonſt, faſt noch ſchleichender, ohne ihr zweckloſes Gliedergefuchtel, und Keiner kam ihm träge vor. Der enge Corſo wimmelte wie immer dicht von Menſchenköpfen, durch die ſich nur ſelten ein Fuhrwerk ſchob; aber die Kutſcher ſchrieen heut nicht, jede Stimme klang verhalten, wie durch die grauen Paläſte gedämpft, und die Geſichter ſchienen ſich den ſtolzen Mauern anzupaſſen, die düſter in

den blauen Himmel grenzten. Selbſt wenn ein ſchönes Weib vorüberkam, lief ihr kein hündiſcher Blick aus lüſtern ſchwarzen Augen nach; in allen dieſen Augen glomm ein traumhafter Ernſt — was war das nur?!

Schon unten am Hafen war ihm aufgefallen, daß heut die Arbeit ohne Lärm und Flüche und Gelächter vor ſich ging; ſogar die Maultiertreiber in den Steinbrüchen ſchlugen weniger roh auf ihr bepacktes Viehzeug los. Doch das, nun ja, das waren Arbeitsleute; denen mochte der geſtorbene Gleichheitsmenſch wohl wirklich etwas bedeutet haben. Aber hier, im Innern der Stadt, was hatten dieſe flunkernden Kaufleute, dieſe Tagediebe und Weiberknechte, mit dem Mann des Volkes zu tun! Und was erſt all die Fremden hier! Was gab dem dürren Franzoſen dort, mit der Orangenblüte im Knopfloch, ſolchen feierlichen Ausdruck, daß die beiden Säulen des alten Portals, vor dem er zufällig wartete, wie ſein natürlicher Rahmen wirkten, trotz ſeines modiſchen Reiſehutes. Tat das der Tod?

Nein; dazu war dies Volk von Beichtkindern zu leichtherzig. Erſt vorige Woche hatte er in Piſa einen hohen, weit beliebten Beamten zu Grabe bringen ſehen: die ganze Stadt war auf den Beinen geweſen, ſämtliche Glocken läuteten, acht Barfüßermönche trugen den Katafalk, all ihre Ordensbrüder ſchritten voraus und goldverbrämte violette Prieſter, dazwiſchen Jungfraun in weißen Kleidern und Kinder mit grünen Kränzen im Haar, alle mit großen brennenden Kerzen, Chorknaben ſangen Litaneien, zwei Väter Jeſu führten die gebrochene Witwe, die Frauen des Gefolges weinten laut — und eine Stunde ſpäter war von dem ganzen Straßenſchauſpiel auch nicht ein Hauch mehr zu ſpüren geweſen. Und die Piſaner ſtanden doch im Ruf der Gründlichkeit, er ſelber hatte ſich bei ihnen wohlgefühlt, es mußte da wohl vor Jahrhunderten germaniſches Eroberblut in die Bevölkerung gedrungen ſein.

Und heut nun, hier in Genua, wo jedes wälſche Unkraut ſich ſonſt brüſtete, ſchon ſeit dem frühen Morgen dieſe Stille. Ihm war, als ginge er in einem Strom von Wallfahrern. Was hatte all die Menſchen ſo ſeltſam in ſich gekehrt? Der tote Volksmenſch war doch nicht einmal mit Pomp beſtattet worden. Kein Mönch noch Prieſter war dem ſchmuckloſen Holzſarg vorausgezogen; ſechs barhäuptige Arbeiter hatten ihn getragen, keine Träne war gefloſſen, und keine Glocke läutete. Oder wars etwa grade Das? War dieſer ungewohnte ſtumme Eindruck den Schwätzern auf die Seelen gefallen? Dieſer farbloſe Eindruck: der Zug der hundert ſchwarzgekleideten Männer, wie ſie paarweis, alle mit bloßen Köpfen, die Hüte in der Fauſt, finſter und wortlos hinter der Bahre hergeſchritten waren, unter dem ſchwülblauen Himmel. Selbſt einen Offizier der Kriegsmarine hatte er da die Mütze lüften ſehn.

Und hatte nicht er ſelber, Jan Goderath, ſich da ſagen müſſen, daß es doch Ahnen dieſer Männer waren, die hier die ſchlichte Straße von Paläſten, mit dieſer ſtrengen Wucht der Außenwände, dieſer ruhigen Kühnheit innen, einſt hatten bauen können! Er trat hinein in eines der machtvollen Treppenhäuſer. Wenn jetzt durch dieſen Säulenhof, in dem die ſtarre Hitze brütete, ein Mann im Arbeitskittel käme, er würde den Hut vor ihm abnehmen. Was war ihm nur?! Ihn konnte doch der Eindruck von ein paar Dutzend Leidtragenden nicht aus dem Gleichgewicht bringen! Die Zeit lag doch wohl hinter ihm; er war doch über die Dreißig hinaus. Gewiß: der Eindruck war ſchön geweſen, ſchön und ernſt, vielleicht auch edel. Das brauchte ihn doch aber nicht in ſeiner Ruhe zu ſtören; er hatte ſie ſich ſchwer genug verdient. Was ging denn ihn das wälſche Elend an! dem war ja doch nicht zu ſteuern. Was ging ihn überhaupt das Leid der Menſchen an? Als ob es ohne Leid Glück geben könnte. Das blieb doch in alle Ewigkeit ſo.

Er trat wieder auf die Straße. Und wieder fühlte er aus

allen Augen das ſtille Flimmern auf ſich wirken. Oder ſtörte ihn etwa nur das Licht, das von dem heißen Marmorpflaſter prallte? Er ging hinüber in den ſchmalen Schattenſtreifen; es war, als ginge er durch ein Geſpinnſt, das all die dunkeln Köpfe verband. Und keiner ſah doch traurig aus. Es ſchwebte nur wie eine Andacht zwiſchen ihnen; als horchten ſie auf etwas Fernes, Klares. Das konnte doch der Tod nicht machen? Das konnte doch nicht Ehrfurcht ſein? Was galt denn dort dem Fuchsgeſicht, was dort den beiden Profeſſoren der Geſtorbene mit ſeinem unklaren Zukunftstraum! Was war das für ein Zwangsgefühl, das dieſe ganze Stadt erfüllte? und ihn mit! Er war doch ſchon ganz anderer Stimmungen Herr geworden, die ihn viel näher betroffen hatten: damals, als ſich ſein Bruder vergiftete — der hatte auch ſo rührende Augen wie dieſe braunen Halunken hier. Ja, damals war ihm der Vater am Herzſchlag geſtorben, und Er allein hatte alles gerettet.

Er bog in den Platz vor dem Poſtgebäude; hier ſtaute ſich die Menſchenmaſſe. Die Stimmung war noch ſeltſamer hier. Die grelle Hitze machte alle Mienen noch geſpannter; bis unter die Arkaden des Gebäudes ſchien dieſe hohe Spannung zu ſchweben. Selbſt der verkleidete Meſſerhändler, dem ſonſt ſein kriechendes Lächeln ſo feil wie ſeine Dolche war, ging heut in ſeinem blaugeſtickten Dalmatinermantel wie ein verbannter Fürſt umher. Man hörte kaum ein deutliches Wort. Jeder ſchien ſich, wenn er ſprach, auf etwas Anderes zu beſinnen, etwas Vergeſſenes, Heimliches. Was war das nur? Hier all die Müßiggänger hatten doch den Toten nicht geliebt! Und Er, Jan Goderath ſenior: Liebe — faſt hätte er laut losgelacht — mit dem Gefühl war er doch gründlich fertig! das hatte ſein Bruder ihm abgewöhnt. Er atmete ſchwer auf; was lag ihm an dem kehlkopfkranken Zukunftsapoſtel! was an dem ganzen Gemurmel hier! Wenn er die Augen etwas ſchlöſſe, würde die Stimmung vorüber ſein. Nein, ſelbſtverſtändlich:

nur noch beklemmender kam ſie dadurch zu Gefühl: ihm war, als ſtünde er in ſeiner Vaterſtadt, verloren wie ein Blinder, inmitten einer großen Kirchgängerſchaar. Er mochte das nicht länger ausſtehn. Ein Glück, daß ihn der deutſche Maler erwartete! Das Bruſtbild ſollte heut fertig werden; ſo beim Modellſtehn würde er ſein Gleichgewicht ſchon wiederfinden. Er nahm die Richtung in die obere Stadt.

Denn ja, das Gleichgewicht: das war das Höchſte: die ſtarke Vernunft. Die hatte ihn gemäßigt damals, in ſeinem Wutanfall, als er faſt ſeinen Bruder erſchlagen hätte, den toten Schuft, der ihn mit zum Betrüger machen wollte, der Lüderan! Ja, er war ſtärker als ſeine Liebe; er hatte die Probe beſtanden. Wie kam er nur darauf, heut ſein Gefühl zu befragen? War etwa das Gefühl zu ſchwach geweſen, wenn die Vernunft ſo ſtark war damals? Das war doch dann kein Gleichgewicht! ſonſt wäre doch Eintracht in ſeiner Seele. Ein Jahr lang war er nun gereiſt und glaubte alles verwunden zu haben, und ein paar hundert flüſternde Menſchen konnten ihn aus der Faſſung bringen? eine Heerde, die ſich ſelbſt nicht begriff! Er fuhr ſich heftig über die Stirn. Nun: dank der Kunſt — er mußte lächeln — jetzt war er bald heraus aus dem Geräuſch. Hier ſchlichen nur noch Vereinzelte; wie bloße Schatten ſahen ſie aus; es ſchien ſie alle etwas nach unten zu rufen.

Er ſtieg die breite Treppenſtraße zu dem oberen Corſo hinauf. Er ſpürte die Apenninenluft ſchon, trotz der ſengenden Sonne. Es war doch ein Wunderwerk von Stadt, ſchier ebenbürtig der reichen Natur. Welche ungeheure Arbeit ſprach allein aus den Grundmauern, auf denen ſie rings die Bergterraſſen emporklomm, aus den Hunderten von ſteinernen Stufen hier, den Quadern der Umwallung dort im Zickzack um den Corſo, aus all den Brücken über die Felſenſpalten, und oben aus dem Zug der Feſtungsblockwerke, der altersgrau den kahlen Höhenkamm krönte: Das war Alles Menſchenwerk! — Ihm fiel die

Inſchrift ein, die er heut Morgen am Hafen unten geleſen hatte, an dem Palaſte, den einſt das genueſiſche Volk dem greiſen Doria ſchenkte: „ut, maximo labore jam fesso corde, otio digno quiesceret.“ Er überſetzte ſich das ſchlechte Latein: „damit er, nun ſein Herz von der gewaltigen Arbeit ermüdet iſt, in würdiger Muße ausruhen könne.“ Ein Schauer überlief ihn: hier rings auf all den Bergabhängen, die ihn im Halbkreis umarmten, ragte die Arbeit von Hunderttauſenden.

Er wandte ſich und ſah hinunter auf die Stadt. Wie ſich da Hohes und Niederes einte — Paläſte und Straßenfluchten, die flachen Dächer und die Türme, Gärten und rieſige Wohnhäuſermaſſen — im wogenden Weißglanz des Mittags. Dort lag die Villa Negro, mit ihrem Park von Lorbeern und Myrten, Zypreſſen, Palmen, Zitronenbäumen, mit allen Blumen des Orients und jedem Laubholz des Nordens — ſo lieblich hatte ſie ihm nie gedeucht. Er glaubte das Geplätſcher ihrer Springbrunnen, die kleinen Waſſerſtürze der Grotten zu vernehmen, und ihr zu Füßen das Gewirr der Gaſſenſchluchten, in Zirkellinien um ſie her, dies Spinnennetz, dem er ſoeben entronnen war. Wie ſich das nun zuſammenſchloß, Altes und Neues, unter der glutblauen Himmelsglocke! Jeder dunkle Fleck, ſelbſt die verwitterten Kirchenkuppeln, ſchien ihm verklärt, bis ins Gewimmel des Hafens hinab. Wie Alles zu ihm herzuſtreben ſchien, tief her, fern her: die Menſchheit unten, Leuchtturm und Schiffe, das ſilberweiße blendende Meer — er mußte die Augen ſchließen.

Ein heulender Pfiff riß ſie ihm auf. Im Tal zur Linken kam ein Bahnzug aus dem Tunnel herausgedampft, der hier im Bogen unter der Stadt herumlief; er ſchätzte, daß er grad drüber ſtand. Wenn jetzt die Erde ſich öffnete, würde er in den Schienenſchacht ſtürzen, die Mauern des Corſos über ihn her. Auch unſichtbar die Arbeit von Tauſenden! Vielleicht mit von den Männern, die heute den Toten getragen hatten. Wenn

nun die Männer ihr Werk zerstören wollten? Was hinderte die Tausende? — Ein paar Dutzend Fäßchen Dynamit, planvoll den Tunnel entlang verteilt, würden die Stadt in den Hafen schleudern, samt Festung, Zuchthaus, Irrenhaus. Er hörte die wankenden Felsen schon donnern, die See auftosen und Orkane heulen. Die Dächer der Paläste bäumten sich, Kirchtürme flogen durch die Luft, die Kuppeln platzten, und die Gärten tanzten. In braungelben Kurven schossen Marmorstatuen ins kochende Meer, Gemäldegalerieen flammten auf, Schiffstrümmer, Bibliotheken. Durch den verfinsterten Himmel, durch Qualm und Feuer und Wolken von Schutt, scholl das Geschrei zerberstender Bürgerbäuche; und oben über dem Rachegericht, auf den umrauchten Höhen des Apennins, standen die Tausende, mit heißen Augen der Märtyrer denkend, die sich da mitgeopfert hatten — standen zu neuer Zukunft bereit.

Er wischte sich den Schweiß von den Backen. Was war ihm nur! Sah er bei hellem Tag schon Gespenster, wie die Dorfschäfer hinter Hamburg? Was war das für ein Zwangsgefühl? Die Männer unten hatten doch nicht drohend ausgesehen; eher bittend; als ob sie etwas zu erringen suchten. Was hatte Er damit zu tun! er reckte sich. Ja, diese seltsam suchenden Augen; er nickte und schritt weiter, jetzt war er bald am Ziel. Merkwürdig: auch der Maler hatte manchmal diese Augen: halb bettelnd, halb fordernd, der arme Teufel. Nur daß sie grau waren, nordseegrau, wie seine eigenen Augen grau; und doch wie Hundeaugen. Ja: wie ein Schweißhund vor der Jagd: heißhungrig, scheu. Und diese schräge Verbrecherstirn! der filzbraune Spitzbart! die kurzen Beine! Der Mensch war ihm doch eigentlich widerlich. Der paßte unter dies wälsche Gesindel: halb Lazzarone, halb Genie.

Warum hatte er ihn blos aufgesucht? warum sich von ihm malen lassen? von diesem Schächer der Kunst! Wie er ihn immer anstarrte: als wollt er die Seele ihm aus dem Leibe pinseln

— und dann wars nichts als Stückwerk. Was hatte ihn hingeführt zu dem Menſchen?! Etwa daß er aus Hamburg war? aus ſeiner Vaterſtadt? — Pah: Heimweh! lächerlich! Kinderkrankheit! — Oder daß er mit ſeinem Bruder befreundet geweſen? Nun, das vielleicht; er wollte ſich wohl abſichtlich prüfen. Denn vor zwei Jahren hatten ſie Drei da oben hinter Hamburg geſtanden, auf den Elbhöhen draußen, bei Sonnenuntergang, die Ausſicht über den Strom zu Füßen. Der ſtrömte ſo breit, als wenn das Meer ſchon anfinge dort. Und der Maler hatte ſich abgewandt, die rauchenden Dörfer jenſeits anſtarrend, die in der Abendglut zu brennen ſchienen; denn Er, er machte in Brnderliebe, Jan Goderath ſenior Nachfolger — er hatte dem Schwächling noch einmal geglaubt, ſie waren ja doch Ein Fleiſch und Blut — zwei Tage bevor er es kennen lernte, verachten lernte, dies Fleiſch und Blut, die ganze menſchliche Sippſchaft. Was ging ihn jetzt der Menſch noch an! Der hatte wohl gar um alles gewußt, vielleicht die Wechſel gar fälſchen helfen. Nun: morgen würde er weiterreiſen, ob nnn das Bild hent fertig würde oder nicht.

So trat er in das Haus hinein. Hier war es kühl, die ſteinerne Stiege friſch geſpült; jetzt würde er gleich Rnhe haben. Wenn der Menſch ahnen könnte, wie ihn der Pöbel entzwei gemacht hatte. Ja: Gleichgewicht! die Eintracht zwiſchen Vernunft und Gefühl, wie zwiſchen zwei gleich ſtarken Herrſchern: wenn Das zu malen wäre, wenn es das gäbe, in einem einzigen Menſchengeſicht, in Einer Seele von Mann anf Erden: der ſollte ſein Frennd ſein! — Da ſtand der Spitzbart ſchon in der Türe; Bedientenſeele! — Und der alſo dnzte ihn — dem gab er die Hand — — ſie gingen vor die Staffelei. Er trocknete ſich die Stirn. „Haſt dn das Kinn nicht zn maſſig gezeichnet? Ich ſehe ja aus wie Bonaparte vor Moskan.“ Der Spitzbart, grinſend: „Mit dem haſt du auch manchmal Ähnlichkeit.“ Ach ſo! das ſollte ihm wohl ſchmeicheln. „Ich habe mit Niemandem

Ähnlichkeit; der korſiſche Dickbauch iſt nicht mein Mann." Der Andre, kleinlaut: „Das Kinn iſt gut. Laß nur die Augen erſt fertig ſein; es liegt tatſächlich nur an den Augen." — „So? Nun, dann kann man wohl anfangen." — „Ja."

Er ſtieg auf das Trittbrett und lehnte ſich an das Pfoſtengerüſt. Der dürftige Raum war drückend warm. Vom Apennin her tönte ein Hornſignal. Sie ſahen ſich ſchweigend in die Augen; nur das Geränſch des Malens war noch hörbar. Wie ihn der Menſch wieder anſtarrte jetzt! Wie er ſich quälte für ſein bißchen Brot! So quälten Hunderttauſende ſich! — Hatte er etwa Mitleid mit ihm? der Reiche mit dem Armen? Er, Goderath Nachfolger — lächerlich! — Er hatte doch damals kein Mitleid gehabt, mit ſeinem eigenen Bruder nicht, als der um Geld nach Amerika bettelte. Nun gar mit dieſem wildfremden Stümper? — „Habt ihr euch eigentlich lieb gehabt?" hörte er plötzlich wie fernher fragen. Was fiel dem Menſchen da drüben denn ein! „Ich ſpei auf die Liebe!" er ſchrie es faſt. Warum denn nur? fragte etwas in ihm. — „Entſchuldige!" hörte er. Schweigen.

Und wieder ſtarrten die Augen ihn an. Und wieder ſtarrten ſie nordſeegrau. Und in dem Grau war etwas Flackerndes. Was war das nur? Das war ja unheimlich. Das war ja viele Meilen fern; wie ein Geſpinnſt zwiſchen ihnen, ein flimmernder Strom, und jenſeits brennende Dörfer. Und über den Strom her kamen Tauſende, barhäuptig, paarweis, auf ihn zu: die trugen einen Toten. Und ſtarrten ihn an mit Menſchenaugen, heißhungrig, ſcheu, halb bettelnd, halb fordernd. Als wäre etwas in ihm, das ſie ſuchten: etwas Vergeſſenes, Fernes, Klares. Und plötzlich ſtrahlte es auf in ihm, und ſtrömte über, hin zu ihnen: ein Licht, ein Meer, ein Nebelglanz. „Was iſt dir, Menſch?" rief eine Stimme — er wankte, taumelte, verlor das Gleichgewicht. Und heiße Tränen machten ihn blind, und blindlings wankte er in zwei Arme, und küßte den Bart, der ihm

ſoeben noch widerlich erſchienen war; küßte ihn weinend wie ein Kind, und lachte, und ermannte ſich. O, das war mehr als Vernunft und Gefühl! Das war doch Liebe, nicht Mitleid, nein! Das war die Liebe, leidlos ob Fleiſch und Blut! die Eintracht und das Gleichgewicht! Das war die Alles beſeelende Liebe.

Die Kniee zitterten ihm, er mußte ſich ſetzen. Er fühlte den kranken Volksmann ſterben, der Zukunft zu Liebe, vor der Zeit; er fühlte die Sehnſucht der Tauſende leben, wie Brüder zu werden, der Freiheit zu Liebe; er fühlte die Opfer der Arbeit alle, dem Leben Aller, Aller zu Liebe. Und Er? er hatte die Menſchen verachtet; er, Goderath, der Menſchenkenner! — Er reichte dem Maler die Hände hin: „Ich hab mich verſündigt an meinem Bruder“ ...

Das Geſicht

Eine halbe Stunde Seelenleben

Er ſaß und konnte nicht los aus dieſem laſtenden Bann. Immer wieder ſank der über ihn, wie ein magnetiſcher Ring um die Stirn, und lähmte ſeine Hand. Seit Wochen nun ſchon: ſeitdem er wieder geſund war. Immer, wenn er malen wollte. Immer die eine, große, unerfüllte Luſt: das Ziel der hundert frohen Mühen und Entwürfe: das Bild, das Bild: ihr Geſicht! — was er auch Neues vornehmen mochte.

Er hörte ſie im Nebenraum hantieren, durch den Teppich hindurch. So verhalten klang es, ſo fremd. Und die Brandflecken auf dem Teppich: wie ſie ihn quälend erinnerten! — Er fühlte ſeine ſtarken Schultern zucken, ohne daß ers wehren konnte. Er ſah müde und verächtlich in die Landſchaft auf der Staffelei, und warf den Pinſel weg, und ſah ſcheu nach der Wand drüben, nach dem Menſchenbild da.

Da hing es und wartete, das letzte von den vielen; das ſie noch gerettet hatte aus dem Brande, im letzten Augenblick,

aus den fliegenden Flammen. Es war wie ein Alb: dieſe ungelöſte Aufgabe, dies Geſicht.

O gewiß, es war ja fertig: war ja ein Bild: ein Bild, wie nur Er es malen konnte: dies Weib da, mit der Narziſſe in den ſtreng gefalteten Händen. Sie duftete faſt, die vorgebeugte, makelloſe, leuchtende Blüte, mit dem purpurgelben Krönchen auf dem weißen Stern; die berauſchende Blüte vor den jungen, nackten, vollen Brüſten. Und darüber ihr ſtumm gewährender Mund. Und darüber die blauen drohenden Augen, groß und dunkel ins Weite gerichtet. Und darüber all ihre Haarglut, ſchwer und goldrot wie Kupfergold, ſchwarzgrün umſchattet vom dichten Laubwerk des alten wilden Myrtenbaumes, mit den kleinen, ſchimmerweiß ſchwellenden Knoſpen. Ja, ſeine Freunde hatten geſcholten, daß er's der Welt nicht zeigen wollte; damals.

Aber das war es ja: auch jetzt nicht! Und nie, niemals, bis er das Eine gefunden, das noch drin fehlte, Ihm nur ſichtbar: das nur Er vermißte in dieſen Bildern: das letzte Rätſel ihres Geſichtes: Das, warum er ſie liebte.

O, und nun wars unmöglich: war es zerſtört, dies ſtille lebendige Rätſel: von den Flammen gefreſſen das Geheimnis ihrer Züge, von Narben zerriſſen dieſer ſtolze Hals, dieſe ſchmiegſamen Lippen — und um ſeinetwillen! — Und er hatte doch gewußt, mit ſeiner ganzen Kraft gewußt, daß es endlich ihm glücken würde, daß er's ihr ablauſchen würde und auf die Leinwand zwingen, dies lockende Wunder. Nicht aus den Augen; nicht aus den Mundwinkeln. Da ſaß es nicht; in keiner Einzelheit. Auch in der Stimmung nicht; das hatte er alles verſucht und getroffen. Es war ein Ausdruck, ein Ausdruck! und er war ihm ſo nahe geweſen: in ſeinem letzten Bilde, dem an der Wand da drüben, dem einzigen übrig gebliebenen. Und jetzt, jetzt —? er preßte die Finger ineinander; er hätte ſie blutig drücken mögen.

Und all das, weil er ſie liebte; grade weil. Und weil er ſo ſtark war. Ob es wohl Strafen gab? Strafen der Kraft? aus ſich ſelbſt? — Hatte er deshalb den Fuß gebrochen? —

Ob Liebe Sünde war? Nicht überhaupt, aber für Ihn: Sünde gegen die Kunſt! Übermannung! — Denn es war ja nicht gleich ſo geweſen; was ging ihn ihre Seele an. Aber allmählich — o aber das wars ja: das Heilige, auch für den Künſtler: Das, was ihm die Augen geöffnet hatte: das Allerheiligſte der Form: die bannende Seele, die Gegenſeitigkeit alles Lebendigen!

Und ſo wars denn geworden: das Modell zum Weibe, der Leib zum Weſen, und immer gegenſeitiger dem Künſtler ihre Schönheit, und immer gegenſeitiger dem Menſchen ihr Geſchlecht. Nein, er wollte es nicht. Nur mit den Augen wollt er ſie haben: ihre Augen, die nachtblau dunklen, ſchwimmenden Blumen, ihr klares waldſeeſtilles Geſicht — Alles! — Und doch: wie er ſie dann erkannte, dieſe Geſtalt, Blick für Blick, und Ahnung um Ahnung ſicherer wurde, feſter im Bilde, und alles ſich ihr entgegenſpannte in ſeinen Sinnen, und ihre Innigkeit mit ſeiner Sehnſucht wuchs: es war ja Natur, Natur! war das Ohnmacht?

Jener Augenblick, nach jenem letzten Bilde, als er ſie am Handgelenk herauriß, noch zitternd vor ſchaffendem Entzücken, und ihr den neuen Ausdruck zeigte, der ſie faſt enträtſelte: dieſe verlangende Keuſchheit — und dann ſie anſah, heiß und durſtig, das Eine Letzte ſuchend, daß ſie's nicht aushielt länger und an ihm niederwankte, ſo warm und ſchwer, und er an ihr: o Verſunkenheit! — Und dann, dann: es war zu hart, zu widerſinnig hart vom Schickſal: wie er ſie hochgeriſſen hatte mit tollen Armen, ſchreiend vor Luſt und doppeltem Glücksgefühl, und mit ihr über den Schemel ſprang: dieſer tückiſche Knöchelbruch — über den er damals noch lachen konnte — in ſeiner ſchwelgenden Liebe — damals.

Er lauſchte. Was ſie wohl dachte jetzt. An ihn nur. Das fühlte er. Das war das Schwere; der magnetiſche Ring.

Wie ſtill ſie wieder ſaß. Daß er ſie nur nicht merken möchte, da in der kleinen Kammer, hinter dem Teppich; nichts rührte ſich; ſo wars nun Tag für Tag. Und Abends die Angſt, die heimliche Angſt, mit der ſie ſich im Dunkeln hielt, im Halblicht, oder ihr Geſicht verhüllte, daß er es nur nicht ſehen möchte; daß er ſie nur vergeſſen möchte, ihre tote Schönheit, das Bild ihrer Seele, dieſe quälende Unmöglichkeit. Ja, die Angſt in der Luft, das wars; das machte ihn zunichte, dieſe Art Liebe.

Ja, und war denn das noch Liebe? dieſer lähmende Zwang! War nicht alles blos Erinnerung?!

Nicht einmal Nachts: nicht anrühren konnt er ſie mehr, ohne daß es wieder vor ihm ſtand, das ganze furchtbar rote Schauſpiel, und ihm heiß und kalt die Sinne benahm. Wie ſie ihn geweckt, ihn herausgehoben hatte mit ſeinem kranken, dick verſchienten Fuß aus dem qualmenden Bett, hinter ihr her ſchon die leckenden Flammen, durch die Tür und hinab die zwölf dunkeln Treppenſtufen — o, ſie war ſtark, faſt ſo ſtark wie er! — und dann zurückgeſtürzt war und ſich nicht halten ließ, wieder hinauf, um das Bild noch zu retten, das eine wenigſtens, hinein in das glühende Viereck oben, mit den langen offenen Flechten, die im Feuerſchein floſſen wie rollende Wellen — dies Flimmern! — Und auf einmal der Schrei, dieſer ſchrille zerreißende Schrei, und das polternde Bild, herunter zu ihm; und oben ſie, groß, in entſetzlicher Pracht, mit den greifenden Armen, die roten Haare zu bläulichen Funken zerflatternd, eine ſprühende Glorie! züngelnde Flügel um den keuchenden Buſen! und die grauenhaft flackernden Augen! — Und Er, hilflos da unten ſich krümmend! Und noch Einmal der Schrei, der heiße, tieriſche Schrei! und ſein eigener Schrei: wie ſie wieder ſich dreht, eine brennende Garbe, noch Einmal hinein — daß ihn die Sinne verlaſſen — bis die

Leute ihn wecken und ſie neben ihm liegt, in den Teppich gewickelt, nach dem ſie zurückgerannt in letzter gräßlicher Beſonnenheit, um den lodernden Schmerz zu erſticken, das tapfere ſtarke Geſchöpf — ſeine Retterin! —

Ob ſich das wohl malen ließe: feurige Flügel? Nein, Narrheit; ſo wenig wie der Sonnenſtrahl, der da auf der Palette blitzte. Ach, das Sonnenlicht! Wie ihr Haar drin ſchillerte früher, ſo glatt und wogend; ob es wohl wiederwachſen würde? — Aber was nützte das! Ihr Geſicht, das war das Unerſetzliche! die Erinnernng, die ihn zu ihr zog — nein: von ihr ſtieß.

Er ſtierte zu Boden. Wenn ſie doch geſtorben wäre; wirklich geſtorben, nicht blos in ihm. Dann würde er zu ihr beten können, ſein ganzes Leben lang; ruhig, traurig, wie als Kind zur Jungfrau Maria. Nein, Maria Magdalena wars immer geweſen; die hatte er immer im ſtillen gemeint, ſeitdem er ſich heimlich die Bibel gekauft, wenn er zur Strafe hinknien und beten mußte. Magdalena, die liebreiche Sünderin.

Ach, was ſollte dies Grübeln. Sie lebte ja, lebte und liebte ihn; und war geſund, geſund wie Er. O, das ſchöne, blühende Wort! O, ihre quälende Häßlichkeit! ihre mahnende Nähe! die Luſt und der Abſcheu! Ohnmacht! —

Er ſah wieder auf; nach dem Teppich, nach dem Narziſſenbild. Wenn er's verkaufen würde. Ob er dann vielleicht Ruhe hätte. Wozu auch dieſe Verſeſſenheit, ohne Sinn und Verſtand, auf das eine einzige bißchen Seele. Wozu denn überhaupt der ganze pedantiſche Tiefſinn. Warum wars ihm nicht genug an dem farbigen Witz, wie den Andern; an der Lichtflunkerei, über die er ſonſt ſpottete. Es war doch ſo einfach: was Neues probieren! — Aber ſie, ſie blieb ja. Und wenn er das Bild in Stücke zerſchnitte, die Erinnerung blieb, ſolange ſie ſelbſt blieb; und mit ihr der Zwang. Und die Erinnerung ließ ſich nicht malen.

Freiheit! — Ja — : das war das Ungeſunde: das war

unſittlich: dieſe widernatürliche dumpfe Gemeinſchaft! Knechtſchaft! Leibeigenſchaft!

Er ſtarrte auf die Palette; ein Wolkenſchatten wiſchte den Lichtſtrahl aus. Wenn er ihr Schminke gäbe? — Ihn ekelte! — Und die Form bliebe ja dennoch zerſtört, die Seele im Geſicht. Und ihre Scham! ihr Stolz! Dann würde ſie gehen! —

Aber das wollte er doch? — Dann das Bild auf die Ausſtellnng; weg damit! Eine Reiſe; Gletſcherſonne! Ein, zwei Jahre würde es ſchon reichen, das Geld für das Bild und der Reſt ſeiner Erbſchaft; er würde blos arbeiten. Und er hatte ja genug gelernt an ihr! Er wollt es den Andern ſchon zeigen, warum er ſo lange im Stillen geſeſſen.

Und ſie? — Sie war ja klug genug, die Profeſſorstochter. Sie könnte ja Unterricht geben, oder Buchhalterin werden; oder er würde ihr ſelber was ſchicken. Nein, ſchändlich: das würde ſie nicht nehmen. Und —: und wenn nun die Leute ſie nicht wollten? mit ihrem entſtellten Geſicht?!

O, dies Gewiſſen! Warum hatte er dies Gewiſſen! — Ja, für die Kunſt, da war's gut. Aber fürs Leben? fürs Leben brauchte man doch kein Gewiſſen! — Nicht weil er ſie verführt hatte; nein! eher ſie ihn. Oder weil ſie von den Ihren geächtet war? eine Verſtoßene?! und um ſeinetwillen! — Nein: das war ja aus ihr ſelbſt ſo gekommen. Warum war ſie denn wiedergekommen, noch eh er von Liebe was ahnte; und immer wieder, bis ſie bleiben mußte. Das war ihr Verhängnis! Ja, ihr eignes Verhängnis: ihr Wille!

Weil ſein Ernſt ſie lockte; was die Eltern auch ſagen mochten. Weil ſie ſeinen reinen Willen fühlte. Aber: aber war er denn rein? — Ja! bis er ihn verlor, in jenem Augenblick, den Willen zur Form. Nein, ſchon vorher: bis er die Seele ſah. Aber das war ja die Form, die bannende Seele; was er geſucht hatte, was ſie geſpürt hatte, warum ſie ihm vertraute, ihm, dem Künſtler. Nein, auch dem Menſchen! dem Menſchen, der über ſich ſtand,

über Sich und Natur, über Seele und Leben, kraft ſeines formbeherrſchenden Geiſtes! — Und doch nicht! Wars doch dieſelbe Natur, die ſelben Sinne, der ſelbe Geiſt: die Kraft des Künſtlers, des Menſchen.

Ja: da hing's: jener Augenblick, jenes Bild: ſeine Kunſt, ſein Leben: ſein Wille, ihr Wille: das war alles das Selbe, das folternde, drohende Selbe! Denn ſein Leben, ja, das war er ihr ſchuldig: ihr, ſeiner Retterin! Sein Leben, ſeine Kunſt, ſeine Seele; ſeinen ganzen Beruf und Zweck in der Welt.

Er fuhr zuſammen: ein neuer Wolkenſchatten ſchlich durch die Stille. Er preßte die Augen zu. Er wollt es ſchon garnicht mehr ſehen, das fordernde drohende Bild; er haßte es ſchon. Er drückte die Fäuſte in die Augen; daß ſie flimmerten. Er ſah es nur mächtiger, in ſprühendem Glanz; nnd ſah ſie, ſie, wie ſie jetzt war, mit dem ſtarren geſtaltloſen Mund, mit dem haarloſen Kopf, mit den Narben um Wangen und Kinn, dem blanken, ſtriemenroten Hals. Er ſtöhnte laut auf, daß ihn grante: vor der hohlen, einſamen Stimme.

Da: das war doch nicht ſeine Stimme? Zagend, ſuchend kam es durch den großen Raum: „riefeſt du?" weich und ſchwer, wie der Teppich, den er ſchwanken hörte.

Er ſah nicht auf. Er fühlte, wie ſie fragend ſtand. Nur nicht jetzt ihr Geſicht! Er wollte ſprechen. Da kam ſie.

Er wollte den Kopf ſchütteln; aber ihre Hand auf ſeiner Schulter, ihr Warten! Es war nicht möglich, es zwang ihn hoch. Er mußte ſie anſehn, anſehn: das graue Morgenkleid hinauf: ihren Hals! — nnd — — Rot! und ein brauſendes Schwarz! Seele! der Blick! ihr Geſicht! das war Übergewalt—: da ſtand ſie, hoch, ſtarr, erbebend: „Ich werde gehen" — nnd wollte ſich wenden.

Und Er — ſah ſie an — an — und ſeine Augen wurden immer weiter, daß ſie nicht loskonnte — immer ſehender — und ſeine Finger taſteten und griffen: es zu faſſen, zu halten:

das Unerkannte, Letzte, Eine: das heilige Wunder: Das, was ihn zu ihr in die Kniee riß, warum er sie umklammerte — weinend — „Offenbarung" stammelnd —: ihre große Sittlichkeit! die Schönheit ihrer Erschütterung!

Und nun: weich — weich, schwer und leise — sank auch sie herab an ihm: Knie an Knie, kinderfromm, anders wie damals. Und er küßte die gestaltlosen Lippen, und schlang die Hände um den haarlosen Kopf, und hielt sie von sich, schauend, schauend —: Nein, das lag nicht in den Augen, nicht in den Mundwinkeln, in keiner Einzelheit: Das würde ihn zur Andacht zwingen, und wenn sie ganz verschleiert vor ihm läge: diese herrliche Hoheit, diese selige, siegende Demut.

Und er mußte es sagen, lachend, das Überflüssige: „ich liebe dich."

Und als sie sich erhoben von den Knieen, in ihrer Klarheit, und der breite Sonnenstrahl auf der Palette blitzte, nach der Wand hinüber, nach dem Myrtenbilde: da stieg es vor ihm auf, neu und mächtig: „Weißt du, wie ich dich malen werde? — Sturm und Nacht — Fackelbrand — nur Auge und Bewegung —: Magdalena, beglückt den Gekreuzigten tragend!"

„Vom Kreuz wegtragend" — sprach ihre Seele.

Das hölzerne Bein

Humoreske

An einem sehr warmen Frühlingsabend saßen in einem japanischen Hotel vier europäische Gäste beisammen: ein Konsul mit seiner jungen Gattin, ein ihm vom Klub her befreundeter Baron, und ein zu Studienzwecken hergereister Doktor der Naturwissenschaften, der sich über diese Freundschaft allerlei stille Gedanken machte und daher laut über etwas Anderes sprach.

„Mein verehrter Herr Doktor," entgegnete nun der Baron

und ſchlug mit ſeinem Stock an ſein rechtes Bein, ſo daß es einen harten Klang von ſich gab, „ich möchte Ihre Philoſophie, mit der Sie uns ſoeben erbaut haben, nicht auf die Feuerprobe ſtellen. Den Lohn, den die edle Tat in ſich ſelbſt tragen ſoll, den trägt doch wohl höchſtens der Täter in ſich ſelbſt. Und wenn er ſich keines Spiegels bedient: woraus ſieht er, daß ſeine Tat edel war? Vielleicht war ſie eitel Narretei. Der Spiegel aber mag noch ſo heimlich hängen, er bedeutet immer das Auge der Welt."

Der Angeredete blickte abſichtsvoll unter den Sonnenſchirm ſeiner Nachbarin und fragte angelegentlichſt: „Sind Sie auch ſo unfrei, gnädige Frau? Brauchen Sie immer ein fremdes Auge, um ſelbſt zu fühlen, wie ſchön Sie ſind?"

Die junge Frau errötete langſam, während der Baron ſein ſchwarzgerändertes Einglas unter ſeine ſandelholzrote Braue klemmte und mit ſeinen onyxſchwarzen Pupillen ſchamlos auf ihren Gatten ſtarrte, der ſtatt ihrer lachend erwiderte: „Aber Doktor, Sie ſind ja der reine Buddhiſt. Es wird Zeit, daß Sie nach Europa zurückgehn. Wenn Sie erſt glücklicher Ehemann ſind, werden Sie anders über die Damen denken."

Der junge Naturforſcher ſagte „Nie!" mit einer beteuernden Handbewegung. Die ſchöne Frau ließ ein ſchüchternes „Bravo" hören.

Der Baron klopfte wieder an ſein Bein, hob die juwelengeſchmückte Linke, tupfte an ſeinen ſchwarzgefärbten, amerikaniſch geſtutzten Schnurrbart, um ein Gähnen zu unterdrücken, betaſtete noch ſein rotes Haupthaar und verſetzte kameradſchaftlich: „Lieber Konſul, wozu den Doktor bekehren. Laſſen wir ihm ſeine Lebensweisheit; wir ſind beide wenig älter als er. Vielleicht iſt ſein männliches Selbſtgefühl die naturnotwendige Vorbedingung zur Verübung edler Taten; ebenſo wie das weibliche zur Begehung einer glücklichen Ehe. Ganz im Ernſt, meine Gnädigſte!" Er zeigte ſeine weißen Zähne, die

zu blank und zu regelmäßig waren, als daß ſie hätten echt ſein können.

Die Dame äußerte unbefangen: „Sie ſind ein ſchlimmer Schmeichler, mein Freund“ — konnte aber doch nicht verhindern, daß ihr wieder eine Röte aufſtieg. Ihr Gatte gab dem Baron ſein Lächeln zurück: „Es kommt immer drauf an, wer den Spiegel hält!“ Und der junge Gelehrte ſprach mit Selbſtüberwindung: „Auch ſind wir ja nicht hierhergekommen, um moraliſche Disputationen zu pflegen. Der Buddha dort drüben belächelt uns alle.“

Die vier ſo zuſammen Plaudernden ſaßen auf der freien Terraſſe des erſt vor kurzem gebauten Hotels; es lag in der Nähe des Tempeldörfchens Mijama. Andere Gruppen von Reiſenden ſaßen an den Nebentiſchen, unter den großen bunten Papierſchirmen, die man noch immer aufgeſpannt hielt, obgleich die Sonne ſchon hinter den Bergen war. Vor der Terraſſe ſtanden in weitem Bogen die leeren Rikſcha-Wägelchen, zwiſchen deren zwei Rädern die halbnackten Kulis lagen, als ob ſie am Boden Kühlung ſuchten vor dem ungewöhnlich ſchwülen Aprilabend.

Man war von Kioto herkarriolt, um das Feſt der Kirſchblüte anzuſehen, das am nächſten Tage hier ſtattfinden ſollte, und zugleich den berühmten Daibutſu zu betrachten, eine rieſige alte Buddha-Statue aus ehemals vergoldeter Bronce, die auf dem Tempelhügel des Dörfchens ragte. Über der Waldung von blühenden Kirſchbaumhainen, die ſich rings um den heiligen Ort hochbauſchte, thronte der göttliche Koloß an dem bleigrauen Horizont wie auf einem ſchimmernden Wolkenkiſſen.

„Vorzüglich gelegenes Hotel“, bemerkte der Konſul mit Kennermiene; „wird ſicher bald in Mode kommen.“

„Auch für Staffage iſt ſchon geſorgt“, warf der Baron nachläſſig hin und wies auf eine Schaar einheimiſche Pilger,

die mit ihren großen Strohtellerhüten und ſchilfgeflochtenen Wettermänteln hinter den Rikſchas kauerten; augenſcheinlich durften ſie dort übernachten.

Der Konſul lachte weltkundig, während der Doktor nicht umhin konnte, ſeine Nachbarin ſtirnrunzelnd anzuſchauen. Er hatte den Ausflug vorgeſchlagen, hoffte endlich dieſem holden Geſchöpf, das für den ſpaßhaft lauten Gatten offenbar viel zu zartfühlend war, im Freien etwas vertranter zu werden, und nun ließ der Baron mit ſeiner Spitzfindigkeit keinen herzlichen Ton aufkommen.

Sie ſchob jetzt ihren Schirm beiſeite, und er wollte ihr behilflich ſein. Aber der Baron hatte ſchon einem Diener gewinkt, und der klappte hurtig das bunte Ding zuſammen, ehe ein Andrer den Arm danach ausſtrecken konnte. „Die Luft iſt ſo drückend," erklärte ſie, „wie unter einer Taucherglocke. Hoffentlich gibt es kein Gewitter morgen."

„Gnädige lieben doch ſonſt den Aufruhr der Elemente", ſagte der Baron mit ſtarren Pupillen. Sie ſchien etwas entgegnen zu wollen, blickte aber unſicher weg, errötete wieder und erhob ſich. Der Doktor, ebenfalls aufſtehend, ſuchte nach einem Beruhigungswort, brachte aber zu ſeiner Verwunderung nur heraus: „Vielleicht liegt ein Erdbeben in der Luft."

Während der Konſul ihn lachend belehrte, daß Erdbeben in dieſer Jahreszeit, was er natürlich ſelbſt ſchon wußte, ſo ſelten ſeien wie glückliche Ehen, machte auch der Baron Anſtalten, ſich aus ſeinem Korbſtuhl zu erheben. Das geſchah, indem er zuerſt ſein rechtes Bein in einen rechten Winkel rückte, dann das linke dicht daneben ſetzte, den ſchwarzen Stock feſt auf den Boden ſtemmte und mit einem Ruck ſich emporſchnellte; dabei zuckte flüchtig ein verbiſſener Schmerz durch ſein ſchönes bleiches Geſicht, aber zugleich verzog er die knappen, himbeerrot geſchminkten Lippen zu einem überlegenen Lächeln, das gleichſam Leidloſigkeit atmete.

Es war auffällig, wie er durch dies Lächeln dem großen Buddha ähnelte, der über der ganzen Landschaft thronte. Auch hatte der Doktor verlauten hören, die Mutter des sonderbaren Herrn sei ein vornehmes Hindufräulein gewesen, eine Radschah-Tochter oder dergleichen. Doch wurde ihm dadurch nicht eben klarer, was diesen Krüppel so anziehend machte, der seine notgedrungene Künstlichkeit noch künstlicher aufzustutzen beliebte. Man wußte nicht recht, ob nur sein eines Bein oder beide nachgemacht waren; er bewegte sie gleicherweise wie ein paar feine Ersatzstücke. Und da er die rechte Hand stets behandschuht trug, selbst beim Essen und Billardspielen, mußte wohl irgend etwas auch daran nicht natürlich beschaffen sein.

Es liefen allerlei Gerüchte um, woher er so verunstaltet wäre. Manche erzählten, er habe als Jüngling ein auf der Straße spielendes Kind vor einem durchgegangenen Pferd gerettet und sei dabei selbst überfahren worden; vielleicht deshalb vorhin sein leiser Spott über den Lohn der edlen Tat. Andere sprachen von einer Tigerjagd und einem wütend gewordenen Elefanten. Seine Freunde scherzten wie er selber über diese wilden Geschichten, nnd der Konsul hatte einmal, wenn auch nicht in seiner Gegenwart, die schnurrige Frage aufgeworfen, was für echte Glieder wohl an ihm blieben, wenn er abends ins Bett stiege.

Zur Zeit trug er wiegesagt tiefrotes Haar und einen kurzen schwarzen Schnurrbart; vor etwa einem halben Jahr, als der Doktor ihn kennen lernte, hatte er die Farben umgekehrt getragen. Man munkelte, daß er sich wie ein Perser den Schädel kahl rasieren ließe und zwölf verschiedene Perücken benutzte, vom harten Gelbrot bis zum weichsten Schwarzrot, für jeden Monat eine andre. Sicher echt war, außer seinen Juwelen, nur der steinige Glanz seiner schwarzen Augen, der jedes Mitleid weit von sich wies, und der metallische Klang seiner Stimme, der an die schwere Verhaltenheit des deutschen Waldhorns erinnerte.

„Der Buddha macht ſchon Nachttoilette“, ſagte er plötzlich zu der Frau Konſul, nach dem Koloß am Horizont hindeutend. Der hockte auf ſeiner weißen Blütenwolke, wie mit einem golddurchwirkten dunklen Florhemd angetan, und ſein verwittert lächelndes Antlitz ſchien von himmliſchen Ahnungen umſchimmert. „Wir wollen auch bald zur Ruhe gehn“, antwortete die ſchöne Frau, nur halb einen Seufzer unterdrückend, der den Doktor ebenſo ſehr entzückte, wie der Witz des Barons ihn verdroß.

Sie traten in die Hotelhalle und begaben ſich an den Fahrſtuhl, der ſie ins erſte Stockwerk befördern ſollte. Der Baron mit der Dame nahm den Vortritt; vier hatten nicht Platz in dem ſchmalen Kaſten. Als der Doktor neben dem Konſul nachfuhr, bemerkte dieſer mit ſeinem üblichen Lachen: „Famoſer Knabe, der Herr von Hinkebein! Gewöhnt meiner Frau die Romantik ab!“

Oben ſtand der Baron bereits im Begriff, ſich von ihr zu verabſchieden; in dem elektriſchen Licht des Korridors ſahen ſeine Augen noch verhärteter aus, und die ihren noch ſchmelzender. „Gute Nacht! Auf ſchönes Wiederſehn!“ ſagte er mit der verhaltenen Stimme und zog ihre Hand an ſeine Lippen; ſie nickte, wie ſchon halb im Traum.

Der Doktor wollte auch etwas Zartes ſagen; aber der Baron kam ihm wieder dazwiſchen. „Gute Nacht, Doktor!“ intonierte er ſchärfer, ihm die behandſchuhte Rechte hinſtreckend; „und träumen Sie von edlen Taten!“ Der junge Gelehrte konnte nur ſpöttiſch erwidern: „Leider bin ich kein Joſeph, Baron!“ Und unter dem Lachen des Konſuls ſuchte er, etwas verſtimmt, ſein Zimmer auf.

Mitten in der Nacht erwachte er ſchreckhaft, trotzdem er ſonſt ein geſunder Schläfer war. Ihm hatte geträumt, die ſchöne Frau habe von fern um Hilfe gerufen, ſodaß er aus dem Bett ſpringen wollte; aber am Fußende ſtand der Baron und

hielt ihn an beiden Beinen gepackt, um ſie ihm aus dem Leibe zu ziehen.

Während er noch darüber nachſann und ſeine Glieder erleichtert dehnte, fühlte er unverſehens ein Schwanken, als läge er in einer Kajüte. Er hielt es noch immer für Traumnachwirkung, aber da knackte und knarrte es in den Wänden, als wollte das Haus aus den Fugen gehen, und zugleich kam von der Terraſſe her ein verworrenes Geſchrei vieler Stimmen, ſodaß er nun wirklich vom Bett aufſprang.

Alſo doch ein Erdbeben! dachte er mit einer gewiſſen Genugtuung, indem er die Beleuchtung andrehte. Er hatte noch keinem beigewohnt und war jetzt einigermaßen erſtaunt, daß er von ſeinem Schreck nichts mehr ſpürte, auch nichts von der fiebrigen Unruhe, die nach den meiſten Beſchreibungen mit einem ſolchen Erlebnis verbunden ſein ſollte. Freilich wußte er, daß bei Neulingen die Angſt am gelindeſten auftreten ſollte, und daß das Hotel bebenſicher gebaut war; aber immerhin, er konnte zufrieden ſein mit ſeinem wiſſenſchaftlich geſtählten Gemüt.

Er warf ſich raſch in die Kleider, nahm ſeine Reiſetaſche und eilte die nächſte Treppe hinab; ſämtliche Korridore waren erleuchtet, und in den Dielen knackte es wieder. Die Terraſſe lag jetzt menſchenleer; aber im Halbdunkel bei den Rikſchas ſchob ſich ein zappliges Getümmel, Gäſte und Kulis durcheinander. Nur die Pilger knieten oder kauerten abſeits, laut ihre Roſenkränze abbetend und nach dem Buddha hinüberſtarrend, deſſen lächelndes Antlitz wie trunken glühte. In dem Tempeldorf ſchien ein Brand ausgebrochen; eine rieſige rauchige Flammengarbe ſtand hellrot über den Kirſchblütenwipfeln, und dumpfe Gongtöne dröhnten her.

Unberührt von alldem ſaß bei dem vorderſten Wagen, nur mit Hut und Hemdchen bekleidet, ein kleines amerikaniſches Mädchen, das mehrmals die Hand auf die Erde legte, als ob es etwas fühlen wollte. „Doesn't move", rief es ſchließlich ent-

täuſcht ſeiner aufgeregten Mutter zu, die ſich mit einem Kuli zankte. Dem Doktor fiel ein, daß er in der Eile ſeine Uhr oben hatte liegen laſſen; zugleich aber ſchüttelte ihn ein Erdſtoß, von dem die ganze Terraſſe wankte, und durch die Hausmauer fuhr ein knirſchender Riß.

Er ſtand noch prüfend und überlegend, ob er trotzdem zurücklaufen ſollte, als zwiſchen mehreren flüchtenden Gäſten der Konſul aus der Halle gerannt kam und ihn mit verſtörtem Lachen begrüßte. Dem Doktor fiel ein, daß er in der Eile auch noch garnicht an die Andern gedacht, ſie auch nirgends geſehen hatte, und aufgebracht ſchrie er den Lachenden an: „Aber wo iſt denn Ihre Frau?!“

„Ja! Wo?“ ſchrie dieſer, noch ſinnloſer lachend. „Ich habe genug an ihr Zimmer geklopft, und da ſie keine Antwort gab, meint'ich natürlich, ſie ſei ſchon unten.“

„Alſo zurück!“ ſchrie der Doktor nun, warf ſeine Reiſetaſche weg und ſtürmte zur Treppe, wieder hinauf. Die Vorſtellung, daß dies entzückende Weib, das ſich geſtern Abend in rührender Müdigkeit kaum noch aufrecht zu halten vermochte, vielleicht von einem plumpen Stück Wand im Schlaf verſtümmelt werden könnte, empörte ihn gegen den lauen Gatten und gab ſeinen Schritten wilde Flügel. Atemlos ſtand er vor ihrem verriegelten Zimmer, klopfte, horchte — und klopfte ſtärker; eine tolle Freude durchzuckte ihn, daß ſie den Konſul ausgeſperrt hatte.

Jetzt kam auch der herangekeucht, und ſie klopften Beide an der Tür, horchten, klopften und trommelten — horchten nochmals: nichts rührte ſich drinnen. Auf einmal ruckte, krachte es allenthalben, und ſie hörten einen erſtickten Angſtruf. Der Doktor packte taumelnd den Türgriff, der Konſul desgleichen: das Schloß ſprang auf. Es war alſo garnicht verriegelt geweſen; doch Bett und Zimmer waren — leer.

Sie ſtarrten einander verdutzt ins Geſicht, da kam eine neue Stoßwelle nach, und wieder ein unterdrückter Angſtſchrei. Kein

Zweifel, das war ihre Stimme; nur kam ſie von jenſeits des Korridors. In dieſem Augenblick fühlte der Doktor, wie ſich vor Schreck ſeine Haare ſträubten: er ſah die Geſichtshaut des Konſuls lakenweiß werden, während er ſelbſt bis über die Schläfen wie ein Junge errötete: die Stimme kam aus dem Zimmer des Barons.

Der Konſul machte eine Grimaſſe, blickte plötzlich wie ein Raſender um ſich und ſtürzte nach deſſen Tür hinüber; es ſchien, er wollte ſie einſchlagen. Aber ſie öffnete ſich bereits, und er prallte mit offenem Munde zurück. Auf der Schwelle erſchien der Baron, prangend in ſeinem vollen Schmuck, blos das rechte Bein fehlte in der Hoſe; hinter ihm ſtand die ſchöne Frau, in ihrem langen Nachtgewand, die Augen von reinſtem Mitleid verklärt, und hielt mit zärtlichem Entſetzen zwiſchen den aufgelöſten Flechten ſein Holzbein an ihrem verhüllten Buſen.

Kerzengrad auf den Krückſtock geſtützt, trat er in den Korridor, ohne mit einer Miene zu zucken. „Es wimmelt ja heute von edlen Taten!“ ſagte er und begann zu lächeln; „die Gnädige wollte mich auch ſchon retten.“

So ſprechend reichte er mit ſtarren Pupillen, während ſie in ſchwärmeriſcher Verſchämtheit das Bein mit ihrem Haar zudeckte, dem endlich wieder lachenden Konſul ſeine juwelenblitzende Linke. Und der Doktor ſah im Hintergrund durch das weitgeöffnete Zimmerfenſter den feuertrunken lächelnden Buddha über der Blütenwolke thronen.

Die gelbe Katze

Burleske

Nichts wirkt beſtimmender als das Unbeſtimmte. Mit dieſer Nutzanwendung pflegte mein Bruder Ernſt mir ſeine Erlebniſſe zu berichten. Jetzt iſt er tot. Kurz vor ſeinem Ende ſchrieb er mir Folgendes.

Wenn die Frau, für die ich meine eigne verlaſſen wollte, mit mir von ihrem Manne ſprach, kam ſie mir immer häßlich vor. Ihre bräunliche Haut wurde dann gelblich, das wilde Haar ſchien ſchwarzer und tiefer in die Stirn gewachſen, der Pechglanz ihrer Augen wurde ſtechend und der Ausdruck des ſchwungvollen Mundes hilflos. Ich nannte das ihr Dienſtmädchengeſicht; aber es war mir unerklärlich.

Sie beherrſchte den Mann; aber das konnte ſie doch nicht mehr feſſeln. Sein Körper war ihr unerträglich geworden, ſein ſpöttiſcher Witz nicht minder. Seine Rachſucht fürchtete ſie nicht, und ſeine Gutmütigkeit verachtete ſie. Für Freiheit ſchwärmte ſie wie eine ruſſiſche Fürſtin. Warum alſo blieb ſie noch bei ihm? —

Freilich hatte ſie ein Kind von ihm. Aber das faßte ſie nicht gern an, trotzdem ſie es ſehr lieb zu haben glaubte. Mit meinem Töchterchen ſpielte ſie lieber und ſehnte ſich nach einem Sohn von mir.

Auch auf ſein Geld war ſie nicht angewieſen; er hätte ihr das ihre nicht vorenthalten, er war ein Ehrenmann. Daß er mich im Duell erſchießen könnte, befürchtete ſie ebenſo wenig; ich hätte ihm zu Ehren mein Leben nicht aufs Spiel geſetzt — (hier log mein Bruder Ernſt) — und ihr zu Liebe brauchte ich's nicht, mein Daſein war ihr werter als das Urteil der Leute.

„Iſt es, weil du dich vor deinen Eltern ſchämſt?" fragte ich ſie eines Tages, während wir auf einem Ausflug waren.

„Ja, vielleicht" — ſie lächelte kindlich; ihre tauſend Sommerſproſſen ſchillerten. Dann machte ſie ihr Schlangengeſicht, als wollte ſie das Wort verſchlucken; und gleich drauf lachte ſie wie eine Bachantin.

Wir gingen durch mein Lieblingsdorf, ein Krondorf aus der Zeit des großen Friedrich. Es war an einem Karfreitag. Zu Oſtern wollte ſie in ihre Heimat reiſen; der Frühling am

Rhein war ihr das Paradies. Wenn ſie davon ſprach, erſchien ſie mir wie die leibhaftige Jungfrau Maria; ihre nachtbraunen Augen verklärten ſich.

Die Kaſtanienknoſpen ſtanden ſchon ganz dick und grün; manche machten ſchon die Finger auf. Die Ahornblüten glänzten goldgelb durch den blauen Abend. „Daraus mach ich mir ein Feenſzepter", ſagte ſie, „wenn ich mit meinem Vater durch die Berge reite."

Ich ſah ſie an — „Es gibt auch böſe Feeen, du" — und wollte ſie küſſen. Zwiſchen ihre ſchwarzen Brauen trat ein queres zuckendes Fältchen; wie immer, wenn ſie ſich mir überlegen fühlte. Die üppige Naſe zuckte mit. Ich küßte nicht.

Plötzlich wurden ihre Pupillen lüſtern groß. „Sieh, wie unheimlich!" flüſterte ſie und zeigte über die Straße. Alle ihre Sommerſproſſen, ſelbſt auf den Lippen, ſchienen verſchwunden. Der ſchwellende Mund wurde dunkler. Das war ihr Hexengeſicht; das ſechſte, das ich an ihr unterſchied.

Ich ging mit ihr hinüber. Auf einem künſtlichen Hügel ſtand ein ſeltſames Häuschen hinter dem Zaun. Es war ſtets unbewohnt, ich kannte es ſchon. In der hellen Dämmerung ſah es noch ſpukhafter aus.

Zwei rieſige Platanen ſtreckten ihre noch kahlen Äſte wie Leichenknochen über das flache Dach. Die Wände waren fahl und fleckig. Links wiegte ein verkrümmter Lebensbaum ſein finſtres Laub. Mitten aus der Vorderwand ſchob ſich ein rundes Spitztürmchen vor, das an chineſiſche Hüte erinnerte; die Tür war verſchloſſen. Um die kleinen Bogenfenſter krochen Borten aus gotiſchem Schnörkelwerk; die Scheiben waren ſo ſchwarz wie die Pupillen meiner Begleiterin. Zwiſchen der rechten Ecke des Hauſes und dem Stamm der einen Platane ging die gelbrote Sonne unter.

„Hier möcht ich manchmal wohnen", ſagte die ſchöne Frau. In dieſem Augenblick kam langſam über den Hügelrücken,

grade wie aus der Sonne heraus, eine große gelbrote Katze und setzte sich vor die verschlossene Tür.

Das Bild verstimmte mich, so tief voll Stimmung es war. Die schwarzbraunen Augen des Viehes erinnerten mich unbestimmt an eine Kindesmörderin aus einem Wachsfigurenkabinett. Die Sonne war verschwunden; das Fell sah nun noch gelber aus, fast seidig. Sie starrte blinzelnd herunter auf uns; mich fröstelte. Ich klatschte in die Hände; sie lief weg.

Die schöne Frau war zusammengefahren und sah mich etwas unwillig an. „Ich liebe Hauskatzen nicht", sagte ich rauh. Sie nickte stumm und nahm hingebend meinen Arm. Wir wandten uns zur Heimkehr, aber der böse Eindruck verließ mich nicht. Je zärtlicher sie mit mir sprach, umso verstimmter wurde ich. Ich schob es auf den Karfreitag. Immerfort durch unser Geflüster hörte ich Jesu Trostwort an den gekreuzigten Mörder: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.

Fast verlegen küßte ich sie zum Abschied, und sagte lachend: „Auf Wiedersehen, Magdalena." Sie machte ihr Jungfrauengesicht.

Die Nacht drauf träumte mir — (mein Bruder Ernst hielt nämlich Träume ebenfalls für Erlebnisse) — ich sähe aus dem Fenster und schräg mir gegenüber stünde das seltsame Häuschen. In den schwarzen Scheiben glomm das Sternlicht. Plötzlich wurden sie blendend hell. Das ganze Haus stand erleuchtet bis in den löchrigen Schornstein hinauf. Fenster und Türflügel klappten auf; und aus Allem, was offen war, Luken und Löchern, vom Dach herab und von den Wänden, sprangen unzählige schwarze Katzen und stoben lautlos in die vier Winde. Zuletzt kam langsam eine große rötlich-gelbe aus der Tür, starrte blinzelnd nach mir her, und verlor sich gleichfalls in die Finsternis. Dann schloß das Haus sich ebenso lautlos und war mit Einem Schlag wieder dunkel.

Der Morgen kam. Ich saß mit meiner Frau beim Kaffee;

wir beſprachen unſre Trennung. „Wenn du mit Beſtimmtheit fühlſt", ſagte ſie mit ihrer treuen Stimme, „daß die Andre für dein Glück geſchaffener iſt als ich, darf ich dich nicht halten" — da ging die Flurglocke.

Das Dienſtmädchen meldete, ein fremdes Fräulein wünſche mich zu ſprechen; ich ging ins Nebenzimmer. Eine große junge Dame trat mir entgegen; ich erſchrak. Sie war ganz in gelbrote Seide gekleidet, ihr ſchwarzes Haar bedeckte ein Strohhut mit einem Zweig von künſtlichen Ahornblüten; ſie hatte alle Züge der ſchönen Frau, nur nicht ſo ſarazeniſch, gleichſam zahmer. Ich ſtand ſprachlos.

War ſie's doch vielleicht? Nein! Geſtern war ſie verreiſt. Und jeder Geſichtszug war mir doch fremd. Und eine Schweſter hatte ſie nicht.

Die Dame lächelte kindlich; ihre tauſend Sommerſproſſen ſchillerten. „Sie kennen mich wohl nicht", fragte ſie leiſe; ich verneinte beklommen. „Ich bin die gelbe Katze", ſagte ſie ſchnurrig; mich fröſtelte. Dann fiel mir ein: vielleicht ein Vexierſcherz der ſchönen Frau — ſie hatte Bekanntſchaft in Bühnenkreiſen. Die Dame blinzelte, und zwiſchen ihre Brauen trat ein queres Fältchen; „ich ſoll Sie abholen", flüſterte ſie.

Aus ihren Augen ſah ein ſchlangenhafter Glanz, der mich beſtrickte. Gleich? fragte ich. „Gleich!" Wir gingen.

Wir gingen ſchweigſam die Treppen hinunter; vor der Tür ſtand ein Wagen. Wir fuhren durch zahlloſe Straßen, ebenſo ſchweigſam; ſie ſchien mich garnicht zu beachten. Die Straßen wurden enger, die Häuſer immer höher, die Gegend mir unbekannt. Einmal nickte ſie flüchtig; da ſah ich eine ſchwarze Katze durch einen Torweg huſchen. Einmal ſtrich ſie ſich ihr wirres Haar mit ihrem gelben Handſchuh glatt. Endlich hielt der Wagen; ich folgte ihr willenlos.

Wir gingen durch einen dumpfigen Hof, dann mehrere eiſerne Stiegen empor, und durch viele halbdunkle Gänge.

Ein wahres Labyrinth von Haus; die Luft roch modrig. Vor einer pechschwarzen Flurtür machte sie Halt und drückte auf etwas Unsichtbares. Die Tür sprang auf, ich stand geblendet. Eine stechende Lichtpracht schlug mir entgegen, wie von tausend Kronleuchtern her.

Als ich zu mir kam, stand ich in einem Saal, der unabsehbar schien; vor mir, hinter mir, nach allen Seiten Spiegelwände. Und mitten durch den Saal, der Länge nach, von allen Seiten widergespiegelt, stand eine endlose Reihe von lautlos sich drehenden schwarzgekleideten Damen und lautlos hopsenden mausegrauen Herren, wie nach dem Rhythmus einer übersinnlichen Tanzmusik.

Keine der Damen — (hieraus entnahm ich, daß mein Bruder Ernst noch immer träumte) — hatte blos Einen Herrn, die meisten zwei, manche auch drei; einige schienen ein Dutzend zu haben, falls mich die Spiegel nicht täuschten. Alle trugen sie, so lustbar sie sich drehten, einen sonderbar hilflosen Trübsinn zur Schau, fast wie Automaten; die mittelste hielt ein weinendes Kind im Arm.

Immer wenn sich eine der Damen dem einen ihrer Herren etwas tiefer hinbog, tat dieser einen besonders hohen Hops, sodaß die mausegrauen Frackschöße, die sonst bis auf den Boden schlappten, die Luft durchschwänzelten. Dann warfen ihm die andern Herren, zumal die dicken, wütende Blicke zu; aber die Dame lächelte kindlich, dann wurden selbst die dicksten wieder sanft.

Mir fing an schwindlig zu werden; ich sah mich um nach meiner gelben Führerin. Ein Schauder beschlich mich: alle ihre Sommersprossen waren verschwunden. Die Pupillen hexenhaft groß, stand sie wie die Fürstin dieses Tanzspiels da und schüttelte die bachantischen Locken. Ihr Haar war aufgegangen, der Strohhut lag am Boden. In der Rechten hatte sie den falschen Ahornblütenzweig und schwang ihn wie ein

Szepter. Das Geſicht war dunkelbraun, die ſchwungvolle Naſe ſchien verbogen. Sie nickte mir zu.

In dieſem Augenblick ſprang hinter ihr die Spiegeltür von neuem auf; und ſtumm herein, in mauſegrauem Frack, die Schöße zwiſchen den Fingerſpitzen, grad auf mich los, kam der Gatte der ſchönen Frau gehopſt. Ich wollte ſchon laut heraus-lachen, da ſeh ich in der Spiegeltür, die langſam wieder zugeht, entſetzt mich ſelbſt im mauſegrauen Frack, und plötzlich fang ich auch mit zu hopſen an.

Ich ringe verzweifelt nach Stillſtand. Ich werfe der ſchönen Frau die ernſteſten Blicke zu. Vergebens. Je tiefer ſie mir in die Augen blinzelt, umſo höher hopſe ich.

Ich ſuche dem Gatten näher zu kommen. Ich will ihn auf-reizen, mich zu packen. Er ſieht mich ſpöttiſch an und hopſt.

Ich will ihm beweiſen — ich hopſe. Ich will ihm zeigen — er hopſt. Ich will ihn zu Boden ſchlagen — wir hopſen.

Ich will der ſchönen Frau zu Füßen ſtürzen. Ich will ſie beſchwören, gnädig zu ſein. Ich will und will, und kann es nicht —: ihre braune Haut wird häßlich gelb, ihr Haar ſcheint mähnenhaft geſträubt und tiefer in die Stirn gewachſen, ihr Blick wird ſtechend, der Ausdruck des üppigen Mundes hilf-los: ſie hat ihr Dienſtmädchengeſicht.

Ich ſchreie ſchmerzhaft auf — und bin wach.

Neben mir am Bett ſtand meine Frau mit unſerm Töchter-chen und ſtrich mir durchs Haar. „Vater", ſagte die Kleine bedächtig: „du haſt ſo furchtbar komiſch im Schlaf ausgeſehn." Ich küßte beiden die Hände.

Seit dieſem Morgen — ſo ſchloß mein Bruder Ernſt ſein ſelt-ſames Schreiben — iſt mir die gelbe Katze nicht mehr gefährlich. Bald darauf ſtarb er in einem Duell; er hatte der Dame Leb-wohl ſagen wollen, und die Wände hatten Ohren gehabt. Er ſtarb durch die zitternde Hand des Herrn Gemahls; er, der vortreff-liche Schütze. Nichts wirkt beſtimmender als das Unbeſtimmte.

Die Gottesnacht

Ein Erlebnis in Träumen

Erſter Traum

Ich ſpürte, ich würde gleich einſchlafen. Und ich wünſchte es ſehr nach den triſten Gedanken, die wegen der abends empfangenen Todesnachricht ſeit Stunden in mir rumorten. Ich ſann noch über den Eigenſinn nach, mit dem ſich die junge Selbſtmörderin die langſamſte Todesart ausgeſucht hatte; doch ich war ſchon erlöſt von dem Sinn in den Worten, die durch mein müdes Gehirn ſchoſſen. Ich hörte beſeligt den Droſſelgeſang, der aus dem Wort Erdroſſelung klang, und wunderte mich über die Bilder, die ſich aus jedem Satzglied entpuppten. Da ſtand ſie auf einmal deutlich vor mir: die rätſelhafte Gliederpuppe.

Wie war ſie nur in mein Zimmer gekommen? Da ſtand ſie zwiſchen Tür und Schrank mit ihrem wachsbleichen Geſicht wie eine Auferſtandene. Die großen gläſernen goldbraunen Augen ſtarrten mir ſo bekannt ins Herz, als hätten ſie ſchon in früher Kindheit über meinen Spielen gewacht. Und ein Schmelz war darin, als ob ſie lebten; als ob ſie mich liebten; faſt mütterlich. Aber natürlich, das ſchien nur ſo; ich mußte mich nur recht erinnern. Denn ja, meine Mutter hatte ſie ja meinen Kindern zu Weihnachten geſchenkt, dieſe lebensgroße Gliederpuppe; und das Lächeln um die ſchmalen Lippen blieb immerfort ſo unbeweglich, wie die Falten des ſteifen brokatenen Mantels um ihre ſanftgeſchwungenen Achſeln. Ja, ſie war tot; tot wie die ſchönen phantaſtiſchen Blumen dieſes alten indiſchen Tempelmantels, der ſie bis zu den Füßen hinab verhüllte. Zwiſchen ſolchen Blumen ſpielte ich einſt und pflückte einen Strauß davon; für ihre bleichen gefalteten Finger. Damals hatte ich ſie noch angebetet. Denn ſie thronte auf einem vergoldeten, mit Rubinen und Perlen geſchmückten

Altar und war die Göttin der Barmherzigkeit; das war wohl viele hundert Jahre her. Warum ſah ſie mir nun ſo ſtarr ins Herz, als ob ich ſie getötet hätte? Sie hatte ſich doch ſelbſt entleibt! Ich träumte wohl?

Nein, ſie hielt ja noch immer die Finger gefaltet und ſtand groß zwiſchen Tür und Schrank. Wenn ich nun mit ihr betete, ob ſie ſich dann vielleicht rühren würde? Denn ſie war doch früher beweglich geweſen; wenn ich an ihre Gelenke rührte, dann klirrten noch die zerſprungenen Drähte, bis in den hohlen Bruſtkorb hinein. Ich ſeufzte auf, da klirrten ſie wieder; und ihre Arme zuckten ein wenig. Ob ſie mich niemals mehr anrühren würde? mich immer blos ſo unverwandt anſehn? Ich ſpürte ein Stechen in meiner Bruſt, als ob aus den Drähten elektriſche Funken herzuckten. Ich hörte wieder das leiſe Klirren; oder klang noch immer der Droſſelgeſang? Ich wollte beſchwörend die Hände ausſtrecken, aber das Stechen in meiner Bruſt drang mir bis in die Fingerſpitzen. Ich wollte wegblicken — da blickt ſie mir nach.

Ich träume ja nur! will ich mir einreden; aber ſie blickt auf meine Hände. Auf den Rubinring an meiner Linken; der beginnt zu glühn wie ein Altarlämpchen. Auf den Trauring an meiner Rechten; der beginnt zu glänzen wie Tränenperlen. Und auf den Ring, den mein Vater mir ſchenkte, als ich noch keinem Weibe gehörte. Warum quälſt du mich, Mutter? will ich ſtöhnen; aber ihr Blick verſchließt mir den Mund. Ich will mich aufrichten; ich liege gebannt.

Ihre Augen beginnen zärtlich zu leuchten, und der Glanz der Ringe wird funkelnder. Ihre Augen funkeln begehrlich mit; der Glanz der Ringe erliſcht auf einmal. Das ſind nicht meiner Mutter Augen! meine Mutter blickt ſanft, meine Mutter iſt fromm! Das ſind auch nicht mehr die goldklaren Augen, die ich einſt angebetet habe, weil die Mutter meiner Kinder ſo blickt. Dieſe Augen ſind ſchwarz, nein dunkelgrau, und kennen

nicht Treue noch Gottesfurcht; es ſind die Augen der Selbſtmörderin. Warum haſt du dich aber töten müſſen? will ich ſie fragen und höre entſetzt: du haſt es doch gewollt, mein Geliebter! —

Ich will es leugnen und ſehe ihr Lächeln. Vielleicht hat ſie garnicht die Worte geſprochen. Oder vielleicht verſtand ich den Sinn nicht; ſie ſprach von jeher ſo doppelſinnig. Doch ſie läßt den Kopf ſo ſonderbar hängen. Ach ja: ich wollte ſie ja erdroſſeln. Ich höre wieder den Droſſelgeſang; aus dem Wald meiner Heimat kommt er her. Gleich wird mein Vater zwiſchen den Bäumen erſcheinen. Nein, es iſt ferner Flötenklang. Nein, eine Geige jubelt bang. So hat mein toter Freund einſt geſpielt, als wir noch kindiſch durchs Haidekraut liefen und hinter den Birken die Waldfee ſuchten. Ach, ein König der Geiger wollte er werden, und kommt jetzt gramvoll dahergeſchritten im Gefolge der Königin. Am Waldrand macht der Jagdzug Halt; und wir beugen alle das Knie vor ihr.

Warum blickt ſie uns ſo prüfend an mit ihren ſilbergrauen Augen? Das iſt mein Freund nicht, das bin ich ſelbſt — und die Königin Eliſabeth winkt mir. Erhebe dich, Shakeſpear! flüſtert ſie; und ich fühle, wie wir uns aufrichten. Er trägt noch die ſchwarze Scholarentracht, worin er der Schule entlaufen iſt, und einen verrückten alten Brokathut mit gelben Papageienflügeln. Denn ich weiß, wir müſſen uns wahnſinnig ſtellen vor der treuloſen Königin. Denn ſie hat ihn begehrlich angeblickt, als ich geſtern „Venus und Adonis" beim Bankett der Jagdgäſte deklamierte; er aber liebt ihre Kammerdame, die Augen wie eine Göttin hat, wie eine Waldfee, wie ein Reh. Das äugt in Todesangſt durch die Büſche, und ich ſtehe und ſtiere es an wie ein Bluthund. O, wie gut wir uns wahnſinnig ſtellen können, wenn wir nichts als eine Göttin lieben und ſolchen verrückten Hut aufhaben! Und nun ahnt ſie, wieſo er Schauſpieler wurde und den armen Hamlet gedichtet hat;

und wir ſchwenken den Hut vor der treuloſen Königin, und ſie lächelt in Barmherzigkeit.

Sie lächelt immer barmherziger; es dringt uns ſtechend durch Bruſt und Gehirn. Ich will ihr den Hut vor die Füße werfen, und tue es, und ſtehe erſtarrt: der Hut hat ſchwarze Droſſelflügel und fliegt zurück auf meinen Kopf. Ihr Lächeln wird ſo grauſam barmherzig, daß ich ſie dafür umbringen möchte. Du haſt es ja ſchon getan, mein Geliebter! raunt ſie mir unbeweglich zu. Es iſt nicht wahr! will ich aufſtöhnen; doch ſie läßt den Kopf ſo ſonderbar hängen. Iſt das die engliſche Königin noch, oder blos die indiſche Gliederpuppe? Wenn ſie noch lange da bei der Tür ſteht, wird ſie mich wirklich wahnſinnig machen. Warum quält ſie den armen Hamlet ſo? ſie iſt doch ſeine leibliche Mutter! Sie hat doch Augen wie eine Gottheit und blickt mir ſtechend in mein Gehirn. Ob Gott überhaupt nur ein grauſames Weib iſt? in ſteter Verpuppung?! die Allmutter! — Aber ſie hat ja zerſprungene Drähte und läßt den Kopf ſo ſonderbar hängen! — Ich glaube nicht mehr an Gottheiten! knirſcht mein erſtarrter Mund ihr entgegen. Und mit ungeheurem Triumphgefühl weiß meine Seele: ich träume nur! —

Wenn nur die Drähte nicht immerfort klirrten! das iſt doch wirklich verwunderlich. Sie klirren lauter, und immer lauter; ſo laut wie die kleine alte Orgel in der Kirche meiner Vaterſtadt. Ich leſe die goldene Jahreszahl 1693 auf dem ſchwarzlackierten Täfelchen zwiſchen den elf Apoſtelbildern. Denn der treuloſe Judas fehlt natürlich; das habe ich ſchon als Kind begriffen. „Salvator Mundi“ ſteht unter dem zwölften Bild, auf klarem, himmelblauem Grund; und neben der eiſenbeſchlagenen Tür thront lächelnd die Mutter mit dem Kinde. Ich höre die Orgel ihr Lob anſtimmen und weine vor Weihnachtsſeligkeit. Die ſilbernen Franſen der Altardecke ſchwimmen in meinen perlenden Tränen. Ich ſpiele mit dieſen ſchönen

Perlen, und lächelnd ſieht mir die Mutter zu. Ich bin wieder Kind auf ihrem Schooß, und wundre mich nun garnicht mehr. Ich bin blos im ſtillen ein bißchen erſtaunt: der Apoſtel Thomas hat drei Hände. Zwei kleinere, die ſind wohlgepflegt; aber aus ſeinem braunroten Mantel langt eine dritte, große, ausſätzige. Die umklammert ein Buch und iſt mir entſetzlich. Ich darf mich aber kein bißchen rühren, ſonſt würde ſie nach mir herlangen. Ich ſtarre das Buch an: ob Bücher krank werden können —

und atme plötzlich erleichtert auf: ich erkenne, es iſt ja gar keine Hand: es iſt nur eine Falte des Mantels, die über das Buch geſchoben liegt. Ich möchte ſie wegtun, ich darf aber nicht; ſonſt kommt der Küſter und ſchlägt mir das Buch um die Ohren. Sie dröhnen mir ſchon; er ſchlägt immer dröhnender. Er ſchlägt mich wohl mit Glockenſchlägen? Sie ſchallen mir donnernd ins Gehirn. Nein, Blitze ſchlagen wohl um mich ein; o Himmel, Hilfe, ſie werden mich treffen! Ich will mich verſtecken; o Mutter, wo biſt du?! Ein blendender Strahl ſchließt mir die Augen; ich bin getroffen; der Strahl zerreißt mich. Ein unabſehbarer Farbenſtrudel ſpritzt himmelanſprühend aus meinem Kopf. Ich ſchreie vor Wonne: mein herrlich Gehirn! Und eine Stimme erwidert von oben: es iſt bis über die Sterne geſpritzt. Ich will ihm nach: o himmliſches Licht! Es ſcheint mir ins Auge; ich erwache.

Auf meinem Nachttiſch brannte die Kerze noch, bei der ich, um meine Gedanken zu ſtillen, in Shakeſpears Sonetten geblättert hatte; und an der Wand zwiſchen Tür und Schrank blitzte der Rand des Spiegelglaſes über dem Bildnis meiner Mutter. Ich ſchlug das Buch zu und löſchte die Kerze.

Ich möchte keiner Flamme bekennen,
was für Blicke in uns Menſchen brennen.
Kein Spiegel wird uns je klar machen,
welche Augen in unſerm Schlaf erwachen.

Zwiſchen dunkeln Wänden ahn'ich mit Beben,
wieviel Geiſter hinter jedem Geiſt leben.
Denen kann ich nichts vorſcheinen;
denen wird mich das Licht einſt einen,
wo wir Alle in Schweigen ſchweben,
Alle im Reinen ...

Zweiter Traum

Wir gingen die Wurzeltreppe des Hügels hinab, zehn zwölf Mann; oben lag die Förſterei in tiefem Schnee. Die klare Kälte machte alle ſtumm; der Schnee verſchlnckte das Geränſch der Schritte. Die Teckel hielten ſich, vor Froſt hnmpelnd, ſorgſam hinter nns im feſtgetretenen Wege. Jn dem rauhen Reif der Birkenreiſer fingerte die Morgenſonne; die ſtarren Nadelbärte der Kiefernſchonung ſträubten ſich aus ihren weißen Pelzen. Es ſollte ein Dachs gegraben werden. Jch weiß nicht, wieſo dabei ſchon wieder: mir kam der liebe Gott in Sinn.

Die Hunde gaben plötzlich Laut; Rädergeklapper kam. Um die Ecke aus einem Schleifweg bog die alte Semmelfran vom Dorf drüben her, anf ihrem Köterkarren hockend; ein ſchnßſchener Jagdhund zog ihn, der einem Nachbarförſter aus der Art geſchlagen war. Unſre Teckel, keifend, anf ihn los. Der Hochbeinige weiß nicht, was er dazu ſagen ſoll; den Schwanz eingeklemmt, ſetzt er ſich in Trab. Die Kleinen blaffen luſtiger. Er begreift; und huſſa, alle Schwänze hoch, ſtiebt die wilde Jagd, ſchneeumſpritzt, bellend und belfernd den Weg hinunter, die falſche Richtnng für die gute alte Fran, die ſchimpfend und jammernd auf dem ſtuckernden Wagen ſitzt, mit beiden Armen ihre Semmelkiepe umklammernd. Wir, lachend, hinterdrein mit langen Sätzen; am Bahndamm unten holen wir ſie endlich ein. Die Teckel drücken ſich beſchämt zu ihren Herren; wir lohnen die Alte ab. Und ich denke wieder an den lieben Gott.

Schwitzend ſchreiten wir weiter. Der Schnee fängt an zu blenden und den Augen weh zu tun; die Bahnſchienen flimmern. Von der andern Seite her taucht funkelnd ein Flintenlauf über den Damm, eine wohlbekannte Mütze aus Otterfell. „Der Nachbarförſter", ſagt jemand ſcheu; Einer wird bleich wie der Schnee. Jetzt ſteht der Alte oben, ſtraff, im grünen Galaſtaat, die nackte rote Fauſt auf der Krone des Hirſchfängers. Sein grauer Kinnbart perlt von Eis, die große Hakennaſe wirft einen Schatten über die Backenfurchen bis zum Ohr; ſuchend brennen ſeine ſtahlblauen Augen. „Komm her!" ruft er heiſer. Der Bleichgewordene gehorcht. Nun ſtehn ſie mitten auf dem Damm, im ſtechenden Licht. „Zieh den Handſchuh ab!" hör ich mit Grauen, fühlend, wie ſich der Alte beherrſcht. „Wo haſt du den Ring?" fragt er drohend. Keine Antwort. Der Alte zittert. Seine Finger ſpannen ſich um den Hirſchfängergriff. Ein Ruck: die Schneide blitzt. Bis zur Hälfte; hohnlachend ſtößt er ſie zurück. Mit unſäglicher Verachtung ſpeit er in den Schnee, zum Gehn gewendet. „Vater!" ſchreie ich auf, in die Kniee ſtürzend. Er geht.

Ein Krampf ſchüttelt mich. Meine ſtarren Augäpfel ſehen mich zucken; in weiter Ferne. Sauſend peitſchen ſchwere ſpitze Büſchel, Kiefernzacken, gegen meine Stirne. Sie verwandeln ſich. Stecheichenzweige rauſchen um mich her; ich ſehe, wie die roten Beeren lange Kurven durch mein graues Atemnetz reißen. Aber eine weiche Hand legt mir immer wieder, ſchmeichelnd, ihre Finger durch die Haare. Die gepreßten Zähne löſen ſich; ich glaube, ich werde ein Anderer. Der liegt zu ihren Füßen, den Kopf in ihren Schooß gedrückt. „Lebſt du denn noch?" fragt er verwundert. Sie läßt ſich in den Lehnſtuhl gleiten; das ferne Rot des Frühlingsabends vergoldet ihre hellbraunen Flechten. Neben ihr, auf meinem Schreibtiſch, ſteht ein zartes venezianiſches Kelchglas, purpurzart, ein Lilienkelch, golddurchrieſelt, und ein meergrün ſchillerndes Schlänglein ringelt ſich darum

empor. Ein Stecheichenblatt ſtarrt aus dem Kelch, und eine wachsb'eihe Hyazinthe. Die hat ſie mir eben gebracht; die üppige Blüte beranſcht mich.

„Gieb mir den Ring!" ſchmeichelt ſie. „Ich kann nicht", ſteht er mühſam; und ich höre ihn mit beklommener Stimme die Geſchichte des Ringes erzählen. Den hat der Urgroßvater ſeines Vaters, der Huſarenwachtmeiſter, nach der Schlacht bei Torgau, für ſeine Tapferkeit und lange Treue, aus des alten Ziethens eigner Hand empfangen; vielleicht ſogar vom großen Friedrich ſelbſt. Er betrachtet das eingepreßte Eiſenbild des Königs in dem dünnen goldenen Reifen: „und immer der Älteſte erbt ihn." Ich höre ſeine Worte wie im Traum; es iſt, als ob ich ſie in einem Buche leſe. „Gieb mir den Ring!" ſchmeichelt ſie. Er kämpft mit ſich. „Haſt du Gewiſſensbiſſe?" flüſtert ſie; „Du —?"

Was! Will ſie mich verſpotten? Ich preſſe drohend meine Zähne an die Knöchel ihrer Hand. Sie nimmt ſie lächelnd vom Knie, hält mir die Hyazinthe an die Lippen. Ich ſchlürfe den Geruch und erinnere mich; „du haſt ihn ja ſchon", entgegne ich und blicke auf ihre Finger nieder. „Den andern noch", ſchmeichelt ſie; „den Ring der Andren!" Ihre grauen Augen werden immer beſtrickender.

Ich fühle ein heftiges Zittern; am liebſten möcht ich ſie wieder erwürgen. Dann könnte ich wieder der Andren treu ſein, die meine Kinder geboren hat. Meine Blicke heften ſich herzverwirrt auf den Rubin an meiner Linken; er perlt wie Blut aus einer friſchen Wunde. „Gewiſſen iſt der Spuk des toten Gottes", ſpricht ſie auf einmal meine Gedanken aus, mir ins Ohr. Ich weiß nicht, ob ſie es höhniſch meint. Ich wills, ihr erklären; ſie erhebt ſich. „Du biſt zu gut," haucht ſie geſpenſtiſch — „nur gute Menſchen haben ein ſchlechtes Gewiſſen; — ich hatte nie eins" — und ſtreift mir den Ring ab. Ich will es ihr wehren; ſie entſchwebt. Ich will ihr

nachſtürzen, vergebens; meine Kniee winden ſich gebannt am Boden. Ich ſuche das Wort, das mich frei macht.

Ich ſtammle Verſe, lange flehende Zeilen; ſie verliert ſich immer ferner in die Nacht. Ich ſehe ſie geiſterbleich verſchwinden; nur der Rubin glüht noch wie Blut im Mondlicht. Nein, wie ein Wundmal; der tote Freund! mit ſeiner Geige ſchwebt er herbei. Zu meinen Verſen beginnt er zu ſpielen: ferne flehende Töne: von einer Seele, die ihm nntren ward. Die runde Wunde ſeiner Stirne tut ſich anf; Blutstropfen perlen aus der kleinen Öffnnng, bei jedem Bogenſtrich, die bleiche Schläfe nieder, in den Schnee. Immer näher ſchwebt die rote Spur; die geſchloſſenen Angenlider zucken, bleicher als ſein Sterbehemd, nnd ich ſnche das Wort, das Wort — in unſrer Kindheit wnßten wir's.

Er ſchlägt die Augen auf, der Geigenbogen ſtockt, ein Schrecken ſchlägt mich: das ſind nicht ſeine Augen! das iſt die „Andre"! — Meine Blicke erlahmen, mein Mund verſagt; meine Finger krümmen ſich, ihr Gewand zu betaſten — hilf mir! das Wort! — Sie weiſt auf meinen ſtarren Körper: lange Ketten Verſe, wie Spruchbänder, nmſchnüren meine gezerrte Kehle. Ich leſe und leſe, mir graut:

Schwere Ringe ... wirb ... ich werbe ...
leere Schlinge ... deine Meinung —
dunkle Kammer ... uralt Erbe ...
Irrtum ... Jammer ... wird Erſcheinung —

Wer ſprengt die Ketten?! Die Tür ſpringt auf. Lichtſchein wie Nadelſtiche pralit mir entgegen. Auf der Schwelle ſteht meine Mutter; mit unſäglichem Kummer blickt ſie mich an. Meine Arme mühn ſich nach ihr; vergebens. „Sünde an der Mutter deiner Kinder?!" ringt es ſich von ihren Lippen. Mutter! will ich ſie anflehn; ſie wehrt mir. „Das iſt Sünde an Gott!" flüſtert ſie weiter. Gott! ringt ſich's von meinen Lippen, laut, das Wort ... ich bin wach.

Durch die dunkle Stube lag ein ſchmaler Streifen Mondlicht grell bis auf mein Bett; er zuckte. Ich ſah zum Fenſter; da war kein Spalt. Ich wandte den Blick ab; der Streifen glitt mit. Ich weiß nicht, was für ein Licht ſo zuckte.

Wenn dich zwiſchen Schlaf und Schlaf
um Mitternacht
dein raſend klopfendes Herz
aus deinen Träumen jagt
— furchtſam ſtockt dein Atem —
und ſich durch dein finſtres Zimmer
weiße Schatten vor dir flüchten:
kennſt du dieſes Grauen? —
Wenn dann aus dem toten Raum
mit ſtarren Augen
ein geliebtes Geſicht
lautlos dir entgegenſcheint
und leben möchte:
kennſt du dieſes Grauen? —
Mit eignen Händen
willſt du nach dir greifen
und dich erwürgen
für eine Schuld...

Dritter Traum

Ich habe ſie doch vielleicht umgebracht. Warum ſollte es auch unmöglich ſein? Ich habe doch einſt ſogar ein Kind umgebracht, ein kleines, hübſches, unſchuldiges Kind. Und damals glaubte ich doch ſogar noch an Gott, an die Hölle und ans Jüngſte Gericht. Damals war ich ein ſchwediſcher Küraſſier, bei den ſakriſchen deutſchen Proteſtanten, und wir brandſchatzten ein katholiſches Pfarrdorf. Ah, ich fühle wieder die himmliſche Mordluſt, wie ſich die Bauernweiber wehrten, die

wir ins Spinnhaus eingesperrt hatten. Und da spießte ich einfach der Ungeberdigsten das schreiende Kind aus den Armen weg und schmiß es im Bogen in den Dorfteich. Ich sehe noch deutlich die kleine Hand, die aus dem sumpfigen Wasser herausstak, als wir nachher von den Weibern kamen; ganz mit geronnenem Blut bedeckt, so stak sie zwischen den Binsen heraus, wie eine dicke rote Tulpe. Ich habe aber kein Grauen davor; es weiß ja keiner mehr, daß ich es tat. Ich darf mich nur nicht selber verraten, wenn sie mich doch vielleicht vor Gericht stellen.

Wenn ich mich blos erinnern könnte, welche von Beiden ich umgebracht habe. Doch nicht die Mutter meiner Kinder? Die hat mir ja immer alles verziehen. Aber die Andre hat sich ja selbst umgebracht; deren Hand kann doch nicht gegen mich zeugen. Jedenfalls muß ich zu der Beerdigung gehen; sonst könnten die Leute Verdacht auf mich werfen. Und ich muß ihr einen Strauß auf den Sarg legen, einen großen schweren Tulpenstrauß, damit sie die Hand nicht herausstecken kann. Aber weiße Tulpen müssen es sein; die roten riechen auf einmal so stark, es ist der reine Leichengeruch. Warum sieht mich der Blumenhändler so an? mit richtigen Totengräberangen! — Ich will auch weiße Tulpen nicht! die sehen noch leichenhafter aus! — Er lacht; ich verlasse eilig den Laden.

Auf der Straße ist so bleiches Licht, wie ich noch niemals erlebt habe. Ich kann mich kaum schleppen in diesem Licht, so weltschwer hängt es um meinen Kopf. Es geht auch kein Mensch auf der bleichen Straße, und die Häuser sind wie aus Schatten gebaut. Wenn ich nicht wüßte, wo ich bin, könnte ich an ein Geisterland glauben. Aber es macht mich schwach, dieses Licht; es ist, als ob es mich auspressen möchte. Und ich will und will mich nicht schwach machen lassen; keine Seele der Welt darf in meine Seele. Dann muß ich mich aber bei Kräften halten, mein Körper ist schon wie ausgehöhlt. Ach ja, ich werde wohl Hunger haben; ich habe ja heute noch nichts gegessen.

Ich mache ein harmloſes Geſicht und trete in einen Schlachterladen. Die Schlachtersfrau blickt mich fragend an — ganz ſtill und fragend — was blickt ſie nur! — „Geben Sie mir dies kleine Stück Fleiſchwurſt!“ ſage ich langſam mit ruhiger Stimme, als ob ich gar keinen Hunger hätte. Sie blickt mich wieder wortlos an und legt das Stück Wurſt auf ein weißes Papier, reicht es mir über den Ladentiſch. Ich will es nehmen und kann mich nicht rühren: ich erkenne auf einmal, es iſt keine Wurſt: es iſt eine kleine Kinderhand, ganz mit geronnenem Blut überzogen. Ich ſtarre der Frau verſtört in die Augen: es ſind die Augen des Bauernweibes, dem ich vor Zeiten Gewalt antat. Ich faſſe mich endlich und tappe hinaus; hinter mir her tönt ein dumpfes Lachen.

Ich tappe mich wie durch Nebel weiter und komme an eine Frühſtückshalle. Da ſitzen wohl hundert eſſende Menſchen hinter der großen Fenſterſcheibe; da wird mich wohl keiner beobachten. Ich ſetze mich ganz in den Schatten hinten und beſtelle irgend ein raſches Gericht. Es iſt ſo laut in dem halbdunkeln Raum, daß ich kaum meine eignen Worte verſtehe. Das Schenkmädchen bringt mir friſchen Hummer und wünſcht mir freundlich guten Appetit. Es freut mich auch wirklich, wie gut er riecht; aber was ſteht ſie und wartet noch! Ich darf mir aber nichts anmerken laſſen; vielleicht will ſie blos ihr Geld bald haben. Ich bezahle; ſie bleibt noch immer ſtehen. Es wird mir ſchwer, ſie nicht anzuſchreien; aber ich nicke ihr ruhig zu und greife raſch nach dem Hummerteller. Ich will mir ſacht eine Schere abbrechen; aber was iſt das, was iſt das nur?! Ich fühle mich bis in die Lippen erbleichen: es iſt eine kleine rote Hand, und ein Leichengeruch ſchlägt mir entgegen. Und alle Menſchen blicken mich an, wohl hundert menſchliche Augenpaare blicken mich unabwendbar an. Und alle ſitzen ſo ſtill wie Geiſter; kein Laut iſt mehr in dem halbdunkeln Raum. Ich taſte mich mühſam zur Tür und ins Freie; ein brauſendes Lachen ſchallt mir nach.

Wo kann ich nur etwas zu eſſen bekommen! Wenn ich noch lange ſo ſchweigſam herumgehe, werde ich ohnmächtig vor Hunger. Es iſt nicht, weil mein Geheimnis mich würgt; nur, es ſtachelt mich immer ſtärker, mir die herrlichſten Speiſen auszumalen. Halt, ich werde mal wieder den Maler beſuchen, der immer ſo köſtliche Späße macht; der wird mich auf andre Gedanken bringen. Ich ſehe, er malt an einem Fruchtſtück; eine große goldgelbe Ananas ſteht auf der malachitgrünen Schüſſel, ein paar rote Tomaten liegen daneben. „Darf ich mir eine Tomate nehmen?“ frage ich ihn ganz unbefangen; „Tomaten ſind mein Leibgericht.“ Er malt ſchweigend weiter; was ſchweigt er nur? — „Machen Sie doch nicht ſolche Späße!“ ſtammle ich plötzlich und ſehe entſetzt: er malt eine rote Kinderhand. „Lachen Sie nicht!“ beherrſche ich mich; „Tomaten ſind wirklich mein Leibgericht!“ — Er lacht aber garnicht, er lächelt nur — er blickt mir nur ſonderbar in die Augen und ſagt mit teilnahmvoller Stimme: „Sie haben ſich wohl in der Tür geirrt, die Tür zum Gerichtsſaal iſt nebenan.“

Ich bin einen Augenblick wie im Traum; ich fühle nur wieder wie durch Nebel, daß der Maler ſanft den Arm um mich legt und meine tappenden Schritte leitet und die Tür des Saales hinter mir ſchließt. Ich möchte aufwachen aus dieſem Traum; ich glaube mich doch genau zu erinnern, daß ich in Wirklichkeit Niemand umgebracht habe, weder die Eine noch die Andre; aber iſt das auch wirklich die Wirklichkeit? Ich bin ja ſchon öfters im Traum erwacht, und dann wars trotzdem nur wieder geträumt. Ich will mich lieber zuſammennehmen, daß ich nichts von meinem Geheimnis verrate; mit keinem Wörtchen, mit keiner Miene. Ich ſehe mir meine Richter an.

Ob ich vor einem Vehmgericht ſtehe? Regungslos ſitzen ſie mir gegenüber, elf ſchwarzvermummte ſtille Geſtalten, mit Augenlöchern in den Kapuzen. Es funkeln aber nicht Augen

darin; es ſchauen mich aus den ſchwarzen Masken nur lauter noch ſchwärzere Löcher an. Ob es vielleicht lauter Schatten ſind, die in den hohlen Gewändern ſitzen? Ob es vielleicht doch Geiſter gibt? Denn in der Mitte ſitzt Einer ohne Maske, mit geſchloſſenen Augen wie ein Toter, mit ſilberweißem Haupthaar und Bart, und mit ewig gebieteriſcher Stirn; vor dieſer Stirn hat mir oftmals gebangt. Ich weiß nicht, iſts meines Vaters Stirn? Ich weiß nicht, iſts eines Gottes Stirn? Wenn lauter Geiſter da vor mir ſind, muß dann nicht auch ein Obergeiſt ſein?! Könnte ich nur ſeine Augen ſehn! Vielleicht ſind es doch meines Vaters Augen; meines Vaters herrliche ſtahlblaue Augen, die mich oftmals ſo hart und zornig anſtrahlten, und doch ſo glutweich im hellſten Zorn, und dann ſo ſpöttiſch verzeihungswarm. Aber er ſitzt da ſo ſtarr und kalt jetzt, als werde er die geſchloſſenen Augen nie wieder zu ſeinem Sohn hin öffnen; es ſei denn, ich öffne ihm mein Gewiſſen. Sie ſitzen alle ſo ſtarr und kalt, als wollten ſie ewig darauf warten. Ich fühle, ich muß wohl endlich ſprechen.

Meine Herren Richter! beginne ich unverzagt: ich habe wirklich ein reines Gewiſſen. Denn geſetzt auch, ich hätte ſie umgebracht, ſo hätten doch beide ſich ſelbſt umgebracht. Denn die Eine, die wirklich ſich ſelbſt umgebracht hat, die hat ſich auch ſelbſt dazu gebracht. Denn da ſie kein Gewiſſen gehabt hat, ſo hat ſie mir mein Gewiſſen genommen und hat es dann nicht ertragen können. Denn die Andre, der mein Gewiſſen gehörte, und die mir drum immer alles verzieh — denn ſonſt hätte ich mir's nicht wegnehmen laſſen —: die hat das nicht länger verzeihen können. Denn da ich kein Gewiſſen mehr hatte, und wenn ſie deswegen — was ich nicht weiß — vor Gram zu Grunde gegangen iſt, ſo iſt auch ſie im Grunde von ſelbſt und an ſich ſelbſt zu Grunde gegangen. Denn wenn ich es auch gewollt haben ſollte, ſo hat es, meine Herren Richter, doch im Grunde ein Anderer gewollt. Denn wenn ich jetzt hier vor Ihnen ſtehe

— und wenn, wie ich ſehe, mein Vater jetzt Gott iſt — ſo bin ich im Grunde der Sohn meines Vaters, und mein Wille iſt Gottes Wille geweſen. Wenn alſo ich, meine Herren Richter — nein, nicht ich, wenn ich Gottes Sohn bin —: wenn alſo Gott, meine Herren Richter, Eine von Beiden umgebracht hat — nein, die Andre — nein, Beide — nein, alle Andern — —

Ich ſtocke plötzlich und kann nur noch ſtottern; ich merke, ich habe mich verwirrt. Ich ſuche im Blick meiner Richter zu leſen und ſehe nur lauter ſchwarze Löcher. Ich blicke hilflos den Einen an, der herrlich in ihrer Mitte ſitzt, und erbange vor ſeiner klaren Stirn; mich befällt auf einmal dumpf ein Erinnern, als ob ich ſeit unvordenklichen Zeiten unzählige Seelen umgebracht habe. Und da endlich tut Gott mir die Augen auf: meines Vaters ſtrahlende blaue Augen tut er aus ewiger Ruhe auf und fragt meine Seele: „bekennſt du dich ſchuldig?“ — Ich höre mein Herz in ſeiner Stimme und ſehe mein Leben in ſeinen Augen. Ich weiß, ich brauche nur Nein zu ſagen, dann bin ich auf ewig freigeſprochen. Ich fühle das Nein ſchon auf den Lippen; ich brauche nur den Mund aufzutun, dann bin ich von all der Mühſal erlöſt. Und ich tue ihn auf und — ſage „ja“.

Ein Schrecken befällt mich wie ein Schlag. Ich fühle betäubt mein Bewußtſein ſchwinden; mir iſt, ich ſtürze endlos hinab, durch dunkle, bodenloſe Räume. Oder ſtürze ich endlos empor? Ich höre von oben her ſingende Stimmen; ſind's Menſchenſtimmen? ſind's Geiſterſtimmen? Sie ſingen mich wieder zur Beſinnung — von fern her ſingen zwei Frauenſtimmen —: Von wannen, von wannen? — von wannen dein Träumen! — befreie dich, Seele — von Zeiten, von Räumen! — ſie verklingen. Ich ſchlage mühſam die Augen auf; ich ſehe mich durch ein Bogentor ſchreiten.

Es iſt noch immer ſo weltſchweres Licht, wie ich noch niemals erlebt habe; ein totengelbes Abendlicht. Nur vor mir

her, da ſchreitet ein Mann in richterlichem ſchwarzem Talar, auf deſſen Schritte ich horchen muß, dann wird das ſchwere Licht mir leichter. Sie tönen mir ſeltſam vertraut, dieſe Schritte; ich muß ſie ſchon öfters vernommen haben nnd ihnen ſo Schritt für Schritt gefolgt ſein, wie ich jetzt ihnen Schritt zu halten ſuche unter der dröhnenden Bogenhalle. Iſt es mein Vater? mein Herz ſagt nein. Und da höre ich hinter mir noch ſolche Schritte; nur ungewiſſere, haltloſere. Ich wende mich nnd ſtehe erſtaunt; nnd auch der Mann vor mir wendet ſich. Ich ſehe, hinter mir geht der Jüngling, der ich vor Jahren geweſen bin; ich ſehe, vor mir ſteht der Mann, der ich in Zukunft ſein werde. Er winkt mir kurz, und es weht ſein Talar, und wir ſchreiten im Gleichſchritt zum Tor hinaus. Und es weht ſein Talar, und mit lautloſem Schritt ſchreitet der Mann aus ſich ſelbſt herans und entſchwindet meinem gebannten Blick. Denn mein Blick hängt an einem väterlichen, ewig gebieteriſchen Greis, der an Stelle Jenes verblieben iſt, und der mir weiter-zufolgen winkt. So kommen wir an ein Hafenwaſſer.

Wohl unabſehbar dehnt ſich das Waſſer unter dem toten-gelben Himmel. Viele große Schiffe lagern darauf, mit hohen reichbewimpelten Maſten; aber das Gelbe laſtet ſo nachtſchwer, daß keine Farben mehr dämmern können. Alles, die Schiffe, die Wimpel, das Waſſer, ſcheint alles ſo ſchwarz aus Schatten geſchaffen wie der Talar meines greiſen Führers; nur ſein weißes Haar ſchimmert ſilbern im Zwielicht. Was ſind das für Schiffe? frage ich zweifelnd. „Wirkliche Schiffe“ — ent-gegnet er tonlos und weiſt auf ein Dock am weſtlichen Himmel. Kein Laut von Arbeit kommt aus den Werften her; der ganze Hafen ſcheint ausgeſtorben. Die ſchwarzen Stützpfoſten um die Hellingen ragen ſtarr am Horizont ent-lang wie ein auferſtandener kahler Hain von nrſintflutlichen Rieſenſtauden. Nur aus dem weſtlichen Saum des Haines taucht klumpenhaft etwas Graues hoch und regt ſich in der

ſchweren Stille; es regt ſich wie das felſengraue, urſchwere Haupt eines Elefanten. Iſts eines ſpukhaften Götzen Haupt? iſts eines Gottes heiliger Scheitel? Mein Führer aber winkt mir zu ſchauen.

Und was wie ein Haupt war, beginnt zu erglänzen, und entſteigt dem ſchwarz aufſtarrenden Hain, und iſt ein großer glanzvoller Mond. Er glänzt nicht ſo fahl wie ein nächtlicher Mond, er glänzt nicht ſo grell wie die tägliche Sonne; er glänzt wie ein Tautropfen in der Frühe, und alle Farben klären ſich auf. Und nun wendet mein Führer ſein greiſes Antlitz blauäugig nach dem öſtlichen Himmel, und mit langſam gebieteriſcher Hand entwinkt er der verklärten Nacht einen zweiten ſolchen glanzvollen Mond. „Wiſſe, du ſollſt an Geiſtermacht glauben" — haucht er mir in mein ſchauerndes Herz und entſchwebt dem einen der Monde zu. Bin ich erblindet von ſeinem Anhauch? ich ſehe auf einmal nur lauter Licht. Ich fühle nur blindlings ein leuchtendes Schweben ins grenzenloſe Blaue hinein. Ich ahne dunkel, ich ſelbſt bin der Greis; er iſt wohl dem andern Mond zugeſchwebt? Ich ſchwebe mit ausgebreiteten Armen und raumentrückten Augen gleich ihm.

Das Leuchten wird immer feuriger; ich atme entzückt die zarte Glut. Ich höre von oben her ſingende Stimmen, zweiſtimmig aus unſichtbarer Ferne. Sind's wieder die Seelen der Geiſtinnen beide? erwarten ſie mich auf den ſtrahlenden Monden? Sie ſingen mich weiter und weiter hinauf: Ins Weite, Seele — von wannen dein Träumen! — erwache ins Freie — von Zeiten, von Räumen! — ſie nahen mir. Sie nahen wie ſchüchterne Lüfte ſo lind; ſie küſſen mir meine entbreiteten Hände. In meinen Handflächen ruhn ihre Lippen, mein Herzblut ſtrömt ihren Küſſen zu. Sie küſſen immer herzinniger, und andere Geiſtinnen ſingen von oben. Wollen Sie mir mein Leben ausküſſen? „befreie dich, Seele", ſingen ſie. Leben ſie nur, wenn Ich ſie belebe? „erwache, Seele", ver-

klingen ſie. Ich raffe all meine Herzkraft zuſammen; ein leeres Grauſen ſtöhnt aus mir auf. Ich will mich den tötlichen Küſſen entwinden; wie ein Gekreuzigter ſchwebe ich machtlos. Ich krümme mit letzter Gewalt meine Finger, und während ein herzzerreißender Klageſchrei mir die glanzgebadeten Augen aufreißt, höre ich, daß es mein eigener Schrei iſt, von dem ich unter Tränen erwacht bin.

Ich lag wirklich wie ein Gekreuzigter da, mit ausgebreiteten Armen im Dunkeln, die Handflächen über den Bettrand geſtreckt, rechts und links in die ſchwarze Luft. Ich ſchob meine halb erſtarrten Glieder langſam in eine andere Lage und machte die Augen wieder zu; die ruhige Finſternis tat mir wohl nach der tollen Seelenfeuersbrunſt. Ich nahm mir vor: wenn ich wieder ſo träumte, ſofort an meinen Körper zu denken.

Befreie dich, Seele,
von Zeiten, von Räumen,
erwache ins Weite,
von wannen dein Träumen;
von wannen, von wannen? —
Von Räumen, von Zeiten,
die ewig bleiben,
erwache, Seele,
du kannſt ſie vertreiben,
von dannen, von dannen,
ins Weite all dein Träumen bannen! —

Vierter Traum

Aber ich muß doch zu ihrer Beerdigung gehen. Oder wenigſtens ihre Gräber beſuchen. Denn beerdigt ſind ſie wohl nun ſchon lange; ich war ja bei ihrer Feuerbeſtattung. Könnte ich nur die richtige Grabkammer finden! ich muß mich hier unten

verlaufen haben. Wo mag das Urnengewölbe denn ſein! hier ſind ja nur lauter Schädelkammern. Und die Gänge dazwiſchen ſo ſchlecht beleuchtet, daß man jeden Sinn für Richtung verliert. Wenn ich zurück auf den oberen Friedhof komme, werde ich den Verwaltungsrat anregen, beſſere Wegweiſer einzurichten. Aber wie komme ich endlich hinauf! Ich erinnere mich, geleſen zu haben, es ſollen ſchon Leute umgekommen ſein in dieſen verwirrenden Katakomben.

Woher nur das Licht in den Schädelkammern kommt? Es iſt nicht elektriſch angelegt; es wird wohl eine Art Oberlicht ſein. Darum flimmern wohl auch die Gänge dazwiſchen ſo unterirdiſch dumpf und trüb. Ich werde jetzt nicht mehr nach rechts noch links blicken, ſondern immer den Gang gradaus verfolgen, nach der ſonderbar hellen Öffnung da vorn. Sie ſteht wie ein weißes Rechteck im Düſtern; da muß eine Tür ins Freie ſein. Sie ſcheint auch allmählich noch heller zu werden; beinahe blendet ſie mich ſchon. Das Weiße kann aber kein Luftweiß ſein; es ſteht wie aus Stein ſo unbewegt. Es grenzt ſich ſo grell ab, ich muß meine Augen ſchließen. Ich gehe aber doch grad drauflos; ich ſpüre, wie ich hindurchſchreite. Es atmet ſich auf einmal viel leichter; es muß alſo doch eine Luftöffnung ſein. Ich ſchlage die Augen auf und ſehe: hoch über mir blaut der freie Himmel.

Ich ſeh es und ſeh es: hoch über mir — und über vier hohen weißblanken Mauern, die ſenkrecht um mich emporſteigen. Soll ich denn wirklich nie wieder herausfinden aus dieſem ſinnloſen Labyrinth? Ich will aber nicht die Faſſung verlieren. Ich weiß ja ſeit lange aus Erfahrung: ich muß nur an meinen Körper denken, dann kommt auch die Seele wieder zu Sinnen. Ich werde mir alſo den Raum erſt betrachten, ob er nicht doch eine Auffahrt hat. Er hat vier glatte kriſtallblanke Wände, aus lauter quadratiſchen Feldern gebildet. In der Mitte jedes Feldes ein Goldſtern, entzückend in den Kriſtall eingeſchliffen;

aber nirgends ein Halt, um hinaufzukommen. Es ist ein weiter leerer Saal; es scheint nichts als eine Art Luftschacht zu sein. Aber sieh, er hat ja noch eine Tür: grad gegenüber der andern Tür, durch die ich hereingekommen bin. Und da ist ja ein Handgriff an der Kante, in den eine Schnur aus den Gängen her mündet; das soll gewiß eine Richtschnur sein. Ich fasse die Schnur, um weiterzugehen, mit einem letzten Blick zurück.

Aber was ist das? bin ich denn wirklich von Sinnen? Auch an der andern Tür drüben ist solch ein Handgriff, in den eine solche Richtschnur mündet. Die muß ich vorhin in den halbdunkeln Gängen beim Suchen übersehen haben. Aber die Türen sind völlig gleichgeformt, und ich habe mich in dem leeren Saal fortwährend um mich selbst gedreht; durch welche Tür bin ich nun gekommen? — Ich betaste die Schnur und betaste mich selbst; es ist alles vollkommen körperlich. Ich kann also ruhig weitergehn; wenn ich vorsichtig suche, wird sich schon zeigen, ob es die richtige Richtung ist. Ich taste mich immer die Schnur entlang, von Zeit zu Zeit einen Handgriff streifend; ich komme wieder an lauter Schädelkammern. Hier sieht das Licht aber bleicher aus; und der Gang scheint allmählich tiefer zu sinken. Dies Licht kann nicht von oben her kommen; es scheint aus dem Erdinnern aufgefangen. Die Schädel gleißen alle so weißblank wie die Kristallquadrate des leeren Saales vorhin, und doch ist ringsherum tiefer Schatten. Und in all diesen Schädeln haben einst Welten gespukt — mit Goldsternen drin und blauen Himmeln — und vielleicht auch mit einem ewigen Gott; ich fühle eine irrsinnige Lust, in diesen Schädeln nach Gott zu suchen. Ich lasse aber die Schnur nicht los; ich will nicht wieder die Richtung verlieren.

Jetzt kommen auch Kammern mit Tierschädeln; sie schimmern ebenso erdinnerlich. Was regt sich da auf einmal im Schatten? Ist es denn möglich, mein alter Getreuer?! Komm her, mein Teckel, was suchst du denn! Was blickst du mich so

innerlich an? Jawohl, ich habe dich umgebracht; aber was haſt du auch immer geknurrt, wenn die tote Dame mich küſſen wollte! Da hab ich dich doch vergiften müſſen! — Er blickt mich nur immer ſeelenvoll an, mit demſelben Blick noch, den er mir zuwarf, als er im Todeskampf vor mir lag; ganz ohne Vorwurf, ganz treu ergeben. Aber was will er denn noch, er lebt doch noch! Er will mich wohl in die Kammern locken? Ich nehme die Richtſchnür feſter zur Hand und erinnere mich an meinen Körper; ich werde einfach weiterſchreiten, der Hund iſt gewiß nichts als ein Spuk.

Nein, er folgt mir; ich höre ihn hinter mir. Ich bleibe ſtehen; da ſteht er auch ſtill. Ich drehe mich um; da legt er ſich. Ich locke ihn nochmals; er rührt ſich nicht. Er blickt mich nur immer inſtändig an mit ſeinen unendlich treuen Augen; und kaum beginne ich wieder zu ſchreiten, folgt er mir wieder Schritt für Schritt. Ich höre ſeine leiſen Zehen; ich ſpüre, wie ſein Blick an mir hängt. Ganz ohne Rachſucht, ganz voller Liebe; als ob der liebe Gott mir folgt. Wie dieſer Gottblick mich hinterrücks martert! Wenn er noch lange ſo anhänglich bleibt, bringe ich ihn zum zweiten Mal um! Aber ich darf doch die Richtſchnur nicht loslaſſen; ich komme ſonſt ſchließlich ſelbſt noch um, in dieſem wahnwitzigen Labyrinth. Halt: ſchimmert da vorn nicht wieder ein Lichtloch? das iſt wohl endlich die Urnenhalle. Jawohl, das Viereck wird immer heller; und die Schnur ſcheint grad draufhin zu leiten. Wenn ich nur raſcher vorwärts käme; wie Grabeslaſt iſt der Blick hinter mir! Ich zwinge meine Füße zu rennen. Ich keuche der leuchtenden Halle entgegen. Ich achte nicht den Schmerz meiner Augen. Ich taumle faſt in dem blendenden Viereck; hindurch! und pralle entſetzt zurück: ich ſtehe abermals in dem Kriſtallſaal, den offenen Himmel über mir —: ich bin im Kreiſe herumgeirrt.

Und was ſtöhnt da, was rührt ſich neben mir? Durch die Tür kommt der Teckel mir nachgeſchlichen! Ich ſehe jetzt dent-

lich, es iſt nur ein Schatten; ein Schatten mit gottergebenen Augen. Ich ſtürze in raſendem Haß auf ihn los; ich werde den Spuk nun endlich zerreißen! Mit beiden Händen packe ich ihn, am Genick, am Kreuz, und zerre und zerre. Er windet ſich unter meinem Griff; wie Kautſchuk ſpannt er ſich hin und her. Ich ſpüre verzweifelt, wie er mich lähmt: wie er nachgiebig meine Arme entmannt. Ich fühle bis innerſt in Leib und Seele: wenn ich dies Geſpenſt nicht bewältigen kann, bin ich machtlos für Zeit und Ewigkeit. Ich ſpanne all meine Nervenkraft an; und wenn mir Gehirn und Adern zerberſten! Und ein Ruck, ein leiſes erſterbendes Winſeln: o Wonne, ich habe den Schemen zerriſſen! Mit einem letzten hingebenden Blick zerfließt er in die leere Luft.

Ich ſtehe und zittre am ganzen Körper, vor Glück und Ermattung und neuer Verzweiflung. Ich ſtarre hinauf in den blauen Himmel: iſt kein Entrinnen aus dieſem kriſtallenen Grab? — Ich betaſte meine erſchöpften Glieder — warum muß ich nur immer an meinen Körper denken! — Es iſt doch garnicht mehr nötig jetzt; wer hat mir das eigentlich eingeredet? — Wie ſchön könnt ich ſchlafen in dieſem lautloſen Schacht. Ich bin ſo müde, ich höre mein Seelenſpiel klingen. Es rauſchen wohl Flügel oben im Blauen? Nein, ich glaube nicht; es iſt nichts zu ſehen. Doch: eine weiße Feder ſchwebt nieder. Wie eine Schneeflocke kommt ſie gewirbelt. Noch eine, noch eine, Flaum auf Flaum; grad in die Mitte des Saals herab. Immer mehr, immer mehr, weiße Flaumfederflocken; der ganze Boden liegt ſchon bedeckt. Ich muß zurück an die Wandfläche treten; es iſt ſchon ein Hügel, es wird ein Berg. O Seligkeit, das iſt ja die Rettung: der Berg wächſt immer höher hinauf! Schon ſteht er faſt ſo hoch wie der Schachtrand, und immer dichter häuft ſich das Flockengewimmel. Ich ſpringe mit beiden Füßen hinein; ich verſinke in dem bettweichen Schwall. Aber er ballt ſich unter mir; ich ſtampfe und ſtampfe, und es glückt. Ich ſtampfe mich

höher und höher hinan; es ist, als federn mich Bälle empor. Ich kann kaum sehen, so stiebt es um mich; und brennender Schweiß verschließt mir die Augen.

Da: ein frischer Lufthauch kühlt mir die Stirn: ich fühle entzückt, ich bin oben, oben! Meine Augen wagen wieder zu blinzeln, durch die feuchten, flaumverschleierten Wimpern. Kein Federchen stiebt mehr, der Himmel blaut; es ist eine überirdische Stille. Ich stehe auf steilem, schwankendem Gipfel; tief unter mir klafft der weiße Abgrund des labyrinthischen Schachtes herauf. O Seele, Seele, wie komm ich hinüber?! Sieh: rings um den Schacht, wie ein Garten Eden, liegt der blühende frühlingsgrüne Friedhof! — Und die Seele erklingt: Ich seh es, o Geist! Ich seh es durch Tränen, o göttlicher Geist, durch regenbogenfarbene Tränen! Ja, dein Gipfel schwankt, und ein Wind kommt gebraust, und du Schwankender weinst und ich breite die Arme: wenn du jetzt, o Gottgeist, mich Seele erhörst, will ich deiner Kraft trauen ewiglich! —

Horch: braust nicht der Wind beflügelnd, o Seele? und der Gipfel löst sich und schwebt und wird Wolke! Sieh, mit beiden Armen umspanne ich sie und schwebe über den Abgrund dahin. O, wie weich sichs fliegt in dem leichten Flaum: ich fühle nicht Höhen, nicht Tiefen mehr. Ich fühle nur, wie mich die Windwolke schaukelt und mir süß alle Kräfte stachelt und kitzelt. Will sie mir etwa mein Leben wegschaukeln? Dann wisse, Seele: mein Körper lacht! Ich kann sie loslassen, wenn ich will; ich bin ja befiedert über und über! Ich kann mit dir fliegen, wohin ich will; ich brauche ja nur den Flaum wegzublasen! Ich blase und blase; was ist denn das? ich blase mir ja in die eigne Nase! Ich mache wohl selbst den Wind, der so kitzelt? Ich niese, ich lache — lache — erwache.

Ich lag noch immer im dunkeln Bett, und ich hielt mein Kopfkissen in den Armen. Ich fühlte, daß eine kleine Feder aus dem zerknüllten Kissen herausstak; sie berührte noch meine

Naſenſpitze. Ich entfernte die Feder und legte das Kiſſen glatt; ein Stündchen hoffte ich doch noch zu ſchlafen. Der Morgen ſchien zwar bereits zu grauen; aber ich war noch müde genug.

Wenn über unſern tiefſten Verzweiflungen,
wo wir vor lauter geöffneten Not-Türen
nicht aus noch ein zu finden wiſſen,
ſtets eines Gottes Blick wachte —
Wenn unter unſern höchſten Entzückungen,
wo wir verſtummend vor Triumph
mit zitterndem Fußtritt
jede Gefahr zerſtampft zu haben meinen,
ſtets eines Gottes Ohr weilte —
Wenn zwiſchen unſern erhabenſten Gleichgiltigkeiten,
wo wir mit Adlerruhe
alle Verfolgung
Todes wie Lebens
in leere Luft verflogen wähnen,
ſtets eines Gottes herzliche Teilnahme ſchwebte —:
ich glaube, er würde vor Lachen ſterben ...

Fünfter Traum

Ja, meine Verfolger, ich lache euer! Denn ich kann fliegen, wenn ich will; ich kann aus eigener Willenskraft fliegen! Sie raſen hinter mir her wie gehetzt, eine Meute tobſüchtiger Jäger und Hunde. Aber hier, ich ſpanne nur meinen Mantel, dann bin ich ihrem Wahnſinn entrückt. Schon ſchwebe ich über den Eichenwipfeln und lache Halalî auf ſie nieder. Ich höre ſie brüllen: du Mörder, Mörder! und würden mich alle doch ſelbſt gern morden. Nackt ſind ſie auf die Jagd ausgezogen, aber dennoch war ich ſchneller als ſie. Wie ſie rachekeuchend mir nachſtarren, durch die kahlen Eichen die fahlen Geſichter, während ich höher und höher entſchwinde! Halalî Hallelûja lache ich nieder

und werfe ihnen Handgrüße zu: Ja, ihr ſeid auferſtanden zum jüngſten Gericht, ich aber fliege ins ewige Leben! —

Wie ſie kleiner und kleiner ſchrumpfen, die ſchreckbefallenen bleichen Leiber: wie Würmer wimmeln ſie durcheinander zwiſchen dem welkbraunen Laubwerk unten, wie ausgegrabene Engerlinge. Ich laſſe breit meinen Mantel fallen, um ihre klägliche Blöße zu decken. Schwer ſchwebt er hinab, denn ich ſchwebe hinan; mit ſchwimmenden Armen zerteil ich die Wolken. Was glänzt da her aus dem ſtahlblauen Äther? iſt es ein unbekannter Stern? — Halali Hallelûja jauchzt mein erkennendes Herz: es iſt eine weltbeſtrahlende Stirn! Sei mir gegrüßt, pfadkundiger Wildrer, du Jagdherr der Frevler, Shakeſpear, Erhabener! — Er ſchlägt die entſchlafenen Augen nicht auf; traumſelig lächelt ſein Geiſthaupt nur und grüßt mich ſtumm und beſtrahlt meine Bahn. Es grüßen noch manche entſchlafene Geiſter mit ſternengleich aufſtrahlenden Stirnen und beleuchten meine erhabene Bahn. Es grüßen Rembrandt und Lionardo, und Dante und Goethe, Beethoven, Bach. Es grüßt auch mein Vater und meine Mutter; und fern ſtrahlt ein dornenkranztragendes Haupt.

Wo hab ich dies rührende Haupt ſchon geſehen? dies ſchmerzverklärend verzeihende Antlitz? in meiner Kindheit war es wohl. Ich möchte vorüber an dieſem Antlitz jetzt; aber dahinter iſt alles ſchwarz. Ich möchte dennoch vorüberſchweben; aber es zieht mich näher und näher. Es zieht mich mit ſeinem Dornenkranz an, der noch heller ſtrahlt als die träumende Stirn. Er ſtrahlt wie ein großes verzweigtes Neſt; das Gezweig wächſt immer größer ins Weite. Ich möchte dies wachſende Lichtneſt umkreiſen; aber es weitet ſich kreiſend um mich. Es wirbelt mich hoch wie einen Funken ins ſchwarze Unermeßliche. Ich blicke hinab, ich will's überſchauen: ich ſehe ein unermeßliches Helles. Ich ſehe ein grenzenlos ſchwebendes Lichtreich: ein tiefes, ringshin ruhendes Neſt von unzähligen kreiſenden

Sternenreihen, endlos verzweigt durch den ſchwarzen Raum. Mich weht ein Grauſen an, ich erkenne: ich bin in einer anderen Welt.

Das Grauſen weht inniger, es beſeligt; ich fühle, es will mich zur Ruhe wehen. Es weht mich hinab auf das träumende Haupt; wer biſt du, wer biſt du, entſchlafener Geiſt, auf deſſen Haupt mich ein Lichtreich wiegt? — Ich laſſe mich willig niederbewegen zu dem leuchtenden Scheitelpunkt in der Mitte; ich ſinke mit heller Heimatswonne immer tiefer hinein in das weltweite Neſt. Und was wie ein Punkt ſchien, iſt eine Wölbung, eine milchweiß geſtirnte unendliche Kuppel, auf deren Scheitelfläche der Neſtkranz ruht. Ich ſtaune hinab in den traumſtillen Kuppelraum, hinab durch das ſchimmernde Scheitelgewölbe: das iſt wohl Das, du erhabenes Haupt, was wir auf Erden die Milchſtraße nannten? Ja, ich ſehe ſie kreiſen in deinem Innern, die Sterne, die Sonnen und jene Erde, wie Blutzellkörperchen deiner Adern, du ſtrahlendes, dornenkranztragendes Haupt! Wie ſie zittern, die kleinen Seelchen alle, die ſich Welten dünken in ihrem Dunſtkreis: ich ſehe ſie deutlich erbeben im Nebel, vor Deiner weltbegrenzenden Stirn. Und ſind meinem Blick doch alle ſo fern, ſo grenzenlos fern wie jener Erdball, dem ich durch Wolken entronnen bin in dieſe verklärte andere Welt. Die Augen fallen mir zu vor Bangen: wer biſt du, wer biſt du, verklärender Geiſt? —

Ein ſilberhell klingendes Lachen weckt mich; hab ich's geträumt oder leben hier Menſchen? Nein, eine Lichtgeſtalt weilt vor mir; ich ſchnelle auf, eine Geiſtin umſchwebt mich. Hab ich ſie ſchon auf Erden gekannt? Ihre Augen ermuntern mein Herz ſo vertraut, als hätten ſie ſchon in früher Kindheit über meinen Spielen gewacht. Ihr Blick iſt ſo innig ſilbergrau, nein lichtſchwarz, nein tief von Herzen goldklar, ganz ſilber-und-gold-herzinnig klar; iſt es die Göttin Barmherzigkeit? — Sie lächelt, ſie läßt den Kopf etwas hängen; o ſüße Schelmin Barmherzig-

keit! Sie nickt mir nochmals von Herzen zu; ich lauſche, ich höre ihr Seelenſpiel klingen.

Die Erde ſchläft in Nebelſchleierſchein;
doch kann ihr Atem nicht ihr Leid verdecken.
Ihr träumt, ſie würde wach viel freier ſein;
es iſt wohl Zeit, daß wir ſie wecken?!

Ich ſtarre hinab, mir bangt aufs neue. Nein, fleht mein Blick, laß die Erdſeele ruhn! ſie iſt voll Rachſucht, ſie will nur morden; laß uns den Geiſt dieſes Lichtreiches wecken! — Die Geiſtin lächelt; weshalb nur wieder? aber ihr Lächeln ermutigt mich. Laß uns ihn wecken! verlangt mein Blick; Ihn, deſſen Haupt dieſe andre Welt trägt, doch unter deſſen träumender Stirn jene Erde uns noch immer bannt! Laß ſeine Augenſterne erſt leuchten, das wird uns erheben aus dieſem Bann! —

Sie lächelt und nickt, iſt nickend verſchwunden; ich greife verdutzt in leeren Glanz. Ich ſchwebe wieder allein in den Weiten; nur ihr ſilberhelles Gelächter klingt noch. Nein, auch ihr Blick iſt zurückgeblieben; wie ein goldenes Sternchen ſchwebt er vor mir, inmitten des ſilberweiß kreiſenden Neſtes. Oder nein, es iſt ja ein Doppelſternchen! Ja, ein goldklar flimmerndes Zwillingsſternchen! ein kleines wirbelndes Sternſeelenpärchen! zwei kleine glitzernde Seelenſternzellchen, die in eins zuſammenzuſprießen ſtreben. Ich greife danach, ich ſchrecke zurück: das eine ſpiegelt deutlich mein Bild. Ich ſeh mich hinauf in den Neſtkranz greifen, in das kreiſende Spiel des Sternengezweiges; — und ſpielt nicht im andern das Bild der Geiſtin? — Nein, ſchon ſind beide zuſammengeſproſſen; ich weiß nicht, ſpielt da mein oder ihr Bild? Es ſpielt mit den kreiſenden Neſtſternbällen, mit unzähligen, reihenweis wirbelnden, unendlich zellkleinen Zweigſternbällchen; und in jedem Zellſtern ſpielt wieder ſolch Bildchen. Ich will es faſſen; ich greife ins Unfaßbare. Ich merke, es ſchwebt weit über mir, unermeßlich

weit, und ſprießt weiter im Schweben, immer weiter in wirbelnden Sternbilderſpielen; es ſcheint nur ſo klein, weil's ſo grenzenlos fern iſt. Es wirbelt mich hoch, ſchon entwirbelt's dem Neſtkranz; und ſprießt immer wirbelnder über mir fort, und ein ſilberhelles Gelächter umſtürmt mich.

Ich muß mitlachen, ich blicke hinab; ganz zuſammengeſchnurrt in ſchwarzer Tiefe ſchwebt das weltweite Dornenneſt unter mir, nur wie ein flaches Korbflechtwerk noch, eine tellerförmige milchweiße Scheibe, auf der ſich ein rieſenhaft ſprudelnder, goldklar von Sternzellen ſtrudelnder, fort und fort wachſender Kreiſel dreht. Er ſchleudert mich mit im ſauſenden Umſchwung, immer höher den ſchwellenden Rand hinan; ich kann kaum noch das winzige Urzellbild ahnen, das in der Kreiſelſpitze da unten mit andern ſolchen Urbildern Ball ſpielt. Ich ahne nur, wie ſich aus jedem Bildſtrahl, den es hochſprudelt in den ſilbrigen Nebel, eine neue Schaar Goldſtrahlenbilder entpuppt, aus jedem Weltſternchen eine Sternenwelt, immer rieſenhafter emporgegliedert, ein unendlicher Springbrunn von Lichtpuppengliedern, und jedes Glied ſchon ein ganzes Weſen, ein ganzes Weltpuppengliederſpiel, das andere ſpielende Weltgliederpuppen nach allen Seiten entſpringen läßt. Ich möchte eins dieſer Weſen betrachten; ich ſchwebe ſo nahe an ſeiner Seite, ich kann ſeinen Atemkreis brauſen fühlen. Ich möchte erkennen, ob's Mann iſt, ob Weib; aber es dehnt ſeinen rieſigen Lichtnebelkörper, den Sterne um Sterne wie Flugſaat durchwirbeln, ſo ſtürmiſch ins Unermeßliche, daß ich wieder nichts weiter wahrnehmen kann als ein ſeelenvoll brauſendes Gelächter. Und wieder muß ich voll Bangen mitlachen, denn in all meinem Bangen ahne ich jetzt: vielleicht iſt dies unabſehbare Glanzſpiel, dieſer ganze erhabene Sternpuppenkreiſel auch wieder nur ein kleines Glied, vielleicht nur die unterſte Zehenſpitze von einer noch größeren Spielgeſtalt, die wieder noch größere ausſpielen kann — o laß dich erkennen, erhabenſtes Weſen! —

Ich ſtarre hinauf zu dem äußerſten Lichtſaum: könnt ich nur Einmal ein einziges Leuchten ſeiner Augenſterne aufſchimmern ſehn! Ich mühe mich, jäher emporzukreiſen, dem Bannkreis des Strudels noch näher zu ſteuern; mir iſt, ich tu's ſchon ſeit Ewigkeiten. Ich blicke zurück auf meine Flugbahn; das Sternennеſt unten iſt garnicht mehr ſichtbar, es ſcheint nur die allerunterſte Spitze dieſes ſchwebenden Weltenkreiſels zu ſein. Mir wird ſo hinſchwindend ſeelenweit, ich kann kaum mehr meine Bewegungen fühlen. Ich kann in dem wachſenden Lichtſeelennebel auch nichts mehr von meinem Körper ſehen; ich bin wohl ſelbſt eine Lichtwelt geworden. O könnt ich nur endlich das Augenlicht ſehen, dem all dieſe ſeligen Weltſpielpuppen aus ihren Kreiſen entgegenlachen! — Ich muß auf einmal auch ſelig lachen: ich ſehe urplötzlich im Innern des Kreiſels, rings unter mir, überallher aus den Nebeln, ganze Schwärme von Augenlichtern aufſchimmern: alle die hohen entſchlafenen Geiſter, die meine Bahn einſt beleuchtet haben, ſie erwachen aus ihren träumenden Tiefen und folgen mir höher mit lachenden Blicken. Es erwachen und lachen Rembrandt und Shakeſpear, Cervantes und Swift, Ariſtophanes, Nietzſche. Es lacht auch mein Vater, auch unſre Mütter, und jenes dornenumſpielte Haupt. Ich will es begrüßen, mein Gruß erſtarrt: aus ſeinem Blick lacht die Göttin Barmherzigkeit. Ich ſtarre hinab von Blick zu Blick: in allen den ſchwärmenden Augenſternen, ſelbſt in Euern Geſtirnen, Nietzſche, Rabelais, Shakeſpear, ihr wildeſten Schwärmer, ihr Freunde der Frevler, ſpielt das Bild der Göttin Barmherzigkeit. Mir ſchwindelt; ich muß wieder aufwärts blicken! O erwache auch Du, erhabenſtes Weſen, erwache aus deiner Gleichgiltigkeit! Erhebe mich endlich zu Deinem Blick! Entreiß mich all dieſen wachſamen Augen: ſie mahnen noch immer an jene Erde, die doch ſeit Ewigkeiten dahin iſt! Entpuppe dich endlich: wer biſt du, Du —

Ich horche erſchrocken: was lacht da „Du!"? Und ein Echo

lacht ſtürmiſch abermals „Du!“ Will das erhabenſte Weſen mich höhnen? O, nur höher! mir bangt nicht mehr! nur zu! — Ich ſteure noch jäher hinein in den Kreiſel, ich lache ſtürmiſch mit „Du, du, du!“ Ich laſſe mich ganz in den Lachſtrudel reißen: vielleicht kann ſelbſt das erhabenſte Weſen mich nur in ſeinem Innern erhören, da in der innerſten Achſe da! — Ja, ich höre, nun lacht es „Da, da, da“ —: und ſiehe, das ganze Weltpuppenſpiel beginnt zu nicken, wild, fern und nah. Und immer wilder, mir ſtockt das Herz: will es mich aus dem Gleichgewicht nicken? Nein, in ganz gleichwilden Weltkreiſen nickt es, kreisunter kreisüber mir — da, da, da — mit ſternklar barmherzigen Geiſteraugen — und lacht ganz gleichgiltig „Ha-ha-hah.“ Es will mich gewiß nur in Sicherheit lachen; ja, die Achſe des Kreiſels iſt ſchon ganz nah. Ob ſich's da endlich entpuppen wird? Ja! All die Geiſter da lachen „Ja“ und nicken. Aber was iſt das? Ah —: die Achſe! — Sie dreht uns immer noch höher! aber mir ſtockt das Herz immer jäher: verliert ſie nicht doch jetzt das Gleichgewicht? — Nein, ſie verdreht wohl ihr Seelenlicht? Hahahah, ſie verdreht uns die Überſicht! Sie beginnt zu wackeln! o all ihr Geiſter: das erhabenſte Weſen ſcheint kopfſtehn zu wollen! —

Ich höre entſetzt: Alles lacht wieder „Ja!“ — Ha-ha-halt! Barmherzigkeit! Wenn wir fallen: wir fallen ins Bodenloſe da! — Da, was ſeh ich: allmächtiger Himmel, ja: es ſteht ja ſchon kopf! — es entpuppt ſich! — Ah — —: himmelhoch über mir ſteht etwas da: mittenauf aus den wackelnden Seelenwelten ſteht die Kreiſelkrone in Gloria — und iſt eine — was? — eine Sohle?? — ja: eine rieſige wacklige Weltſeelenſohle, von unzähligen Zehenſpitzen umzappelt. Ich erkenne, ſie will uns noch höher zappeln: ſie beſchirmt unſre Welt wie ein maßloſer Fallhut: wir zappeln in einer ungeheuren, allweltenhütenden Urweltpuppe, die auf ihrer Hutſpitze bodenlos kopfſteht, und deren Bauch ſich vor Lachen ſchüttelt. Er ſchüttelt uns mit, im-

mer mit, hahahah! Macht Halt, ihr Geiſter, ſonſt platzt er! Da —: er platzt — ich muß mich vor Lachen umdrehn. Hahahah, all die Weltgeiſter drehn ſich mit um! Hahahah, ſie verdrehn mir Hören und Sehen! Hahahah, das erhabenſte Weſen rächt ſich! Hahahah, es läßt mich vor Lachen ſterben — mir gehn alle Augen über, nein auf! — ja auf! endlich auf! — Was? — bin ich denn wach? —

Ja, ich ſaß mit offenen Augen im Bett; und mittenher durch mein halbdunkles Zimmer langte ein goldheller Morgenſtrahl, voll unzähliger wirbelnder Sonnenſtäubchen. Es war alſo doch ein Spalt in dem Fenſtervorhang. Ich ſtand auf, machte vollends hell und beſann mich; dann warf ich die abends empfangene Todesnachricht aus meinem Shakeſpear in den Papierkorb. Ich wußte nicht: ſollte ich wie ein Kind ein dankbares Morgengebet verrichten? oder Gott, Welt und Leben zum Teufel wünſchen? Ich weiß es noch heut nicht, du himmliſcher Quälgeiſt, o allbarmherzige Phantaſie!

Wer biſt du? „Wer du willſt!"
Wo wohnſt du? „Wo du's fühlſt!"
Lebſt wohl im Lichtſtrahl ſtill?
„Wohl auch im Staubgewühl!
Bürſt mein Hütlein,
klopf dein Kittlein,
ſo kannſt du merken, wer ich bin,
wieviel goldne Wunderwelten in uns glühn!"

* * *

Betrachtungen
über Kunst, Gott und die Welt
Auswahl

Kunst und Volk

Neun Selbstverständlichkeiten, die aber doch der Erklärung bedürfen

1. Die Kunst besteht in den Kunstwerken, die nicht fürs Volk geschaffen sind, sondern für Gott und die Welt, für die Seele der Menschheit oder auch der Blumen auf dem Felde, für Alle und Keinen, fürs ewige Leben oder für sonst eine grenzenlose Größe.

Das soll heißen:

Es werden sehr viele Kunstwerke gemacht, aber recht wenige machen die Kunst aus. Kein Kunstwerk mehrt den Kunstbestand, durch das der Urheber irgend ein begrenztes Volk zu irgend einer bestimmten Zeit für irgend ein bekanntes Ziel ausbilden will oder wollte. Die Volksbeglücker, die Volksveredler, die Volkserzieher und -verzieher mögen ein solches Werk mit Fug und Recht zu ihrer Zeit den Leuten anpreisen; aber sobald jenes Ziel erreicht oder aber als irrig erkannt ist, verfällt solch Werk der Vergessenheit oder bestenfalls der Kunstgeschichte, ist überflüssig und leer geworden, hat keinen belebenden Inhalt mehr. Freilich befaßt sich alle Kunst mit dem umgebenden Volks- und Zeitgeist als einem Teil ihres Stoffbestandes; aber nicht Das ist ihr Lebensbestand, sie geht nur aus von dieser Umgebung, und ihr Ziel schwebt grade im Unfaßbaren. Beständiges Leben enthält nur die Kunst, die jederzeit und immerfort hinaus ins Unbekannte weist, wie die Blumen blühen ins Blaue hinein. Und solche Kunst schafft nur der Künstler, der fürs Volk ein ewiges Rätsel bleibt. Er kennt nur Eine Bestimmung des Schaffenden: die Gesetzgebung für das Unbestimmte. Er sieht nur Eine Grenze des Schaffens: die Formlegung für das Unbegrenzte. Denn er ahnt nur Ein Ziel der menschlichen Bildung: die Gestaltung eines vollkommenen Wesens.

2. Der Kunst gegenüber gibt es nur zwei Arten Volk: das menschenwürdige und das hundsgemeine.

Das heißt:

Vollkommene Kunſt wirkt nicht auf Jedermann als vollkommen, ſondern höchſtens auf ſolche Seelen, die ſelbſt den Trieb zur Vollkommenheit haben und fremde Seelenkraft mitfühlen können. Hierzu aber verhilft kein beſonderer Bildungsgrad, kein Wohlſtand oder ſonſtiger Vorrang, der einzelnen Ständen und Klaſſen des Volkes — je nach dem Lauf der Zeiten — vergönnt iſt, mag auch durch alldas die Freiheit und Freude des menſchlichen Mitgefühls leichter erblühen. Dies Mitgefühl eignet vollkommen nur ſolchen Seelen, denen das menſchliche Daſein unendlich mehr iſt als eine Laufbahn zum Wohlbefinden, zum Vornehmtun oder Neunmalklugſein, nämlich ein ſteter gründlicher Antrieb zur Steigerung aller ſchaffenden Kräfte, ob für, ob gegen, ob durch einander. Das ſind die menſchenwürdigen Seelen, die auch die Kunſt von Grund auf zu würdigen wiſſen. Sie pflanzen den Willen zur Menſchheit fort, ſie bilden in Wahrheit den Volksgeiſt und Zeitgeiſt und begeiſtern allmählich ſogar die Halbwilligen; ſie ſind in jeder Volksſchicht zu finden, wenn auch am meiſten wahrſcheinlich in jenen Schichten, die am eifrigſten für die Zukunft kämpfen. Wo ſich der Sinn auf Vollkommenes richtet, iſt „Volk" ſtets nur der Inbegriff der menſchlich ſtrebſamſten Volksgenoſſen, d. h. ein Unterbegriff der Menſchheit; wer ein vollkommener Menſch ſein könnte, der wäre natürlich auch im Beſitz von jeder Vollkommenheit ſeines Volkes. Der Reſt aber, der ewig rückſtändige, der wohlbeſtallte wie übelbeſtellte, der Bildungspöbel wie rohe Mob: je nun, der hält ſich an die Art Kunſt, die das Volk übers menſchliche Daſein täuſcht, mehr oder weniger hundsgemein. Doch iſt auch dieſe Art Volk und Kunſt im geiſtigen Haushalt der Menſchheit vonnöten, denn eben ihr Widerſtand reizt die andere Art zur beſtändigen Steigerung ihres Willens.

3. Keine Art Volk ſchafft jemals Kunſt; jede Art Volk reizt die Künſtler zum Schaffen.

Das will beſagen:

Die Kunſt, ſoweit ſie nicht Handwerk und Machwerk iſt, ſtellt eine unwillkürliche, unerklärliche Einſicht ins Leben vor, die ſtets nur Wenigen innewohnt und ſich nur durch eigentümlich geheimnisvolle, zwar den Sinnen vollkommen deutliche, doch dem Sinn vielfältig deutſame Bilder Anderen mitzuteilen vermag. Auch was man gewöhnlich Volkskunſt nennt, iſt niemals durch die gemeinſame Macht irgend eines Volkswillens entſtanden, ſondern immer urſprünglich von Einzelnen aus reinem Eigenſinn erſonnen und dann erſt zu Gemeingut geworden. Aus einem natürlichen Mitteilungstrieb, der ſchon im Licht der Geſtirne waltet, gibt der Einzelne ſein einſames Sinnbild dem willigſten Empfängerkreis hin, oder dem mächtigſten Abnehmerkreis; der gibt es weiter und immer weiter, und dadurch ſchleifen ſich unter Umſtänden — zumal bei mündlicher Weitergabe — die eigenſinnigſten Züge des Bildes ins Allgemeinverſtändliche ab. In den kleinen Volksgemeinden der Urzeit beſorgten wohl meiſt die Prieſterkaſten und Herrengeſchlechter die erſte Verbreitung; nachher vermittelten fahrende Leute zwiſchen der Künſtlerſchaft und dem Volk, oder die Künſtlerſchaft wurde Beruf und ging alſo ſelbſt auf die Fahrt nach Brot. So zog einſt der Barde mit ſeinen Heldengeſängen von Herrenhof zu Herrenhof, der Troubadour mit ſeinen Balladen von Ritterſchloß zu Ritterſchloß; und allerlei anderes fahrendes Volk machte die vornehmen Gebilde fürs ſeßhafte ſchlichte Volk zurecht, und aus der erhabenen Heldenſage wurde ein Volkslied, ein Bänkelſang. So ſind auch die Märchen der Urgroßmütter nicht von den Urgroßmüttern erfunden; ſondern die alten Götterſagen, Naturmythen und Geiſtergeſchichten einer von Prieſtern gelenkten Kultur ſind ſpäter von ſinnigen Landſtreichern, entlaufenen Mönchen, Scholaren und Schreibern, für das Verſtändnis der Spinnſtuben-Inſaſſen verweltlicht und vereinfacht worden, auch wohl verſimpelt und verballhornt.

So iſt auch die ſogenannte Bauernkunſt, wie ſie in Hausrat und Volkstracht ſich friſtet, nirgends dem Heimatboden entſprungen, iſt aus höfiſchen oder ſtädtiſchen Kreiſen von reichen Dörflern aufs Land verpflanzt, und da erſtarrt ſie durch Handwerksbrauch zu wunderlich verwucherten Formen, bis wieder eine neue Stadtkunſt kräftig und reif genug geworden iſt, die entartete alte zu verdrängen. So ging auch die Kunſt der wilden Völker ſeit jeher den Ermächtigungsweg über den Feſtplatz des Zauberprieſters, das Zelt des Häuptlings oder der Obmänner, um in alle Hütten des Stammes zu dringen. Denn der Künſtler, der kein Strumpfwirker iſt, will ſein Werk nicht im Engen verkommen laſſen; er will wie das Leben ins Leben wirken, ins unendlich weite belebende Leben, und heute wendet ſich ſeine Kunſt nur deshalb gleich ans breitere Volk, weil es mächtiger als die Machthaber dem ſchaffenden Willen des Lebens dient.

4. Das Volk verſteht nichts von der Kunſt; das iſt auch nicht nötig zum Kunſtgenuß.

Das beſagt:

Es gibt überall nur Wenige, die vollkommen fähig zum Kunſtgenuß ſind; die volle Genußkraft iſt ebenſo ſelten wie die vollkommene Schaffenskraft. Aber auch dieſe Wenigen, Jeder für ſich allein genommen, verſtehen nur wenig von den vielfältigen Reizen, die das geheimnisvolle Leben in dem bewunderten Werk bewirken. Selbſt von den Handwerksgriffen des Künſtlers verſteht zuweilen ſogar der Künſtler nicht jeden einzelnen Wirkungswert, geſchweige den ganzen Zuſammenhang; und mancher nüchterne Kunſtgelehrte ſieht da ſchärfer als der ſcharfſinnigſte Meiſter. Nur ſind die äußerſt klugen Leute, die blos mit Verſtand zu genießen verſtehen, gewöhnlich die innerſt ſeelenstummen und begreifen oft weniger als ein Nigger von der begeiſternden Gefühlswelt, die hinter den ſinnlichen Reizen des Kunſtwerkes lebt. Dieſe Kunſtverſtändigen zwar entſchei-

den, ob ein Werk den beſten Kennern des Handwerks auf abſehbare Zeit zu genügen vermag, und ſchätzen ſeinen Sachwert ein; aber unabſehbar iſt das Leben, und ein vollkommenes Kunſtwerk enthält die Lebenshinterlaſſenſchaft von hunderttauſend Millionen anderer Werke und das unſchätzbare Vorvermächtnis für aber-und-abermals andre Millionen. Ein ſolches Werk kann Jahrhunderte lang — nach den Maßſtäben aller Sachverſtändigen, nach dem Urteil der Künſtler wie Kunſtgelehrten, nach der Meinung der eignen wie fremder Volksart — ein wertloſes totes Unding ſein: und auf einmal iſt es nur ſcheintot geweſen und belebt tauſend Geiſter zu neuem Gefühl, zu neuem Schaffen und neuem Genuß. Vor der unbekannten ſeeliſchen Macht, der das vollkommene Kunſtwerk entſtammt, iſt eben auch der Kenner „nur Volk". Über dieſe beſtändige Machtvollkommenheit, dieſen eigenſten Lebenswert der Kunſt, entſcheidet keinerlei Kunſtverſtand, auch kein Kunſtgeſchmack und kein Kunſtgefühl, weder des Einzelnen noch einer Volksmaſſe; denn es gibt und gab kein einziges Kunſtwerk, an dem der Verſtand nicht zu mäkeln fände, und Geſchmack und Gefühl ſind unbeſtändig, ob aus Verſtand oder Unverſtand. Über den Lebenswert der Kunſt entſcheidet ſtets nur das Leben ſelbſt, das wandelbare Leben der Menſchheit, wandelbar von Volk zu Volk, ob durch Zufall, Notwendigkeit oder Gott-weiß-was, doch beſtändig zum Weiterleben gewillt. Mit dem Genuß aber hat das wenig zu tun; den roheſten Kerl kann das ſcheußlichſte Machwerk unvergleichlich ſtärker und inniger freuen, als die reinſte Schönheit den feinſten Kenner. Wer Anderes lehrt, iſt ein Faſelhans, ob nun ein Schwarmgeiſt oder ein Nüchterling.

5. Der Kunſtgenuß jeder Art Volkes beſteht in der Begeiſterung durch das Unbegreifliche, in der Ehrfurcht vor dem Unerforſchlichen, in der Luſt und Liebe zum Abenteuerlichen: in Glauben, Traum und Übermut.

Das bedeutet:

Wie das Weſen des Kunſtſchaffens unerklärlich iſt, ſo auch das Weſen des Kunſtgenießens; erklärlich iſt nur der bewirkte Zuſtand. Er iſt, und ſei er noch ſo vergeiſtigt, ein Zuſtand der ſinnlich befriedigten Liebe, im weiteſten und engſten Sinn, in der höchſten, tiefſten, flachſten Bedeutung: Liebe, Verliebtheit, Liebhaberei. Er gibt alſo nicht die geringſte Gewähr für den Wertbeſtand des geliebten Dinges, für Schönheit, Naturwahrheit und dergleichen. Wie dem liebenden Jüngling ein Geſicht, das er geſtern noch für abſchreckend hielt, heute ein Ausbund aller Liebreize iſt, ihm vielleicht ſein ganzes Leben lang ſein wird, vielleicht auch nur für etliche Wochen, ſo liebt und lebt auch der Kunſtliebhaber; und nun erſt gar ein Gemiſch von Volk! Sogar das griechiſche Volk war kein Kunſtvolk, wie manche Leute es gerne träumen; denn ein griechiſches Volk hat es nie gegeben, es gab nur einige Stadtgemeinden mit wenigen, ſehr machtvollen, kunſtliebenden Patrizierfamilien und einem Haufen machtſüchtiger, vergnügungsluſtiger Spießbürger nebſt einer bäuriſchen Sklavenheerde. Aber die Luſt und Liebe zur Kunſt iſt ſelbſt ein gewaltiger Lebenswert: ſie legt den geliebten Dingen Vollkommenheit bei, auch wenn ſie noch unvollkommen ſind, und hebt alle Kräfte der liebenden Seele, auch wenn es nur ſchwache Kräfte ſind. Das gilt für Männlein wie für Weiblein; denn in den höchſten Bezirken der Liebe hört der Geſchlechtsunterſchied glücklich auf. Sie treibt den Geiſt in einen Traum, der ihm die ſtärkſten Sehnſüchte ſeines Lebens durch das angebetete Bild erfüllt zeigt; und je weniger Wiſſen den Geiſt beſchwert, je weniger Kenntnis von Kunſtmaßſtäben, umſo leichter glaubt er ſeinem Traum. Dann braucht er keine Erklärungen mehr: dann wird ihm das Unbegreifliche klar, daß er Eins iſt mit dem einſamen Künſtler: dann erlebt er wie dieſer das Grenzenloſe, iſt mit ihm die Blume auf dem Felde, mit ihm der Held ſeiner Abenteuer, mit ihm ein ganzes mächtiges Volk und jauchzt im Stillen

vor Übermut. Und wenn er aufwacht aus dieſem Traum, der ihm das Winzigſte rieſengroß, das Furchtbarſte herrlich und lieblich machte, dann verehrt er die unerforſchliche Kraft, die frei mit den eigenen Grenzen ſpielt; und ſeine Abenteuerluſt, die einen Augenblick ſtaunend geſtillt war, gibt ſich ermutigt dem unſtillbaren, wandelbaren Leben hin. Ein ganzes Volk aber, das ſo träumt und nur kraft höchſter Kunſt ſo träumt, das iſt ein — ſchöner Zukunftstraum.

6. Die höchſte Kunſt wirkt nicht unmittelbar, ſondern mittelbar als Sage ins Volk.

Nämlich:

Nicht blos die Kunſt der vorgeſchichtlichen oder ſpäterer ungeſchichtlicher Zeiten, wie ſie uns in heroiſchen Fabeln, humanen Idyllen, religiöſen Parabeln vom „Volksmund" überliefert iſt, ſondern auch alle geſchichtliche Kunſt, die ein vollkommenes Sinnbild ſinnlichen Lebens und zugleich des höchſten geiſtigen iſt, dringt ins ganze Volk nur durch Hörenſagen und lebt nur durch freie Erinnerung fort; auch der Buchdruck hat daran nichts geändert. Wer lieſt heute noch Cervantes und Swift, wie ſie vollſtändig im Buche ſtehen, oder gar Dante und Homer? Ein zählbares Häuflein Gebildeter; und viele von ihnen nur aus Zwang. Wer ſieht heute noch ein Bildwerk von Phidias oder hört die zärtliche Sappho ſingen? Wer hat die Pyramiden beſucht, wer den Petersdom, wer den Park von Verſailles? Wer kennt wirklich Lionardo vollkommen, wer Goethe, wer Mozart und Gluck, wer Bach? — Aber man ſpreche von Gullivers Reiſen, von Don Quijote, Don Juan, Helena, Fauſt, man nenne die Namen Prometheus und Orpheus, Michelangelo, Shakeſpear, Rembrandt, Beethoven: und ein Schauer gläubiger Einbildungskraft wird auch den Geiſt des geiſtig Armen mit Bildern ſchickſalreichſten Lebens, Geſtalten vollkommener Menſchlichkeit füllen. Unter hundert Kunſtkennern ſind nicht zwei in der Deutung von Dantes Beatrice,

der Erklärung von Shakeſpears Hamlet einig, aber jeder einzige fühlt ſich im Klaren, ſobald er im Leben ſagen hört: jenes Mädchen ſcheint eine Beatrice, dieſer junge Mann iſt der reine Hamlet. Das eben iſt das Kennzeichen höchſter Kunſt, daß ſie Keinem ganz begreiflich wird, daß der Eine dies, der Andere jenes als ihr bedeutſamſtes Merkmal herausgreift, daß ſie die unbegrenzte Macht hat, über die eigene Bildwirkung weg durch fremde Vermittelung weiterzuwirken, bis ſich aus all den begeiſterten Meinungen ein allgemeines Erinnerungsbild formt, oft nur ein Teilchen des Urſprungsbildes, aus dem der Volksgeiſt aber das Ganze — und mehr als das — zu begreifen glaubt. So genügt dem Liebenden eine Locke, um ihm die ganze Geſtalt der Geliebten, den Duft ihres Haars, ihren Blick, ihr Lächeln, ihre ganze Seele heraufzubeſchwören; ja, es genügt ihr bloßer Name.

7. Nie iſt Kunſt volkstümlich von Anbeginn; ſie wird es kraft ihrer urſprünglichen, neubelebenden Freiheitsluſt, und ſie bleibt es kraft ihrer notwendigen, althergebrachten Ordnungsliebe.

Denn:

Volkstümlichkeit iſt das Endergebnis einer langen freiwilligen Gewöhnung aller einzelnen Volksmitglieder, oder doch der meiſten und menſchlich beſten, unter Anleitung der geiſtig regſten. Man will ſich aber an nichts erſt gewöhnen, was von Hauſe aus ſchon gewöhnlich iſt; und man gewöhnt ſich auch an nichts, was durchaus blos ungewöhnlich ſein will. Nur ſolche Kunſt wird und bleibt volkstümlich, die den Willen zum geiſtigen Miterleben, dieſen allgemeinſten menſchlichen Willen, gleichermaßen bewegt und beruhigt, löſt und feſſelt, antreibt und bändigt. Sie muß Reize enthalten, die immer wieder das ſchrankenloſe Naturgefühl ſelbſt des Eigenſinnigſten erregen; und ſie muß andere Reize enthalten, die immerfort die beſchränkte Kulturvernunft auch des Freimütigſten beſchwichtigen.

Sie muß alle dieſe zwiefachen Reize in einer ſo einfachen Form vereinen, daß ſie zwingend wirkt wie ein neues Geſetz, zu dem die alten hingedrängt haben; und es macht das innerſte Schickſal des Künſtlers aus, ob er die äußere Geſchicklichkeit hat, ſich mit ſeiner urſprünglichen Schaffenskraft in die Beſchaffenheit der Welt, die notwendige Ordnung der Kräfte, zu fügen. Dann iſt ſein Werk ein vollkommenes: ein Sinnbild des ziellos ſchaffenden Lebens, ein Abbild des freieſten Willens zum Daſein, ein Vorbild der willigſten Schickung ins Ewige. Solche Kunſt mag man anfangs für willkürlich halten, mag ſie mißachten und mißdeuten, verläſtern oder verlobhudeln: grade Das wird die Neugier der Menge reizen, grade Das ſelbſt die älteſten Schlafmützen wecken, und endlich nimmt auch der Gleichgiltige die ernſte Giltigkeit ihres Weſens hinter dem ſcheinbaren Gaukelwerk wahr. Dagegen die Kunſt, die nach Volksgunſt fahndet, indem ſie ſich in das Maskengewand volkstümlich gewordener Ahnenkunſt kleidet: ſie mag von den vornehmſten Autoritäten, von Obrigkeit, Schule und Zeitungen, mit aller Gewalt „populär" gemacht werden, eine Zeit lang „ungeheuer beliebt" ſein, ſchließlich wird ſie als eitel Blendwerk erkannt und dient beſtenfalls zur Vermittelung einiger Kunſtkenntnis ans Volk.

8. Alle Kunſt, die nicht volkstümlich wird, iſt Unkunſt, Tand und Spreu im Wind.

Das iſt ſo zu verſtehen:

Kein Kunſtwerk, und ſei es noch ſo ſchlecht, iſt von Anfang an ohne Lebenswert; es finden ſich immer die vielen Dummen und manchmal auch nicht wenige Kluge, die ein ſchlechtes Werk für gut genug halten, die Langeweile auszufüllen. Erſt allmählich merkt man, was Unkunſt iſt. Jeder Einzelne weiß das aus eigner Erfahrung, und die Erfahrungen der Völker wachſen noch viel allmählicher, dafür freilich auch dauerhafter. Es laſſen ſich mancherlei Kunſtwerke herzählen, die Jahrhunderte lang im Volk wie bei Kennern die höchſte Wertſchätzung be-

ſaßen und heute für mittelmäßig gelten, vielleicht immer tiefer an Wert ſinken werden, vielleicht auch wieder zum höchſten ſteigen. Eine vollkommene Gewähr für die Richtigkeit eines Kunſtwerkes bietet allein der Tatbeſtand, daß es als Stoffding untergegangen iſt, ohne in irgend einer Form — in Sage, Denkmal, anderen Werken — als ſeeliſches Weſen weiterzuwirken. Das mag ſich von den beſten Kennern für die ungeheure Mehrzahl der Kunſtdinge mit aller Gewißheit vorausſagen laſſen; aber die Kenner vollſtrecken ihr Urteil nicht. Nur die Menſchheit ſelbſt iſt das Jüngſte Gericht und ſondert langſam die Spreu vom Weizen; und das Volkstum iſt das große Sieb, durch das ſie ihre Lebensfrucht worfelt. Da werden auch viele Dinge durchfallen, die vielen Kennern Kleinodien waren; und der ordinärſte Hintertreppenroman wird dann nicht tiefer im Kehricht liegen als manche exquiſite Salonnovelle. Dann wird der namenloſe Dichter, der dem Volk den Aberwitz der Romantik durch das Bild des „geſchundenen Raubritters" zeigte, in der menſchlichen Sprache lebendiger leben als mancher romantiſche Schulpoet mit literarhiſtoriſchem Ruhm. Über die Geiſtesgebilde der Machtvollſten aber lebt noch ihr eigenes Bildnis hinaus. Es werden Zeiten kommen, wo unſre Kultur begrabener als die ägyptiſche daliegt; dann wird vielleicht kein Buch von heute, kein Notenblatt mehr in Anſehen ſtehn, aber das Seelenbild Dante, das Paradieſe und Höllen umarmt, der Geiſt Beethoven, den die Verzweiflung zum Freudenſchrei trieb, wird dann der Menſchheit noch ebenſo heilig ſein wie Orpheus oder Prometheus.

9. Die Kunſt geht ihren eigenen Weg; wohl ihr, wenn das Volk ihr zu folgen vermag.

Das iſt ſo ſelbſtverſtändlich —

daß es ſelbſt für die eingebildetſten Dickköpfe nicht der Erklärung bedürfen würde, wenn nicht manche Künſtler von Zukunftswert einen wohlfeilen Afterſtolz darein ſetzten, bei Leb-

zeiten nicht ins Volk zu dringen. Angewidert vom Afterruhm meinen ſie, ihr Selbſtgefühl ſei die ganze Welt, die Menſchheit ein Märchen der Volksverführer. Wie lange wird dieſer Irrſinn dauern? Bis ſie der Welt zum Opfer gefallen und dem Volk wie der Menſchheit ein Leichenſchmaus ſind! Denn wir leben alle nicht für uns ſelbſt, mag es auch manchem Scheinweltweiſen bei ſeiner Schreibtiſchlampe ſo ſcheinen; ſelbſt der ſelbſtſüchtigſte Geizhals muß ins Grab und hat ſeine Schätze für Erben geſammelt.

Nationale Kulturpolitik

Eine fragwürdige Angelegenheit

Die Möglichkeit einer Kulturpolitik wird wohl niemand in Abrede ſtellen. Man pflegt ſich nur darüber zu ſtreiten, ob die ſogenannte wahre Kultur — wie die philoſophaſtriſchen Schlagwörter lauten — „bewußt" oder „unbewußt" zuſtande komme, beſſer geſagt: abſichtlich oder unwillkürlich. Aber es gibt keine geiſtige Tätigkeit, die nicht zugleich aus unwillkürlichem Antrieb und mit abſichtlicher Zwecksetzung vor ſich geht. Politik ohne bewußte Abſicht iſt ein Widerſpruch in ſich ſelbſt; und die Geſchichte der Völker und Staaten zeigt, daß Kulturpolitik zu allen Zeiten und in allen Ländern getrieben wurde. Man braucht nur Namen wie Perikles und die Medici, Auguſtus und Louis XIV, William Cecil und Friedrich den Großen zu nennen, und wir erinnern uns an Epochen planvollſter Zuſammenfaſſung der produktiven Einzelkräfte um der organiſchen Volksbildung willen, auf kleineren wie größeren wie ganz großen Staatsgebieten. Und nicht blos perſönliche Oberhäupter, auch regierende Körperſchaften haben ſolche Politik getrieben; Beweis die Republik Venedig, die Niederlande, die Hanſeſtädte. Allerdings waren dieſe Körperſchaften noch durchweg Ariſtokratieen und beherrſchten nur kleine Volksgebilde; auch die ſo-

genannten Demokratieen der altgriechischen Stadtgemeinden hatten tatsächlich patrizischen oder sonstwie oligarchischen Zuschnitt. Es fehlt daher an historischen Parallelen zu den Herrschaftsformen der Gegenwart, die in den großen Staaten Europas aus alten aristokratischen und neuen demokratischen Machtzuständen unklar gemischt sind. Das aber ist ausschlaggebend für die Entscheidung der Frage, ob sich heute die Kristallisation der nationalen Kulturtendenzen erfolgreich beschleunigen läßt oder nicht. Denn erstens muß die Nation schon reif sein für solche höchst raffinierte Politik, sonst tut der naive Volksgeist nicht mit oder wird in Grund und Boden verdorben; und zweitens ist Politik nur erfolgreich durch eine starke Machthaberschaft, wie immer geartet diese sei. An sich ist freilich die Unklarheit der Machtverhältnisse kein Grund, daß es nicht Zeit zur Klärung sein könnte; kein Mensch weiß im voraus, wie reif ein Volk ist. Also braucht man sich blos noch den Kopf zu zerbrechen, ob die verschiedenen mächtigen Leute, die sich heute als Volksvertreter fühlen, hinlänglich einig darüber sind, *woranfhin* kultiviert werden soll.

Kulturpolitik irgend welcher Art wird ja allenthalben genug getrieben, in Deutschland eher zu viel als zu wenig. Potentaten, Finanzbarone, Minister, Parlamente, Parteien und Kongresse, Demagogen beiderlei Geschlechts, Universitätsprofessoren und Volksschullehrer, Literatenkliquen und Zeitungsredaktionen, alle schwingen das Wort „Kultur" im Munde und greifen sogar in die Tasche dafür, teils in die eigene, teils in fremde, und natürlich immer für „wahre" Kultur. Aber mit welcher Sorte wahrer Kultur man das *ganze Volk* zu beglücken gedenkt, davon ist wohlweislich nie die Rede; sie könnte doch gar zu leicht unwahr tönen. Trotzdem ist einzig dies der Rede wert. Nationale Kultur bleibt ja leere Phrase, wenn sie nicht ein humanes Programm bedeutet: bestimmte Veredlungswerte der Menschheit, die das Volk selbstbewußt in sich ausbilden soll. Allgemeine Bildung ist nur ein Ziel für hochbegabte Persön-

lichkeiten; im Durchschnitt des Volkes läuft sie leider auf allgemeine Verbildung hinaus. Gar eine schöngeistige Bildungspflege ist fürs gesamte Volk ein Unding, war stets nur gewissen bevorrechteten Gesellschaftsklassen wirklich erreichbar, deren leibliche Wirtschaftsbedürfnisse von anderen Klassen besorgt wurden. Alle organische Kulturpolitik muß zunächst natürlich darauf bedacht sein, besonders leistungsfähige Berufsstände zu begünstigen, an die sich die übrigen angliedern können, je nach den hauptsächlichen Volksanlagen und den zeitlichen wie örtlichen Entwickelungsbedingungen. Selbst in den kleinsten Gemeinwesen hat die Kultur nie von Anfang an harmonische Tendenz gehabt, war überall um spezifische Interessengruppen konsolidiert: agrarische oder kommerzielle, militärische oder juridische, religiöse oder philosophische, erotische oder soziologische, je nachdem die Oberschicht mehr sensuell oder mehr intellektuell begabt war, mehr energisch oder mehr spekulativ. Für all das lassen sich reinliche Beispiele bei räumlich beschränkten Kulturen finden, von dem spartanischen Kriegerstaat bis hin zum Friedensreich der Inka, von den indischen Weisheitsfürstentümern bis zu den Minnehöfen der Provence.

Heute aber, in unseren großen Staaten mit ihren vielerlei Machthabergruppen, wo herrscht da wahre Einmütigkeit über solche Meistbegünstigung? Wie kann eine Harmonie der Interessen entstehen, wenn fast jeder Stand nur die Politik verfolgt, sich möglichst „notleidend" zu stellen! In Deutschland wird man sich höchstens vielleicht auf das Zugeständnis einigen: wir scheinen eine industrielle Kultur ziemlich hohen Ranges zu schaffen. Aber die Folgerung lautet dann meistens: folglich braucht sie nicht mehr begünstigt zu werden. Und gewisse Idealisten zetern sofort: das ist ja „blos materielle" Kultur, ist also „überhaupt keine", ist „nichts als" Zivilisation! Nun, ich bin selber ein Idealist, allerdings keiner mit fixen Ideen, und eine Grenze zwischen jenen beiden Begriffen läßt sich meines Er-

achtens durchaus nicht fixieren. Eine Industrie von materiellem Höchstwert ist notwendigerweise zugleich ideell, oder zum mindesten intellektuell, nämlich angewandte Naturwissenschaft; da ist also schon ein Punkt aufgedeckt, wo Zivilisation in Kultur übergeht. Die Industrie ist ferner genötigt, sich wegen ihrer technischen Qualitäten ästhetische Werte anzuzüchten; und die teilen sich dann natürlich dem Volk mit, das ihre Produkte herstellen, vertreiben und verbrauchen hilft. Und daß durch ein gründliches Industrie-System auch allerlei sonstige Disziplin, ökonomische, juristische, hygienische, moralische, in der Volksmasse ausgebildet wird, ist ohne weiteres selbstverständlich; Bernard Shaw hat darüber im letzten Akt seiner Komödie „Major Barbara" sehr räsonnabel phantasiert.

Bleibt somit lediglich auszuprobieren, ob in der Tat unsre Industrie — in Arbeitgebern wie Arbeitnehmern — schon so starke Kulturpotenzen umspannt, daß sie die übrigen Machthabergruppen von ihrem Vorzugsrecht überzeugt, z. B. die Herren Agrarier und den nicht minder herrlichen Klerus. Sobald die geistig bedeutendsten Machtgruppen eine dauernde Hebung ihrer Wohlfahrt, sei es direkt oder indirekt, von einer materiellen Tendenz erwarten, schlägt diese bereits ins Ideelle um, in eine sozialpolitische Sympathie aller Stände, die sich bis zu religiöser Ekstase und poetischem Enthusiasmus steigern kann; siehe die Zeit der Kreuzzüge, die aus agrarischen Interessen emporkam. Dergleichen geht meist viel rascher vor sich, als die fixen Idealisten glauben; aber ehe es wieder möglich wird, müssen freilich erst die führenden Geister der einzelnen Berufskreise mehr Fühlung miteinander erlangen, als zur Zeit bei uns vorhanden ist, mehr Achtsamkeit und mehr Verständnis für die gegenseitigen Ergänzungswerte. Inzwischen hat jedermann im Volk, erst recht aber jeder leitende Mann, das Eine zu tun, das immer nottut: seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Bildung predigen kann der nichtsnutzigste Nörg-

ler; gute Lehren ſind gut, gute Vorbilder beſſer. *Im eignen Beruf etwas Tüchtiges leiſten und fremde Tüchtigkeit anerkennen*, das iſt ſchließlich die beſte Kulturpolitik. Kurz: möglichſt wenig davon reden im Allgemeinen, möglichſt viel im Beſonderen dazu tun! In dieſem Sinne könnte die Großmacht „Preſſe“ aufs beſonderſte vorbildlich wirken; notabene wenn ſie endlich wollte.

Statt deſſen wird geſchwatzt und geſchwatzt, und das hält man womöglich noch für ein Zeichen allgemeinen geiſtigen Fortſchritts. Wenn jemand alldas leſen müßte, was bei uns über Bildung und Bildungszwecke, Kultur und Kulturprobleme geſchrieben wird: ob er dann nicht reif fürs Irrenhaus würde? Wir ſind beſeſſen vom Fortbildungsdrehwurm, deshalb beſitzen wir keine ruhige Bildung. Ich habe einmal einen Jungen gekannt, der ſo viel übers Leimrutenſtellen nachdachte, daß er nie dazu kam, einen Vogel zu fangen. Und ich kenne viele erwachſene Leute, nicht etwa blos Privatdozenten, die lange Vorträge über Schönheit und Freiheit halten und weder verſtehen eine Blume zu pflücken noch ſie in ein Knopfloch zu ſtecken. Wenn ſo ein Schöngeiſt dann plötzlich errötet über ſeine Ungeſchicktheit, dann iſt vielleicht noch Hoffnung vorhanden, daß er endlich aufhört, für Bildung zu ſchwärmen, und wirklich anfängt, ſich zu bilden. Darum war es ein Zeichen heilſamer Reue, daß unlängſt unter den vielen Rundfragen, mit denen jeder irgendworin Gebildete von unſern Zeitungen und Zeitſchriften aus vorzüglicher Hochachtung überſchwemmt wird, plötzlich auch die Frage auftauchte, ob wir nicht heute „an einer Überwertung der Bildungsfragen kranken“. Ich weiß freilich nicht, ob der Verfaſſer dieſer Überbildungsfrage über ihren Stil errötet iſt; über ihre Motive aber ſollten wir alleſamt erröten.

Was iſt Bildung? Nur die Unbildung fragt ſo. Der Gebildete redet nicht darüber, er hat allemal Beſſeres zu tun; gebildet iſt, wer vorbildlich wirkt durch irgendeine Tüchtigkeit.

Unſre Zeit iſt nicht ſo untüchtig, an „Überwertung" der Bildungsfragen zu „kranken"; ich glaube ſogar, daß jeder wertvolle Menſch über ſolche Doktorfragen die Achſeln zuckt. Aber worunter wir allerdings leiden, und grade die Tüchtigſten am meiſten, das iſt die Überſchätzung der Bildungs*mittel*, der praktiſchen wie der ideellen; das Werkzeug ſteht höher im Wert als das Werk! — Wir bauen großartige Fabriken, die kleinliche Fabrikate erzeugen. Wir erfinden hochfliegende Verkehrsmaſchinen, die den Verkehr immer flacher, weil flüchtiger machen. Wir konſtruieren geiſtreiche Schwebebrücken, Bahnhofshallen und Kabelanlagen, die keiner andern Güterbeförderung als nur der leiblichen Wohlfahrt dienen. Wir überſpinnen unſre Städte und Dörfer mit baumwuchsverſtümmelnden Drahtnetzen, die unſer Alltagsgeſchwätz ſo bequem verbreiten, daß es ſelbſt dem Geduldigſten unbequem wird. Wir pflegen äſthetiſche Techniken und intellektuelle Methoden, deren abſonderliche Feinſinnigkeit die Wirkung der Künſte wie Wiſſenſchaften auf unſre ganze Geſinnung vereitelt. Wir organiſieren einen Religionsunterricht, der ſo überaus vernünftig iſt, daß die ehrwürdigen Worte des Glaubens zum Geſpött der Kinder werden. Wir entwickeln tiefdurchdachte Erziehungsſyſteme, die prinzipiell auf Zöglinge von oberflächlichſter Durchſchnittlichkeit des Denkens und Fühlens angelegt ſind. Wir betreiben eine Politik, die vor lauter Intereſſendiplomatie das ſolidarſte Intreſſe der Nation, das ſoziale Vertrauen, in den Wind ſchlägt. Wir gründen ſehr ſittliche Einrichtungen zum Schutz der menſchlichen Arbeitskräfte, und das Vollkommenſte, was mit all dem Aufwand für Volk und Menſchheit geſchaffen wird, ſind Inſtrumente der Zerſtörung: Kanonen, Kriegsſchiffe und dergleichen.

Wie dieſer Wahnwitz kuriert werden kann? Weder durch Lehranſtalten noch durch Kaſernen noch durch die ſogenannte Schule des Lebens, durch kein Hilfsmittel von außen her. Autoſuggeſtionstherapie nennt es heute die innere Medizin;

auf gut Deutſch heißt es immer noch Selbſtzucht, ſoll den Geiſt vom Narrſinn der Selbſtſucht befreien und kann von den werten Lehrmeiſtern, Eltern und andern Vorgeſetzten nur durchs eigne Beiſpiel erläutert werden. Das Wort „Bildungszweck" iſt dabei überflüſſig, denn hier deckt ſich das Mittel mit dem Zweck. Aber freilich: man lernt dies Mittel erſt anwenden, wenn der Geiſt ſchon — von ſelbſt zu geneſen beginnt.

Kunſt und Perſönlichkeit

Perſpektiven ins Unperſönliche

Wir leben ſeit der Betriebſamkeit der Lokomotive und des elektriſchen Drahtes in einer Wiedergeburt der Künſte, die der humanen Tendenz nach tiefer zu wirken und weiter um ſich zu greifen bemüht iſt, als irgend eine der früheren Renaiſſancen; nicht blos bemüht, auch berufen. Die moderne Kultur iſt international geworden, und als gebildete Menſchheit ſieht man nicht mehr eine kleine Klaſſe von Bevorrechteten an, wie einſt in Indien und Attika oder in den Adelsländchen und Patrizierrepubliken der Reformationszeit, ſondern insgeſamt all die Nationen, in denen die Leibeigenſchaft für unrecht gilt. Aus einem ſo viel weitern Intreſſenkreis nimmt der Künſtler unſrer Zeit ſeinen Rohſtoff und hat für die Verarbeitung den ſoviel weiteren Kreis von Intreſſenten. Tiefer als jemals fühlt ſich das moderne Individuum im Gegenſatz zur breiten Maſſe, die immer mächtiger wird, die freier als jemals konkurrierende Individuen aus ſich emporwerfen kann. Um ſoviel tiefer, mächtiger und freier muß jede Perſönlichkeit, die ſich zur Geltung bringen will, auch ihre weſentlichen Eigentümlichkeiten zum Ausdruck bringen. Sie muß, ſie kann nicht anders; das iſt das Schöpferiſche, das Geſunde, Urnatürliche, auch wenn es ſich an einer Szene aus dem Krankenhaus oder an den verdrehten Geſten einer Salonpuppe ausläßt.

Und denſelben Eigenwillen bekundet, oft bis zum verrannten Eigenſinn, einſtweilen auch noch unſer Kunſturteil, d. h. die Einſicht in die Urſachen der jeweils empfundenen Wirkung. Denn zu dieſen Urſachen gehört zunächſt der perſönliche Geſchmack des Genießenden, der ſich aus allerlei Temperamentsqualitäten zuſammenſetzt, die mit dem Gefühl für den bleibenden Kunſtwert nichts oder wenig zu tun haben. Inſofern freilich wird kein Kunſturteil ſeinen laienhaft ſubjektiven Charakter verleugnen können; ſelbſt der Künſtler dem Kunſtgenoſſen gegenüber wird immer darin befangen bleiben. Aber aus dieſer natürlichen Befangenheit grade entſpringt das Gefühl der Unbefangenheit. Wer ſich ganz dagegen ſperren wollte, würde überhaupt nicht zum Genuß gelangen; und das hieße dem Künſtler, ſolange er lebt, der Dienſte ſchlechteſten erweiſen. Eben das inſtinktive Geſchmacksurteil, ſobald es nur offen als ſolches bekannt wird, iſt dem Künſtler mindeſtens ebenſo wertvoll wie das ſogenannte rein kritiſche, das in Wahrheit niemals rein ſein kann. Denn es wird ihn am klarſten über die Wirkung ſeiner perſönlichſten Ausdrucksmittel auf fremde Naturen unterrichten, ſei es durch Zuſtimmung, ſei es durch Widerſpruch; wird alſo ſeine Eigenart ſchärfen und ſeine Schaffensluſt kräftigen. Reine Objektivität des Urteils iſt ja nichts als Bewußtſein der letzten Grenzen zwiſchen den Eindrücken von Außen her und ihrer Verarbeitung von Uns aus, alſo ein idealer Begriff wie Schönheit, Wahrheit, Vollkommenheit, ebenſo relativ und variabel. Denn wirklich erkennen und begründen laſſen ſich dieſe Grenzen erſt, wenn und nachdem wir den fraglichen Eindruck ſubjektiv empfunden haben.

Es gibt nun freilich merkwürdige Leute, die zu keiner Zeit zufrieden ſind, und heutzutage beſonders viele, denn ſeit Laſalle iſt Unzufriedenheit bekanntlich eine Tugend. Seit Nietzſche aber darf man zum Glück gegen die bekannten Tugenden mißtrauiſch ſein; und wenn ſich der weiſe Zarathuſtra nicht gar ſo

tief in ſeine Höhle verkrochen hätte, würde ihn wohl allmählich nicht blos das „erbärmliche Behagen“, ſondern mehr noch das viel erbärmlichere Unbehagen gewiſſer Idealiſten geekelt haben. In der Tat: merkwürdige Leute das! Da gibt es welche, die jammern über Gott und die Welt; und wenn nun Einer ſich unterſteht, ihren Jammer ſchön in Verſe zu bringen, dann fallen ſie eilends über ihn her und ſchimpfen ihn einen Entarteten. Da gibt es Andre, die haben fortwährend eine laute Sehnſucht nach der inneren Ruhe; wenn aber einmal Einer auftritt, der ſich dieſe Ruhe errungen hat, dann finden ſie ihn fad und müd und werfen ihm noch Steine in ſeinen ſtillen Hafen. Wieder Andre regen ſich drüber auf, daß die Eigentümlichen gar ſo unverſtändlich ſeien; gibt dann ein ſolcher Sonderling auch mal was Gemeinverſtändliches von ſich, ſchelten ſie ihn einen geiſtigen Schwindler. Und nochmals Andre laſſen ſich den Unverſtand der Menge verdrießen, weil ſie neugierig mit den Wenigen laufen, die den Vielen nicht gleich offne Briefe ſind; läuft aber Einem dieſer Wenigen dann auch ſein Volk bei Zeiten zu, ſo iſt er natürlich ein Überläufer. Und ſo weiter: was ſo alles zum Vorſchein kommt, wenn ſich die Leute, die das liebe „man“ ausmachen, mit einem Manne abzufinden haben.

Indeſſen dieſe merkwürdigen Leute haben trotzalledem nie ganz Unrecht: mit der bloßen Selbſtherrlichkeit kann kein Menſch etwas Großes fördern, nicht einmal ein Staat oder Volk. Jede Wiedergeburt der Künſte beginnt mit krampfhaften Wachstumsregungen, deren Eigenleben die neue wie alte Kultur von Natur aus gefährden würde, wenn nicht irgend ein gemeinſchaftliches Lebensbedürfnis ſie zugleich doch bändigte. Auch die Renaiſſance vor 500 Jahren hat ihre Kulturmacht und Stilvollendung nur durch den weitverzweigten Zuſammenhang der lokalen Schulen und Meiſter erlangt, der erſt zerfiel, als ſie reif genug war für den univerſelleren Barockſtil und für ſo umfaſſende Einzelgeiſter wie Michelangelo, Shakeſpear, Bach;

und Hellas iſt gleichfalls erſt durch den Verkehr mit Aſien und Ägypten gewachſen. Dies Bedürfnis ſchöpferiſcher Kräfte, einander möglichſt zu durchdringen, iſt auch jetzt wieder mächtig in der Kunſt, eben weil wieder ſelbſtbewußt genug geſchaffen wird, daß die Eigenart des Einzelnen nichts mehr daraus zu befürchten braucht. Kunſt wie Dichtung dürfen wieder dran denken, ſich dem Volk in ihrem allgemein menſchlichen Lebenswert bemerkbar zu machen, nicht nur den eigenwillig perſönlichen und nationalen Geſchmackswerten nach. Denn es gibt eine Art der Kunſtwirkung, die über jegliche Grenze ſelbſtſüchtigen Schaffens und alſo auch Genießens hinausgeht, die überhaupt erſt die höchſte Kunſtwirkung iſt, und deren Mächtigkeit bei dem einzelnen Kunſtwerk den Grad der bleibenden Schätzung beſtimmt: das iſt das befreiende Gefühl der Selbſtvergeſſenheit, dasſelbe Gefühl, das auch den Künſtler im ſchöpferiſch entrückten Augenblick packt, alſo die Wirkung grade der Unperſönlichkeit.

Dies ſcheint nun faſt im Widerſpruch zu aller ſo erbittert verteidigten Eigentümlichkeit des Künſtlers zu ſtehen und jede Schätzung perſönlichen Willens in Form wie Stoffwahl auszuſchließen. Aber wie allenthalben im Leben bedingen auch hier die Gegenſätze gegenſeitig ihr Daſein. Ein Kunſtwerk, das ſich nicht vor andern durch irgendwelche Beſonderheit auszeichnet, kann uns auch ſelbſtverſtändlich nicht zu beſonderer Beachtung reizen. Aber was uns dieſem Anreiz erſt nachzugeben drängt und zwingt, das eben iſt jenes Unperſönlichkeitsbedürfnis, das uns hinter der fremden Beſonderheit etwas uns Allen Teilhaftiges vermuten läßt, jenes unwillkürliche Allgemeingefühl, das uns mit jeder Kreatur, mit jedem Tier und Baum und Stein verbindet, das uns an jedem irdiſchen wie überirdiſchen Gegenſtand nach immer neuen Eigenſchaften, d. h. Beziehungen zu uns ſelbſt, ſuchen läßt, das eigentlich Schöpferiſche, Unerſchöpfliche, ob wir's nun Leben oder Natur, Gott oder Weltgeiſt,

Allſeele oder Seele der Menſchheit, Ur-Ich oder ſonſtwie nennen mögen —: wir wenden uns enttäuſcht ab von dem Kunſtwerk, ſobald wir jene Vermutung des Allgemeinen hinter dem Beſonderen nicht darin beſtätigt finden. Und auch im Künſtler ſelbſt iſt es ſo: erſt dieſes Allgemeine, Unfaßbare, Grenzenloſe, wie es ſich im Prisma ſeines perſönlich beſchränkten Bewußtſeins bricht, ſei es durch ſinnliche oder durch geiſtige oder durch Gemüts-Wahrnehmung — gleichſam die drei Flächen dieſes Prismas —: erſt Das erzeugt den perſönlichen Stil mit all ſeinen Zu- und Unzulänglichkeiten, und einzig deswegen fühlt ſich der Künſtler niemals vollkommen ſelbſtbefriedigt durch irgend eins ſeiner fertigen Werke.

Demgemäß iſt es auch ganz verkehrt, wenn eine ſupermoderne Äſthetik ſich dagegen anflehnen will, nach allgemeinen Maßſtäben für künſtleriſchen Wert und Unwert zu ſuchen. Die kritiſche Methode, wie Leſſing und Schiller ſie für Deutſchland begründet haben, nämlich die klar begrenzte Feſtſtellung gewiſſer höchſter Wertbegriffe auf Grund ſtets wiederkehrender Gefühlserfahrungen bei allen ſtärkſten Kunſtgenüſſen, iſt etwas, deſſen ſich die Menſchheit niemals wird entſchlagen können. Wenn eine neuere Äſthetik dies zu erſetzen, nicht etwa blos zu ergänzen hofft, dadurch daß ſie das Kunſtwerk rein beſchreibend als eigen reizvolle Erſcheinung, womöglich gar als pathologiſche, bis ins Feinſte zergliedern will, ſo iſt ſie ſchlechterdings in einer fortwährenden Selbſttäuſchung befangen. Denn damit legt ſie nicht das Geringſte über die Kunſtwirkung als ſolche dar, ſetzt vielmehr jene normative Methode im ſtillen immerfort voraus, indem ſie eben nachprüferiſch nur ſolche Werke unterſucht, die nach Maßgabe irgendwelcher Allgemeingefühle ſchon als irgendwie wertvoll anerkannt ſind. Daß ſolche allgemeinen Maßſtäbe immer auf allerlei Querſtriche von anderem Standpunkt aus ſtoßen werden, liegt nicht an einem Fehler der Methode, ſondern iſt im Weſen der Kunſtwirkung

einerſeits, des menſchlichen Verſtandes anderſeits begründet; denn jenes letzte unperſönliche Grundgefühl, auf dem der Kunſtgenuß beruht, reicht eben immer weit hinaus über die Grenzen klarer Wahrnehmung, und von dieſer iſt ja unſer Verſtand obendrein nur ein Beſtandteil. Daher iſt der Künſtler auch ſtets der Meinung, daß ſein Werk am wirkſamſten durch ſich ſelbſt ſpricht. Nicht blos am unwiderleglichſten, ſondern ſogar am gründlichſten; denn ſchließlich ſind ja in dem Gefühl, das durch die Einwirkung des Kunſtwerks — ob für oder wider — in uns erregt wird, alle Gedanken ſchon mit enthalten, die man ſich *über* die Wirkung machen kann. So iſt es nun einmal von Natur: das Gefühl erſtreckt ſich ins Grenzenloſe, der Verſtand iſt ſtets auf Standpunkte beſchränkt.

Um jenes entrückenden Grundgefühls ſo gründlich wie möglich teilhaftig zu werden, muß man ſich alſo immer wieder an die Kunſtform ſelbſt halten, nicht etwa an die Erinnerung blos; und wer es unter dem Bann ſeiner Eigenart hinter der fremden Art des Künſtlers nicht von ſelbſt zu erlangen vermag, dem wird es kein Verſtand der Kunſtverſtändigen jemals zu Gemüte führen. Denn alle Kunſtwirkung läuft ſchließlich auf das Wunder der *Liebe* hinaus, das ſich begrifflich nur umſchreiben läßt als Ausgleichung des Widerſpruches zwiſchen Ichgefühl und Allgefühl, Selbſtbewußtſein und Selbſtvergeſſenheit. Ja, man kann gradezu ſagen: je mächtiger ein Kunſtwerk in uns dieſes allumfaſſende Gefühl erregt, umſo ausdrücklicher darf und muß ſich — ſchon um des techniſchen Gleichgewichts willen — auch die perſönliche Art des Künſtlers zeigen, während ſich ohne jenes Unperſönliche die menſchliche Selbſtentblößung der Schaffenden, dieſe völlig grundloſe Offenherzigkeit in ſeeliſchen oder leiblichen Dingen, die jedem urſprünglichen Kunſtwerk eignet, nur als die mehr oder weniger unverſchämte Aufdringlichkeit von Marktſchreiern auswieſe.

Es hat ſchon manchen Sittenprediger, auch manchen Schön-

geist kopfscheu gemacht, daß oft grade Kunstwerke, die am stärksten auf Umfassung der Lebensgewalten, auf Beherrschung der Naturkräfte ausgehn, obenhin fast den Eindruck machen, als handle sichs um Verherrlichung brutaler persönlicher Instinkte. Das wäre freilich das Gegenteil von einer Kunst der Naturbeherrschung. Aber man wird nicht leugnen können: wo geherrscht werden soll, muß etwas da sein, das der Beherrschung wert und bedürftig ist. Der lenkende Geist ohne starke Triebe, wäre ein Reiter ohne Pferd; wie hinwider selbst das edelste Vollblut nichtsnutzig wird und niederträchtig, wenn nicht ein ebenbürtiger Herr es mit Geschick zu bändigen weiß. Als oberste Aufgabe der Menschheit wird auch dem Künstler ewig vorschweben: die Erringung jenes geistigen Allgemeingefühls, das den vom Schicksal getriebenen Einzelmenschen über sein Schicksal erhaben macht, über inneres wie äußeres Schicksal. Jede Überschätzung der Persönlichkeit ist also gleichbedeutend mit Unterschätzung ihrer höchsten Schaffenskraft, wie auch des Kunstschaffens überhaupt.

Und demzufolge: je stärker sich in einer Zeit dies Unpersönlichkeitsbedürfnis regt, ob nun als soziale oder erotische oder sonstwie altruistische Hingebung, umso mehr wächst auch die Lust der Schaffenden, sich über die technischen Spezialitäten, die wiegesagt immer blos der Ausdruck des beschränkten Selbstbewußtseins sind, hinauszuheben zu überschauenden Zeit- und Welt- und Lebens-Sinnbildern, nicht mehr nur der sinnlichen Anschauung zu dienen durch eigentümlich stimmungsvolle „Naturausschnitte" und „Seelenzustände", die selbst den Eingeweihten anmuten wie Tempelwände voll Hieroglyphen, sondern wieder einmal Pyramiden zu bauen, von denen aus Jeder, der notabene die Mühe des Ersteigens nicht scheut, beseligt in den freien Himmel und über weites Land schauen kann. Ich will mit dieser bildlichen Floskel nicht etwa einer bodenlosen Himmelstürmerei das Wort reden, die sich auf Erden nicht zurecht zu

finden weiß. Im Gegenteil: es ist ein Zeichen der Unreife, wenn man noch glaubt, den Himmel erst erobern zu müssen. Wir sind ja jeden Augenblick — ich meine das ganz wirklich und wahr — mitten in allen Himmeln drin; die Erde ist im Unendlichen genau so hoch oder tief zuhause, wie etwa die Sonne oder ein anderer Stern.

Das wissen freilich heute schon Viele; aber fühlen, als etwas Selbstverständliches mitfühlen, mit Fleisch und Blut und allen Nerven, tun es erst recht Wenige. Und grade dieses selbstverständliche, genau so irdische wie überirdische Allgefühl, das jede andere Lebensempfindung, jede Einzelwahrnehmung, jeden Gedanken des Schaffenden stützt und trägt, das eben ist die magische Basis, auf der sich die großen Werke der Kunst, die im bildsamsten Sinne vorbildlichen, immer wieder aufbauen. Das hat nichts zu tun mit dem Idealismus gewisser humaner Tendenzpoeten, der nur temporärer Kritizismus und meistens ein sehr barbarischer ist. Der künstlerisch bestrebte Dichter benutzt die humanen Ideen seines Zeitalters nur, um seine Gefühlskraft daran zu erproben, nämlich als seelische Dissonanzen zwischen Menschheit und Gottnatur, die er harmonisch zu lösen hat. Er kann und will nichts weiter tun als eine bildliche Fühlung zum Leben schaffen, die alle kritischen Widersprüche gegen die Schönheit und Herrlichkeit des ganzen Daseins ganz und gar ausschließt, also auch alle speziellen Tendenzen. Das ist der Idealismus des Künstlers; und der liegt jeglichem echten Kunstwerk zugrunde, auch wenn sein Rohstoff dem oberflächlichen Blick häßlich oder schrecklich erscheint. Wer sich dann durch dies bildliche Werk in der Tat vollkommen befriedigt fühlt, den hindert freilich nichts und niemand, darin nach einem besonderen Richtziel für seine eigne Gefühlswelt zu fahnden. Und in diesem Sinne — doch nur in diesem — kann allerdings jede Kunstgestalt, vom ganzen Opus bis zur geringsten Teilfigur, als Vorbild der Lebensführung aufgefaßt

werden, ſelbſt wider Abſicht und Meinung des Schöpfers; Falſtaff genau ſo gut wie Achilleus.

Wenn das erſt wieder vollkommen begriffen iſt, von den Genießenden wie Schaffenden, dann wird auch der Schauer vor dem Unergründlichen, den jede gründliche Beſchäftigung mit fremder Geiſtesarbeit in uns weckt, die Kunſtwelt wieder allgemein durchdringen; dann wird ſich dies Gefühl, als eine neue Ehrfurcht vor der ewigen Schöpferkraft, auch bald durch die Alltagswelt verbreiten, und dann wird dieſe Welt wohl endlich merken, daß ſich wieder eine religiöſe, auf deutſch allverbindliche Kunſt bei uns anbahnt. Die braucht nicht wie ein Sturm daherzufahren; auch im Säuſeln des Windes kann man Erhabenes hören. Dürers Gottvater auf dem Regenbogen über den ſieben Leuchtern und dem knieenden Johannes enthüllt in ſeinen beſcheidenen Formgrenzen die Allmacht ebenſo ſtrahlend, wie Michelangelos Apotheoſe der geſchlechtlichen Zuchtwahl, die den Himmel der Sixtiniſchen Kapelle zu ſprengen droht und in dem heilandsherrlichen Menſchenpaar des Jüngſten Gerichtes gipfelt. Der ehemalige Sinn dieſer Bilder mag heute ſchon halber Unſinn ſein; aber ihr Geiſt wird weiterwirken, ſolange die Sterne uns unerreichbar ſind.

Es iſt dem eindringlichen Kunſtgefühl auch völlig gleich und einerlei, ob jenes Tiefſte und Höchſte ihm durch naturale Anſchauungsfreude oder ſymboliſche Vorſtellungsluſt vermittelt wird; das Eine iſt ſo mittelbar und unmittelbar wie das Andre. Der formgewaltige Phantaſt zeigt im Symbol Natürliches, der Realiſt in der Natur Symboliſches. Die rhythmiſche Flut des Sonnenlichtes, die durch den ſcheinbar wüſten Tanzknäuel der Rubensſchen Kirmeßbauern brauſt, erhebt den andächtig Schauenden in eine nicht minder unendliche Seligkeit, wie der entſchwebende Puttenreigen in dem Dämmerungsglanz und Fackelſchimmer von Watteaus Abfahrt nach Cythere. Und das will doch wohl der machtvolle Künſtler: als ein Seher des all-

mächtigen Lebens betrachtet werden, nicht als Spezialartiſt einer Technik. Es gibt eben auch in der Kunſtgeſchichte Apokalyptiker und Evangeliſten, und Mancher iſt gar Beides zugleich. Wer ſich bei einer künftigen Menſchheit kanoniſches Anſehn erringen wird, das zu entſcheiden geht freilich zu allen Zeiten über die zeitgenöſſiſche Urteilskraft. Eins aber iſt ſicher: die Eigenart tut's nicht. Denn nur das Eine bleibt übrig von uns, wenn ſelbſt unſre Werke längſt verweſt ſind: Das, was den Andern Vorbild ward für ihre ſtete Fühlung zur Welt: die Tat unſrer Liebe.

Das Buch und der Leſer

Eine Unterſuchung des Verſtändniſſes

Bücher ſind wie ſpiritiſtiſche Medien; wer ſie nicht richtig zu fragen verſteht, dem antworten ſie falſch oder garnicht, und die meiſten Leute halten deswegen den ganzen Spiritismus für Schwindel, beſtenfalls für Selbſttäuſchung. Jener afrikaniſche Wilde, der einen Miſſionar aus der Bibel vorleſen hörte, ſich dann das Buch an die Ohren hielt und es ungläubig wegwarf, weil es ihm nichts ſagte: der ſteckt noch in jedem gebildetſten Leſer.

Ich will zum Beweis ein Erlebnis erzählen. Als ich Hofmannsthals „Ödipus und die Sphinx" das erſte Mal las oder leſen wollte, kam ich nicht über den erſten Aufzug hinweg. Diktion und Rhythmus ſtachen auffallend von ſeinen früheren Dichtungen ab, erinnerten mich hin und wieder an Dauthendeys ſchwungvolle Üppigkeit, hin und wieder an die drangvolle Knappheit meiner eigenen Verstechnik, dazwiſchen doch immer an Hofmannsthals einſtige haltungsvolle Gewundenheit, und das empfand ich als ein ſo tolles Stilgemengſel, daß ich mich einer heftigen, mehrfach wiederkehrenden Zwerchfellerſchütterung ſchlechterdings nicht erwehren konnte; ich legte ſchließlich

das Buch beiſeite, weil ich mich einigermaßen ſchämte, einen ernſthaften Dichter auszulachen. Bald nachher traf ich mit ihm zuſammen, in einem Kreis erfahrener Kunſtfreunde, und geſtand ihm meine Verlegenheit gegenüber ſeiner neueſten Dichtung. Er war daraufhin ſo liebenswürdig, uns die zweite Hälfte des erſten Aufzugs, die ich als beſonders unharmoniſch empfunden hatte, vorzuleſen. Und merkwürdig: trotzdem Hofmannsthal mit ſeiner etwas brüchigen Stimme kein beſtechender Vorleſer iſt, auf einmal hörte ich den harmoniſchen Grundakkord. Ich habe ſpäter die Dichtung nochmals, und diesmal vollſtändig, geleſen und verſpürte nichts mehr von jener Mißwirkung. Ich merkte, daß ich beim erſten Mal mit allzu dramatiſchem Gehör auf die momentan metriſchen Diſſonanzen der ſenſuellen Affekte geachtet und ſo die lyriſch perpetuelle Rhythmik der ſentimentellen Motive überhört hatte. Nun, wenn das einem Fachmann paſſieren kann, wie mag ſich dann erſt der unzünftige Leſer gegen manches Buch benehmen, in dem ein neuer Geiſt rumort?

Abſichtlich ſpreche ich darüber mit fachmänniſcher Gemütsruhe; denn mit der menſchlichen Leidenſchaft, die auch Künſtler gegen einander einnimmt, hat der Unverſtand des Leſers zunächſt nichts zu tun. Ein Buch zu leſen, iſt allererſt eine bare Verſtandestätigkeit, gleichviel ob wir ein dichteriſches oder wiſſenſchaftliches oder ſonſtwie ſchriftſtelleriſches Werk in uns aufnehmen. Immer handelt ſichs vorbedinglich um das Verſtändnis der Fachſprache, und hierfür bringt der einſchlägige Handwerksmann doch mehr Geſchultheit mit als andre Leute. Wer das A-B-C noch nicht zu leſen verſteht, dem iſt ein Fibelvers nicht verſtändlicher als eine mathematiſche Formel; doch je mehr er es verſtehen lernt, deſto umfänglicher wird das A-B-C, deſto umſtändlicher die Verſtandesarbeit. Denn wie geht jeder Leſer zu Werke? Sein mehr oder minder bewußter Verſtand, je nach dem Grad eben ſeiner Schulung, überſetzt gewohnheits-

gemäß den optischen Eindruck der Schriftzeichen in akustische Ausdrucksmittel, diese wiederum teils in Gehörswahrnehmungen, teils in Gesichts- und andere Tastvorstellungen, diese aus der blos sinnlichen Einzelempfindung in vernünftige Gefühlszusammenhänge, und dann erst entsteht die rätselhafte Gemütsbewegung, die den ganzen angesammelten Schwarm von dreifach zwiespältigen Gedankenbeziehungen zu geistiger Bedeutung vereint und uns mit ungewohnter Leidenschaft für oder wider den fremden Geist erfüllt. Noch verwickelter wird der Vorgang dadurch, daß er von Satz zu Satz neu einsetzt und doch die Erinnerungsbilder der Vordersätze immer mit veranschlagen muß; so befindet sich der Leser fortwährend in einem Wirbelwind kalter Verstandesluft, der unwillkürliche Gefühlsgluten anfacht.

Auch dem wissenschaftlichen Leser ergeht es so, wenn er sich über den Wahrheitswert irgend einer Schlußfolgerung entscheidet; immer springt schließlich ein Gemütsfunke aus der Reibung der Verstandeskräfte. Nein, wird man einwenden: in der Wissenschaft sind die Gefühle Nebenumstände, in der Dichtung dagegen der Hauptbestand. Aber ist dem wirklich so? Gipfelt die geistige Schönheit nicht ebenso hoch über jeder Gefühlserregung wie die Wahrheit und die Gerechtigkeit? Und wurzeln nicht alle drei dennoch tief in Gründen des Gemütslebens? Ja, es kommt überall gleichermaßen auf Erkenntnis seelischen Lebens an; nur die Erkennungszeichen stehn in verschiednem Verhältnis der sinnlichen und vernünftigen Darstellungsmittel. Welche Vorarbeit muß der Verstand schon leisten, um sich blos erst in das besondre Verhältnis der originalen zu den traditionellen Bestandteilen eines Sprachwerks hineinzuversetzen! In der sogenannten reinen Wissenschaft ist dies Verhältnis am leichtesten zu erhorchen, weil deren lautliche Darstellungsmittel überwiegend auf generelle Logik hin abgestimmt sind, sodaß die individuelle Intuition des Verfassers dem Leser sehr deut-

lich ins Gefühl schlägt, wenn auch nur dem genügend geschulten Leser. Aber bereits die populäre Wissenschaft ist in ihrer formalen Technik so mit persönlich sensuellen und sentimentellen Elementen durchsetzt, daß sich die intellektuellen Faktoren kaum noch scharf davon sondern lassen. Und je mehr sich die rednerische Darstellung der eigentlich dichterischen nähert, um so schwieriger wird die Sonderung wie die Zusammenfassung der Lautbilder, und der Leser läuft immerfort Gefahr, daß der Funke der Erkenntnis zu früh aufflammt und in dem Schwarm der Gefühle entweder erlischt oder aber Brandschaden stiftet, wie bei mir in Ansehung Hofmannsthals.

Denn gerade die Technik der reinsten Dichtung, die Verskunst, nein die lyrische Verskunst, denn auch Epos und Drama fußen auf lyrischer Rhythmik: grade die verflicht allgemeinste Denkbegriffe der Sprache so eng mit eigentümlichsten Empfindungsbegriffen, daß man nirgends unmittelbar den Vorstellungswert, geschweige den Erregungswert der Lautwahrnehmungen abschätzen kann, sondern nur durch vielfältigste Rückschlüsse. Man vergleicht zwar die Lyrik gern mit der Musik, weil auch die nur indirekt durch Gefühlserregungen zur Erkenntnis geistiger Lebensverhältnisse führt; aber der lyrische Divinationsprozeß ist noch um vieles indirekter. Nur zu Anfang geht die Verstandesarbeit in annähernd ähnlicher Weise vor sich: ob ich ein Notenblatt lese oder einen poetischen Text, ich übersetze einen äußerlichen Gesichtseindruck in einen innerlichen Gehörsreiz, wenngleich es schon einen Unterschied macht, ob ich mir einen gesprochenen Laut oder einen gesungenen Klang vorstelle, oder gar einen klaren Instrumentalton. Dann jedoch wird der Unterschied klaffend: das Klangbild der Tonsprache übersetzen wir unmittelbar in eine Vorstellung von Gefühlszusammenhängen, das Lautbild der Wortsprache großenteils erst auf dem Umwege über mannigfache Gesichts- und Tast-

empfindungen nebſt allerlei Hilfsbegriffsgedanken, nur zum kleineren Teil direkt akuſtiſch. Und dabei meint jeder Leſer einer Dichtung, er ſei genügend vorgebildet durch ſeine gewohnte Sprachkennerſchaft, und traut ſich in ſeinem lieben Gemüt ein unfehlbares Geſamtverſtändnis zu, wo doch ſchon die einzelnen Darſtellungsmittel x-mal mittelbarer wirken als bei jeder anderen Kunſt und durch eine viel ungewohntere Sinnbilderfülle die ſchließliche Erkenntnis vermitteln als bei irgend einer Wiſſenſchaft.

Wieviel Fallgruben für das Verſtändnis öffnen ſich ſchon bei der erſten Erweckung der ſcheintoten Schriftzeichen zu lebendigen Lautbildern! Es iſt nicht gleichgiltig, mit welcher Stimme, ja nur mit welchem Zeitmaß der Stimme, man ſich einen Vers oder gar ein Buch Verſe im ſtillen laut vorgeleſen denkt. Unwillkürlich legen wir da zunächſt unſre eigene Stimme unter; aber der Dichter meint Seine Stimme, oder vielmehr die verſchiedenen Stimmen ſeiner imaginären Perſonen, denn auch das Ich des Lyrikers iſt wechſelnde Phantaſiefigur, vielleicht noch wechſelnder als die Charaktermasken, die der Dramatiker ſeiner Seele vorheftet. Keine Orthographie und Interpunktion reicht aus, um auch nur die gewichtigſten Betonungsverhältniſſe zwiſchen den Satzgliedern einer einzigen Strophe unzweideutig durchs Auge ins Ohr zu bugſieren. Was wird nicht alles verſucht, um das flüchtige Auge ruhſamer an das Schriftwort zu feſſeln und ſo das Ohr des Leſers aufmerkſamer für die Bewegtheit der Sprache zu ſtimmen. Der eine Dichter ordnet die Zeilen nach der Mittelaxe des Druckſpiegels, um ſeine irreguläre Rhythmik durch den Kontraſt der optiſchen Symmetrie noch ſinnfälliger hervorzuheben; der andre markiert ſeine reguläre Metrik, um die akuſtiſche Harmonie ſeiner rhythmodynamiſchen Diſſonanzen vonvornherein außer Zweifel zu ſtellen. Manch einer kann ſich garnicht genugtun mit Gedankenſtrichen, Stimmungspunkten, Ausrufzeichen und Sperrfingerzeigen, und möchte

womöglich auch noch die Beiwörter mit Großen Anfangsbuchstaben schreiben; einige andre schreiben fast alles klein und würden am liebsten gar keine interpunktionen setzen damit der leser noch länger zwischen den zeilen rätselt und ein möglichst eindringlicher hörer wird. Hilft uns aber alles nichts; wir bleiben doch immer auf den Glücksfall des uns annähernd gleichgestimmten Gehörs angewiesen, so sehr wir mit ganzem Gemüt danach trachten, jede Menschenseele in unsern Bannkreis zu zwingen. Muß schließlich noch der Herr Buchverleger, Buchdrucker und Buchbinder helfen, durch ungewöhnlich gutes Papier, außerordentlich schöne Lettern und sonstige „selten gediegene" Ausstattung den Gewohnheitsleser zu verlocken, daß er sich ausnahmsweise andachtsvoll mit unserm wertvollen Werk befasse.

Aber ach: je mehr das Buch selbst Kunstwert erlangt, je mehr es durch äußeren Augenreiz den Leser sinnig und willig stimmt, umso mehr gerade verführt es ihn, ein Leser des stillen Wortes zu bleiben, statt ein Hörer des lauten Satzes zu werden, und umso mehr zugleich verführt es die Dichtkunst zur inneren Augendienerei. Der Dichter ist ja auch selber Leser; und je mehr ihn die Buchdruckerpresse gewöhnt hat, als Leser statt als Hörer zu dichten, umso stumpfer hat sich die Wahrnehmungskraft für die Gehörsreize der Sprache verflacht, umso schärfer haben sich die Darstellungsmittel auf Gesichtsvorstellungen zugespitzt, d. h. umso schwatzhafter ist die Dichtung geworden. Sehr selten wird jetzt noch ein Lied erfunden, das seine organische Melodie so einfach vernehmlich in sich trägt, wie die Muschel in ihren Windungen summt. Viele Gedichte unsrer echtesten Dichter sind schon dermaßen überladen mit pittoreskem Brimborium, daß sie an Feuilleton-Prosa streifen. Oder wo doch noch mit Klanganspielungen unmittelbar aufs Gefühl gezielt wird, da paukt man meist so faustdick drauflos, als solle die Predigt Johannis des Täufers vor den taubstummen Steinen Ereig-

nis werden. Und wer die beiden extremen Elemente gar noch ins Gleichgewicht ſetzen will, der verübt ein ſolches Panoptikumkonzert hyperſymboliſcher Metaphern, daß die verzwickteſten Rätſel der Turandot wahre Kinderſpiele dagegen ſind. Alldas bereichert natürlich ungeheuer die ſinnlichen Wirkungsmittel der Dichtkunſt, blos leider auf Koſten der geiſtigen Wirkung. Denn je empfindlicher die Umwege vom Verſtändnis der einzelnen Sinnbilder zur Erkenntnis des ganzen Bildſinnes auffallen, deſto zerſtückelter, alſo unvollkommener tritt die Gemütsbewegung ein, die den lebendigen Bildungswert des ſchönen Phantaſiephänomens erſt wirklich fortpflanzt von Geiſt zu Geiſt. Und es bleibt ewig ein dürftiger Troſt, daß noch niemals ein Menſch den andern durchaus vollkommen begriffen hat.

Welcher Dichter blickt nicht zuweilen mit Grauen und Abſcheu auf ſeine eigenen Bücher, dieſe Mumien ſeiner Phantaſie, denen immer erſt eine fremde Seele den Auferſtehungsodem einblaſen muß, und die doch ſtets vom geſpenſtiſchen Dunſt des ſtummen Sarges umſchleiert bleiben. Ja, könnten wir jedem, der uns hören will, wenigſtens ſelber das Buch vorleſen! Dann würde wohl mancher dasſelbe Wunder erleben, das meine Taubheit vor Hofmannsthal linderte. Denn in der körperlich warmen Menſchenſtimme beben von Anfang an alle Zauberkräfte der ſchöpferiſchen Seele in eins, alle die heimlichen Verwandlungskünſte und redlichen Naturanwandlungen, die ſich der Leſer erſt nach und nach zwiſchen den Zeilen zuſammendeuten muß. Einſt, als die Dichter noch fahrende Sänger waren, gehörte es mit zu ihrem Beruf, den Menſchen das Wort recht vernehmlich zu machen; und es iſt keine Imitation einer reproduktiven Virtuoſenmode, ſondern Symptom einer produktiven Epoche, daß auch heute wieder die Künſtler des Wortes ſelber als Vortragskünſtler auftreten. Freilich, es iſt ziemlich zeitraubend, verſtockte Ohren zu erweichen; und in

unſrer Zeit der Arbeitsteilung wird es dem Dichter womöglich übelgenommen, wenn er als Anwalt des mündlichen Mitteilungstriebes ein paar Gedichtbücher weniger ſchreibt. Aber ob er der Mit- und Nachwelt dann wirklich etwas vorenthält? Was einer an Schöpferkraft in ſich hat, das ſetzt er allemal in die Welt, ob nun durch hundert Pfropfreiſer oder zehn Wurzelſchößlinge. Die paar kurzen Lieder, die uns die fahrenden Leute der Vorzeit hinterlaſſen haben, ſind ſicherlich unſterblicher, als die tauſend bandwurmlangen Proſa-Romane, mit denen unſre Schreibtiſchhocker jahraus jahrein die Welt beglücken. Und vielleicht geneſt der gebildete Europäer dermaleinſt von der närriſchen Leſewut, die ſeine Augen immer gieriger, ſeinen Verſtand immer ſpitzfindiger, ſeinen Geiſt immer kurzſichtiger und ſein Gemüt immer ſchwerhöriger gemacht hat.

Das Buch wird drum doch ſeinen Wunderwert als ſpiritiſtiſches Medium behalten und dann ſogar erſt recht offenbaren. Auch jener afrikaniſche Wilde hat die Bibel ja ſchließlich vors Auge genommen; aber er würde es niemals gelernt haben, hätte ſein chriſtlicher Mitmenſch ihm das Wort Gottes nicht immer wieder durchs Ohr zu Gemüte geführt.

Philoſophiſche und poetiſche Weltanſchauung

Anſprache im Moniſtenbund

Werte Zuhörer! Der Vorſtand Ihres Vereins hat mich erſucht, die heutige Vorleſung meiner Dichtungen mit einer kurzen Darlegung meiner Weltanſchauung einzuleiten, indem er mir zugleich erklärte, ich ſei ein beſonders origineller Repräſentant des „eſoteriſchen Monismus". Ich habe den Wunſch des Vorſtandes abgelehnt, kann auch die ſchmeichelhafte Liebeserklärung nur mit Glaßeehandſchuhen annehmen, und möchte Sie eindringlichſt davor warnen, aus den Werken lebender

Dichter und überhaupt zeitgenössischer Künstler das herausfinden zu wollen, was man heute unter Weltanschauung versteht, nämlich einen begrifflichen Leitfaden, mit dem sich der zweiflerische, aber glaubensbedürftige Verstand im Labyrinth der Ursachen und Wirkungen einigermaßen zu orientieren sucht.

Der Künstler denkt nicht in Verstandesbegriffen, wenn er bei seiner Arbeit ist; er denkt in Gefühlsvorstellungen. Er will nicht erst zum Glauben gelangen, sondern er geht vom Glauben aus. Er glaubt an alles, was da ist in der Welt; er glaubt auch an die verschiedenen Weltanschauungen, die in seiner Zeit miteinander kämpfen. Ich habe einmal einem Politiker, einem Konservativen echten Schlages, der mich fragte, was ich nun eigentlich sei, Sozialdemokrat oder Anarchist, nationalsozial oder liberal — dem habe ich geantwortet: „unter anderm auch konservativ!" Und so könnte ich auch Ihnen sagen: ich bin unter anderm auch Monist, d. h. unter Umständen auch Dualist, oder Trialist oder Milliardist, oder sagen wir mal Polymonist.

Der Künstler umfaßt alle Welt mit Liebe. Selbst was er persönlich haßt und verachtet im Leben: sobald es ihn reizt, es in Kunst umzusetzen, ergreift ihn unwillkürlich die Liebe zur Sache. Es kann also jeder Genießer aus jedem Kunstwerk die Philosophie, Moral, Religion herausdeuten, die grade ihm die liebste ist. Das schließt schon aus, daß der Dichter als Dichter eine originelle Philosophie oder Theosophie darbieten kann; denn die ist immer unduldsam gegen anders gesinnte Originale, also im ernstesten Sinne unliebenswürdig. Er kann bestenfalls ein Echo sein all der weltbedeutenden Ideen, um die in seiner Zeit gekämpft wird.

Sehen wir uns einmal den Dichter an, der heute in Deutschland vorzugsweise als Weltanschauungsdichter gerühmt wird: Goethe. Wir finden keine solche Idee bei ihm, die wir nicht

auch bei anderen Wortführern seiner Zeit und Vorzeit finden können, bei den Humboldt, Schlegel, Schleiermacher, Schelling, Kant, Lamarck, Spinoza usw.; und wir finden viele Ideen bei ihm, die einander durchaus widerstreiten. Nur weil er sie bei der Aneignung mit stärkerer Leidenschaft erfaßte, mit tieferer Liebe und höherem Glauben im Augenblick der Wortschöpfung, nur deshalb gilt er uns als der typische Repräsentant seiner Zeitgenossen; und nur weil wir die verschiednen Ideen, denen jene Männer ihr Lebenlang getrennt und einzeln nachhingen, in diesem Einen zusammengefaßt sehn, nur deshalb entnehmen wir daraus ein gemeinsames Gedankenband, die sogenannte einheitliche Weltanschauung jener sehr mannigfach denkerischen Zeit.

Denn eine einheitliche Weltanschauung hat es in Wirklichkeit niemals gegeben, zu keiner Zeit und in keinem Volke; es gibt auch heute keine zwei Menschen, die unter „Monismus" genau dasselbe verstehen. Nur wenn wir zurückblicken auf vergangene Zeiten, dünkt uns diese oder jene Gedankenverbindung die sieghaft überwiegende. Aber wenn sich die bei einigen Dichtern, wie z. B. auch bei Dante, Äschylos, Kalidasa, Rumi, Litaipe, mit besonders originellem Pathos ausspricht, dann wollen wir doch ja beachten, daß die Originalität nicht in den Gedanken steckt, sondern eben in dem Pathos, in dem mächtigen Aufruhr der Gefühle, der mit den Gedanken sein bildhaftes Spiel treibt.

Nehmen wir sogar einmal an, es könnte ein Allerweltsgenie geben, in dessen Schädel ein gleichermaßen origineller Philosoph und Poet beisammen hausten. Ich meine nicht jene Zwitterbegabung, bei der (wie z. B. in Nietzsche und Schiller) ein starkes Talent der einen Gattung mit einem schwächern der andren verkoppelt ist; sondern eben ein pures Genie, in dem beide Talente gleich kräftig wären. Wie ja manche Leute behaupten, daß Shakespear und Bacon in der Tat dieselbe Per-

ſon geweſen ſeien; worüber freilich jeder lächelu wird, der Bacons Novum Organon und Shakeſpears Dramen gründlich kennt. Aber nehmen wir an, ſie waren wirklich ein und dasſelbe Wundertier: ja, dann hat eben dieſes Wundertier, um ſeine originelle Philoſophie, ſeine neue Gedankenwelt darzuſtellen, ſeine drei philoſophiſchen Werke geſchrieben —: in ſeinen poetiſchen Werken dagegen, das wird wohl ſelbſt der abſtrakteſte Kommentator zugeben, da kam es ihm eben auf Poeſie an, alſo durchaus nicht auf eine Gedankenwelt, ſondern auf eine Welt von Gefühlsgeſtalten, in der die Gedanken nur dazu dienen, ſich gegenſeitig ins Bockshorn zu jagen, oder (tragiſch betrachtet) einander den Hals umzudrehen.

Man braucht drum noch lange nicht zu folgern, der Dichter ſei nur ein Rohr im Winde, jedem phantaſtiſchen Stimmungshauch unterworfen, und daher fürs wirkliche Menſchenleben eigentlich unzurechnungsfähig. Wenn dem ſo wäre, dann bliebe wohl alle Dichtung außer Rechnung fürs Leben der Menſchheit; und das bleibt ſie doch keineswegs. Der Dichter hat freilich keine Gedankenkette, an der er ſich ſelbſt und andere Leute auf dem wilden Weltmeer verankern kann; aber er trägt einen Gefühlskompaß in ſich, der ihm und andern die Richtung weiſt, wo in der Windroſe der Augenblicksleidenſchaften ſeine ſtärkſten und liebſten Empfindungen zum dauernden Pol zuſammenſchießen, zum ſichern Geſichtspunkt gegenüber der Welt. Das ſittliche Wort dafür iſt Selbſtzucht.

Das iſt der ideale Punkt, dem jeder Künſtler in ſeinen Gebilden zuſtrebt, und zu dem er ſchließlich auch die hinbildet, die er bezaubert durch dies Streben, durch dieſe liebreiche Anziehungskraft. Das iſt es auch, was Goethe meinte, als er ſeinen Prometheus ſagen ließ: „Hier ſitz ich, forme Menſchen! ein Geſchlecht, das mir gleich ſei!“ Und nach dieſem weltumformenden Lebenszweck, ob er nun göttlich oder übermenſchlich oder allgemein-menſchlich genannt wird, mögen alle die unter

meinen Hörern, denen der sogenannte rein künstlerische Genuß keine genügende Belohnung für die Anstrengung des Zuhörens ist, auch in meinen Dichtungen fahnden.

Der Olympier Goethe

Ein Protest

Eine öffentliche Gesellschaft von allerlei strebsamen Bürgersleuten hatte mich einmal eingeladen, Gedichte von Goethe zu deklamieren. Seit langer Zeit zum ersten Mal wieder las ich nun seine lyrischen Werke von A bis Z und der Reihe nach durch, um die heute noch lebensvollsten, menschlich wirksamsten Gedichte für den Vortrag auszuwählen, also absehend von artistischer und literarhistorischer Feinschmeckerei, und da erlebte ich eine Überraschung. Ich fand einen wesentlich anderen Goethe, als ich ihn in der Vorstellung trug, und als er wahrscheinlich vielen Deutschen von der Schulbank her vorschweben wird.

Das Bild des weisen Herrn Geheimrats, des harmonischen Olympiers, das der pädagogische Biedersinn unsrer meisten Literaturprofessoren von ihm hergerichtet hat, versank vor mir in einem chaotischen Nebelbrodem von Schmerzen, Leidenschaften und Zweifeln, aus denen nicht ein olympischer, sondern — um im antiken Gleichnis zu bleiben — ein titanischer Genius einen Kosmos herauszuläutern sucht; oder im Geist unserer Zeit geredet, nicht der Wille eines Ober-Regierungsrates, sondern etwa eines Mienen-Ingenieurs, der sich hinabarbeitet in die Wetterschächte grauenvoller Naturgewalten, hinab zu den unterirdischen „Müttern", um ihre Kräfte heraufzufördern an das verklärende Tageslicht des väterlichen Heimatbodens, zu den „Gefilden hoher Ahnen." Also eine fortwährende Klärungsarbeit der Seele, keine jemals vollkommen erreichte oder gar von Hause aus mitgebrachte sogenannte Abgeklärtheit.

Was jene oberflächliche Meinung über den Vielumfassenden

aufkommen ließ, das war sein allzeit schlagfertiger Verstand, der auch das Alltäglichste in Beziehung zur allgemeinen Wohlfahrt zu setzen wußte, seine gesellige Vernunft, die im Leben die Maske des Gleichmuts vor die einsam grübelnde Seele nahm und in der Kunst das ernste Spiel mit heiteren Tändeleien mischte. Das aber hat nicht den großen Dichter gemacht, der alles Menschliche in uns aufschürt und in ein Göttliches umzuschmelzen strebt; ja, es ist fraglich, ob man nicht einst über den artigen und verständigen Goethe, der für jede Gelegenheit ein gescheites Sprüchlein oder zierliches Reimlein in Bereitschaft hatte, ziemlich achselzuckend urteilen wird, sobald wir nämlich endlich einmal der nennmalklugen Redseligkeit unsrer Dreiviertelsbildung entwachsen sind.

Er verstand freilich auch das kleine Veilchen mit allen Würzelchen zu erfassen, und manchmal tut er gar wie der Schmetterling, der unbekümmert von Blume zu Blume gaukelt; aber wo sich sein ganzes Inneres auftut, da quillt die bodenlose Verzweiflung hoch, die mit dem Leben nicht fertig werden kann. Da entstehen die schwankenden Gestalten alle, durch die er sich die dämonische Qual der „zwei Seelen ach in der Brust" immer wieder vom Herzen zu schaffen sucht, die Werther, Clavigo, Weislingen, Egmont, Tasso, Orest, Wilhelm Meister und Eduard; da entsteht Faust mit seinem Schatten Mephisto, und da auch entstehen als die unmittelbarsten Zeugnisse dieser furchtbaren Zwiespältigkeit seine ergreifendsten Gedichte. Denn, wie er selber es ausgesprochen hat:

Alles geben die Götter, die unendlichen,
ihren Lieblingen ganz:
alle Freuden, die unendlichen,
alle Schmerzen, die unendlichen, ganz! —

Erst wenn man sich das zu Gemüte führt, erst dann lernt man auch die gewaltige Kunst in diesen Gedichten ganz würdi-

gen, die bindende Kraft, die den wirbelnden Stoff einer ſo widerſpruchsvollen Gefühlswelt ſo knapp zuſammenzuordnen vermochte. Es iſt manchmal, als müßte all dieſe Wortſchönheit ſich ſelbſt von innen heraus zerſprengen, wenn man nur erſt die erſchütternde Fülle ihres geheimſten Sinnes begriffen hat, ſo z. B. den grauſigen Todesſchauder in Mignons ſcheinbar ſeliger Sehnſucht nach dem „Land, wo die Zitronen blühn“ (letzte Strophe) — oder den wilden Galgenhumor in dem lehrhaft tuenden Trinklied „Vanitatum Vanitas“; wer ein ſolches Gedicht noch mit faſt 60 Jahren ſchreibt, der iſt weit entfernt vom olympiſchen Ruhekiſſen.

Kurz geſagt: es heißt Goethe verkleinern, wenn man ihn als Olympier anſpricht. Soweit er wirklich olympiſche Anlagen hatte, war er weder ein Zeus noch ein Apoll; dazu mangelte ihm vor allem andern die unerſchütterliche Hartherzigkeit dieſer antiken Ideale. Nicht einmal ein Dionyſos war er in ſeinen unbekümmerten Stimmungsſtunden, ſondern höchſtens ein Ganymed oder Hermes, ein Spender der Anmut und Lebensklugheit, und mehr im römiſchen als im griechiſchen Sinne, wie er ſelbſt einmal zu Herrn Eckermann ſagte.

Aber wodurch er uns groß erſcheint, ſo groß, daß wir ihn mehr bewundern oder doch ſicherlich mehr lieben als ſeine vielfachen Vorbilder, das ſind nicht dieſe Eigenſchaften. Das iſt ſein ruhelos ringendes Doppelweſen, kraft deſſen er ſelber ein Vorbild wurde, ein Vorbild für jede Übergangszeit, d. h. für jede urſprüngliche, neue Werte entdeckende Zeit: ſeine unerſchöpfliche „Werdeluſt“, die ſich mit prometheiſcher Inbrunſt und paracelſiſcher Phantaſie in alle leidvollen Anfangsgründe einer neu aufſtrebenden Menſchheit verſenkte, weil ſie herſtammte aus dem Überdruß einer vollkommen vollendeten, abgetanen Freudenzeit.

Das altersmüde Rokoko hatte mit letzter mildeſter Grazie ſeine Jugendtage umſpielt; und nun ſucht er ſein ganzes Leben

lang einen Abglanz dieſer verrauſchten Schönheit über den brodelnden Aufbegehr der jungen Zukunft auszubreiten. Sie war ihm kein ſpieleriſcher Selbſtzweck mehr, dieſe Klangſchönheit ſeiner ſtärkſten Gedichte; ſie war eine zuchtvolle Notwendigkeit, um der verwirrend neuen Gefühlsgewalten überhaupt Herr werden zu können.

Und das auch wars, was ihn zur Antike zog, obwohl es ihm damals ſchon und mehr noch heute von manchem ehrlichen Deutſchtümler nicht ohne Grund verdacht ward und wird. Auch die Griechen hatten die Schönheit nötig; ihre ganze höchſte Kunſt und Dichtung, bis zu den alten Mythen zurück, iſt fort und fort auf das Eine bedacht, die dämoniſchen Kräfte zu bändigen, die im Blut dieſes ſeltſamen Volkes ſpukten, die lapithiſchen und kentauriſchen, mänadiſchen und hekatiſchen Triebe, die von Natur aus in ihnen ſtaken und mit barbariſcher Brutalität die mühſam errungene Kultur immer wieder gefährdeten.

Keiner aber der vielen Gräkomanen, die ſeit Winckelmann Deutſchland überſchwemmten, hat mit ſo ſchmerzlicher Klarheit wie Goethe erkannt, daß jede Heraufführung neuer Kultur, weil ſie alte Kultur untergraben muß, zugleich auch wieder und immer wieder barbariſche Inſtinkte mit aufrührt, und daß grade der deutſche Volkscharakter zu dieſer rohen Kehrſeite der menſchlichen Entwicklungskraft neigt.

Es iſt ſein höchſter und reinſter Ruhm, daß er unabläſſig gegen dieſe Gefahr, die auch in ſeinem Charakter lauerte, ſeinen beſten Kunſtwillen aufgeboten hat, nicht wie ein ausgelernter Altmeiſter blos, dem die mancherlei Spiegelfechtereien der poetiſchen Technik glatt von der Hand gehen, ſondern als ein ſteter Lehrling des Lebens, in oft ſehr verzweifelter, manchmal vergeblicher, immer aber „ſtrebend bemühter" und eben dadurch „erlöſender", für uns alle vorbildlicher Notwehr.

Und deshalb wollen wir ihn nicht länger auf den hin-

fälligen Götzenthron verſtorbener ſorgloſer Götter ſetzen, ſondern uns der Grabſchrift erinnern, die er ſelbſt ſich geſchrieben hat:

Denn ich bin ein Menſch geweſen,
und das heißt ein Kämpfer ſein.

Grabrede auf Liliencron

22. Juli 1909

Liebe Freunde und ihr Mitfühlenden alle! Wir müſſen nun Abſchied nehmen von dieſem Toten, deſſen Leben uns unſäglich beglückt hat. Es würde nicht in ſeinem Geiſt ſein, hier viele Worte darüber zu machen, was wir an ihm verloren haben. Es würde erſt recht nicht in ſeinem Geiſt ſein, hier unſern Schmerz in die Welt zu rufen und einander das Herz noch ſchwerer zu machen. Wenn er jetzt unter uns treten könnte, er würde ſagen: „Kopf hoch, Leute!" Er würde es ſagen, laut oder leiſe, mit ſeinem hellen trotzigen Lachen oder mit ſtillem gütigen Lächeln. Wir Wenigen, die ihm die Nächſten waren, und die wir es anfangs kaum faſſen konnten, als er ſo jäh uns entriſſen wurde, Er, deſſen Jugendkraft unverwüſtlich ſchien, plötzlich vernichtet durch einen Hauch, durch nichts als einen tückiſchen Windhauch — nein, wir können es immer noch nicht faſſen. Aber nicht wir Nächſten allein ſtehen hier um die Grube verſammelt, in die ſeine ſichtbare Geſtalt jetzt verſenkt wird; wir ſtehen hier mitten in einer Gemeinde, die weit über dieſen Friedhof hinausreicht, grenzenlos weit ins Leben hinaus, vereint durch ſein unſichtbares Bild, das uns der Tod nicht entreißen kann. An ſolchem Grab wollen wir nicht trauern, wir wollen unſre Herzen erheben! Wenn wir weinen müſſen, iſt es nicht blos aus Schmerz; es iſt aus überſtrömender Dankbarkeit, daß wir ſo Unendliches mitfühlen können. Des Dichters

unvergängliches Werk, des Menſchen unvergeßliches Weſen: ich weiß nicht, wodurch er uns mehr erhebt. Er war einer von den herrlich Gefügten, deren Leben und Dichten gleich kühn emporſteigt aus ihrer unverbrüchlichen Seele, ſo vollkommen gleich in freier Schwebe wie der herrliche doppelte Regenbogen, der ſich geſtern, nachdem wir in ſeinem Hauſe den Sarg über ihm geſchloſſen hatten, über den ganzen Himmel Hamburgs ſpannte, eine überirdiſche Ehrenpforte. Der Freiherr von Poggfred, ſo ſteht er vor uns, hoch über allem Standes- und Sittenzwang, aber treu jeder ſelbſtgewählten Pflicht bis tiefſt hinab ins Selbſtloſe, in das wir Alle verkettet ſind. Helm und Degen liegen auf ſeinem Sarg; ſo hat ers verdient, der alte Soldat, der mit Leib wie Seele für uns gekämpft hat, für uns Deutſche und für uns Menſchen. Helm und Degen wird er nun immer tragen, und einen unverwelklichen Blumenkranz, wenn er im Geiſt vor uns auferſteht, nicht mehr nun der alte Soldat, ſondern der immer junge Held, der uns entzückt von Kampfplatz zu Kampfplatz führt wie zu einem hinreißenden Tanz. Denn ſo iſt er in Wahrheit durchs Daſein getanzt, noch bis zu ſeiner letzten Reiſe, die er mit Weib und Kind unternahm, um den liebſten Menſchen, die er hatte, ſeine geliebten Schlachtfelder zu zeigen. Dort hat ihn der feindliche Lufthauch getroffen, der die tödliche Entzündung entfachte; und dann iſt er dem Wink des Todes gefolgt, wie er den Winken des Lebens zu folgen pflegte, raſch dahin, ohne langes Gefackel. Ganz geſchloſſen iſt das Spiel ſeines Lebens, wunderbar ganz in ſich geſchloſſen, trotz aller Kreuz-und-Querzügigkeit; vollkommen vollendet auch noch ſein letztes Gedichtbuch, auf das er den Titel „Gute Nacht" geſetzt hat, als ob er den Schlaf ſchon nahen fühlte, auf den er gefaßt war wie Wenige, ohne Furcht vor der ewigen Nacht, ohne Hoffnung auf einen jüngſten Tag, ſondern mit reiner ruhiger Ehrfurcht vor der unerfaßlich unerſchöpflichen Macht, die uns leben und ſterben läßt. Nein, er war nicht blos der

kindhafte Spielmann, nicht der harmloſe Junker Übermut, der liebenswürdig leichtſinnige, für den ihn Viele gehalten haben, die ſich nur an der bunten Oberfläche ſeiner reichen Einbildungskraft vergnügten, oder die ſich ärgerten an der allzeit offenen, zum Geben wie Nehmen offenen Hand des armen Schuldenmachers der Wirklichkeit. Er war auch der Mann der ſchweren Stunden, der einſamen Fragen und Gedanken, der auf Jeſus mit den Worten wies: „Nach Innen ſah ich ſeine Schmerzen weinen.“ Er hat nur deshalb das menſchliche Leben in ein launiſches Spiel der Natur umgedichtet, weil er den furchtbaren Ernſt unſres Lebens aus innerſter Erfahrung begriff, weil er ſich frei davon machen wollte, frei von der grauſigen Notwendigkeit und notwendigen Grauſamkeit, vor der ſein empfindliches Gewiſſen immerfort in Entſetzen geriet. Er hat ſich ja nicht als Jüngling zum Dichter geſchult, ſondern als Mann erſt, der vom Schickſal geprüft war, der auf Schlachtfeldern und in fremden Ländern die Menſchen hatte ringen ſehen. Das iſt das Wunder an ſeinem gereiften Geiſt, daß beides innigſt in ihm vereint blieb: der trotzige Jüngling, der unbedenkliche, und der gütige Mann, der nachdenkliche. Daher ſein ſtarkes, herzbefreiendes Lachen, das niemals zerriſſen geklungen hat, und zu dem ſein feines huſchendes Lächeln wie ein gedämpftes Echo ſtimmte. Daher das herzgewinnende Plaudern des mitteilſamen Menſchenfreundes, aber zugleich auch der lauſchend verſchleierte Blick des tief verſchwiegenen Menſchenkenners. Daher der edelmütige Zauber ſeiner ganzen Haltung und Zurückhaltung, dieſe ſeltſame Liebenswürdigkeit, der niemand ſich entziehen konnte, dieſe unwillkürliche Umgänglichkeit, ſelbſt wo er haßte oder verachtete, dieſe wohlbedachte Leutſeligkeit, der nur ſeine nächſten Freunde anmerkten, wieviel zarte und harte Menſchenſcheu ſich darunter in einſamer Tiefe verbarg. Und daher auch die Zauberkraft des Dichters, durch die er ſelbſt ſeine trübſten und leidvollſten Einſamkeiten in helle Luſt für uns Alle verwandelt hat, dieſer große Unverkümmerte, der

uns nun mit ſeiner verklärten Stirn auch über den Abſchiedsſchmerz noch hinweghilft, auf ſeinem Regenbogen dahintanzend über dem irdiſchen Getümmel. Habe Dank, du wundervolle Seele! Ich höre deine eigenen Worte: „Der Himmel lächelt ſeinem Sonntagskinde.“ Ruhe nun aus vom Menſchenelend, du tapferes, mildes, adliges Herz! —

Naivität und Genie

Spiritiſtiſcher Dialog

„Das iſt naiv“ ... Wenn wir das hören, wiſſen wir nicht ohne weiteres, ſoll das ein Lob, ein Tadel oder einfach eine Ausſage ſein. Beſonders Künſtlern paſſiert das oft; da iſt irgend etwas in ihren Werken, das hält der eine Betrachter für „recht naiv“, der andre für „vollkommen naiv“, wieder ein andrer für „gar zu naiv“, und ein abermals andrer für „nicht naiv genug“. Wenn man dann jeden von ihnen fragt, was er mit dieſem beliebten Fremdwort eigentlich habe ſagen wollen, erhält man regelmäßig eine Belehrung über das unbewußte Gemüt. Und wenn man hierauf zaghaft bemerkt, daß nach menſchlichem Wiſſen noch kein Gemüt in bewußtloſem Zuſtand ein Kunſtwerk verfertigt habe, auch daß ſich über das Unbewußte füglich doch wohl nichts wiſſen laſſe, dann wird man mit neuen Fremdwörtern heimgeſchickt. Vornehmlich die Wörter „Inſtinkt“ und „Genie“ ſpielen da eine kräftige Rolle; und wenn der Deutſche mit wuchtigſter Schlagkraft auf die Tiefe ſeines Gemüts pochen will, dann ſpricht er das Wort „Naturgenie“ aus. Bleibt dem Inſtinkt des erſchütterten, teils ganz naiven, teils mehr als naiven, teils nicht ganz naiven Frageſtellers anheimgeſtellt, ob er ſich für ein ſchlechtweg natürliches oder ein etwas übernatürliches oder ein ziemlich unnatürliches Naturgenie äſtimieren ſoll. Denn ſein bißchen Talent ſteht ja außer

Zweifel; nur ſcheint es ein wenig zu kultiviert, ſonſt würden jene wohlmeinenden Leute doch wohl nicht um ſeine Natürlichkeit hadern.

Merkwürdigerweiſe kann aber kein Künſtler umhin, ſein Talent nach Kräften zu kultivieren; und manches Genie, das mancher Kunſtfreund für nicht ganz ſtark genug erklärt, weil es leider nicht naiv genug ſei, iſt manchem ebenſo klugen Gönner blos leider nicht kultiviert genug. Alſo kam ich eines Tages auf die Vermutung, daß jenes rätſelhafte Fremdwort wohl etwas Andres beſagen müſſe als den ſogenannten genialen Inſtinkt, dieſen angeblich unbewußten Naturtrieb, der doch ſo ſonderbar ſelbſtbewußt auftritt, ſo eigenſinnig in ſich befangen; und ich ſuchte mir auf gut Deutſch zu ſagen, was denn „naiv" klipp und klar bedeute.

Da fiel mir zunächſt ein: unbefangen. Dann: unwillkürlich, triebhaft, urſprünglich, urwüchſig, freimütig, unverſtellt, ungezwungen. Dann ungekünſtelt, ungelehrt, unberechnet, unverdorben, unſchuldig, treuherzig, harmlos, bieder, geſund, friſch, lauter, wahrhaftig, ſchlicht, gemeinverſtändlich, einfach, einfältig; aber da kam ich ſchon in die Brüche. Einfältig: das konnte ganz nach Belieben „tumb" im guten altdeutſchen Sinne oder „dumm" im neudeutſchen ſchlechten bedeuten, konnte kindiſch ſowohl wie kindlich heißen, unvernünftig wie unvernünftelt. Und freimütig, unverſtellt, wahrhaftig: kann das nicht unverſchämt und frech, ungeſchlacht, grob und plump erſcheinen? Unwillkürlich: iſt das nicht unter Umſtänden richtiger unfreiwillig zu nennen, in einem recht lächerlichen Sinne? Unberechnet richtiger unüberlegt, unbeſonnen, unbedacht, unverſtändig? Hat nicht jegliches Tun etwas Triebhaftes, auch die durchtriebenſte Künſtelei?! Wird nicht gemeinverſtändlich und ſchlicht genannt, was oft ſchlechterdings nur gemeinplätzig iſt! Kann das Ungekünſtelte nicht das Kunſtloſe ſein, und das Kunſtloſe das Unkünſtleriſche! Und der Unverbildete: iſt er

nicht meiſtens — oder der Biedermann wohl ſtets — auch ungebildet, ungeſittet, ungeſchickt, unfein, täppiſch, verlegen, alſo durchaus nicht ungezwungen, ſondern eher verbohrt, beſchränkt, befangen! etwa was die Franzoſen bête titulieren.

Das alles alſo, ſagte ich mir, kann hinter dem Naiven ſtecken. Ich war ausgegangen von unbefangen und war bei befangen angelangt; das grenzte doch arg ans bewußte Unbewußte. Ich war naiv genug geweſen, meinen geſunden Menſchenverſtand zu befragen, und war anſcheinend auch noch naiv genug, mich nun von ihm genarrt zu fühlen; ich kam mir ein bißchen als deutſcher Michel vor. Natürlich begann mein Inſtinkt nun erſt recht nach der Erkenntnis zu begehren, bis zu welchem Grad ein Genie ſich erlauben darf, naiv zu ſein oder aber zu bleiben; denn es könnte ihm ja der Kulturberuf obliegen, oder vielleicht ſogar der Naturberuf, ſich ſelber gewiſſe Naivitäten um des menſchlichen Selbſtbewußtſeins willen vernünftigerweiſe abzugewöhnen. Und da ich mich trotzdem, wie geſagt, von meiner bewußten Vernunft genasführt fühlte, ſo mußte ich wohl oder übel nun doch verſuchen, das Unbewußte zu Rate zu ziehen.

Alſo beſchloß ich, auf ſpiritiſtiſchem Wege ein von der kultivierten Menſchheit offiziell als naiv anerkanntes Genie aus der Geiſterwelt herbei zu zitieren, ſei es nun aus der Unterwelt oder aus einer Überwelt. Am liebſten hätte ich ſelbſtverſtändlich den Vater Homer heraufbeſchworen; aber der war ſchon ſo lange tot, daß womöglich auch ſein Geiſt nicht mehr lebte oder ſich ſchon in irgendeine unerreichbare Welt verflüchtigt hatte. Wer blieb da übrig als der Altmeiſter Goethe, der von ſämtlichen deutſchen Profeſſoren als das Non-plus-ultra moderner Naivität wie klaſſiſcher Kultur deklariert war, überhaupt als ein Muſter an Harmonie; bei Shakeſpear war die ſchon zweifelhaft. Alſo ließ ich mir den Geiſt Goethe kommen.

Es iſt das bei weitem nicht ſo ſchwierig, wie man gemein-

hin zu meinen geneigt iſt. Man braucht nur ein gewiſſes Wiſſen von einem ſolchen Geiſt zu beſitzen, wenigſtens dem Namen nach, dann iſt man bereits beſeſſen von ihm; man braucht dann dies Wiſſen nur zu vergeſſen, d. h. das Bewußtſein dieſes Wiſſens, ſodaß nur das Unterbewußtſein noch weiß, von welchem geiſtigen Überbewußtſein man ſelbſtvergeſſen beſeſſen iſt, und dann läßt man ſozuſagen im Schlaf dieſen überbewußten Geiſt aus ſich reden, der dadurch natürlich vollkommen erwacht. Die Wiſſenſchaft nennt das Somnambulismus oder autoſuggeſtive Hypnoſe und läßt es gewöhnlich durch ein Medium hyſteriſchen Charakters beſorgen. Das iſt aber erſtens ſehr umſtändlich, denn man muß dem Medium immer erſt die zweckentſprechende Suggeſtion zur Autoſuggeſtion beibringen; zweitens auch ſehr unzuverläſſig, denn das Medium — naiv wie es iſt — verwechſelt leicht ſein hyſteriſches Unterbewußtſein mit dem genialen Überbewußtſein und ſchwindelt dann dummes Zeug zuſammen; drittens auch noch recht koſtſpielig, von wegen der Nervenheilanſtalten. Man kommt bequemer, beſſer und billiger weg, wenn man ſich ſelber auf einige Zeit ſeines Selbſtbewußtſeins im Geiſte entäußert; nötigenfalls durch etwas Weingeiſt. Man darf dabei nur nicht unterlaſſen, die Autoſuggeſtion darauf einzurichten, daß man ſich an die Äußerungen ſeiner geiſtvollen Selbſtentäußerung nachträglich noch zu erinnern vermag.

Das tat ich denn auch und merkte alsbald, wie ſich Goethens Geiſt auf mich niederließ. Oder vielmehr: zu mir herabließ. Denn er ſchwebte vor mir in einem ſolennen, bis an die Kravatte zugeknöpften, goldgeſtickten Miniſterfrack, mit einem großen Stern auf der Bruſt, und ließ ein höchſt unwirſches Räuſpern vernehmen. Ich, tief benommen, räuſpre mich gleichfalls. Darauf Er, mit gänzlich lautloſer Stimme: Ich bin zur Stelle, was wünſchen Sie?

Ich, mit ganz ebenſo lautloſer Stimme: Euer Excellenz wollen gütigſt verzeihen, daß ich mir ſo im Geiſt unterſtehe,

Ihre erhabene Ruhe zu ſtören. Aber es handelt ſich um die Entſcheidung einer ungemein bedeutenden Frage, nämlich ob die geniale Natur eine im Sinne Euer Excellenz wie der übrigen Wirklichen Geheimen Räte der ewig bildungsbefliſſenen Menſchheit harmoniſche Kultur zu erlangen vermag, ſobald ſie nur ihren produktiven Inſtinkt, ſpeziell das poetiſche Talent, völlig naiv gewähren läßt.

Er, merklich ſeinen Unmut bezähmend: Da müſſen Sie unſern höchſt ſchätzbaren Freund, den Herrn Hofrat Profeſſor v. Schiller befragen.

Ich: Euer Excellenz wollen gütigſt glauben, daß ich des Herrn v. Schiller unſterbliche Werke, insbeſondere ſeinen berühmten Traktat über naive und ſentimentaliſche Dichtung, mit meinen bewußten Geiſteskräften faſt ebenſo ſorgfältig durchſtudiert habe wie Euer Excellenz eigene Schriften. Allein ich hoffe mir unbewußt eine klarere Aufklärung zu erwirken, als ich aus dieſen Erzeugniſſen eines weiland vernünftigen Seelenlebens zeitweilig zu gewinnen vermochte. Denn es werden in gegenwärtiger Zeit, was Euer Excellenz verewigtem Geiſt vermutlich nicht bewußt ſein wird, die Begriffe „naiv“ und „ſentimental“ nicht mehr ſo gegenſätzlich empfunden, wie Herr Profeſſor Schiller ſie nahm. Vielmehr erſcheint den Geiſtern von heute dieſe heftige Gegeneinanderſtellung als triebhafter Ausdruck einer Zeit, die ungleich gefühlvoller war als die jetzige und deshalb auf eine heilſame Selbſtzucht wider ihre Empfindſamkeit überaus ſcharf bedacht ſein mußte. Jetzt iſt als Gegenſatz zum Naiven eher das Raffinierte verrufen, das Problematiſche, Myſtiſche, Kapriziöſe, Preziöſe, Bizarre, Ironiſche; und wo der Herr Hofrat v. Schiller beinahe geneigt war, das Graziöſe für das Naive zu nehmen, wird heute von manchem höchſt trefflichen Volkserzieher das Brutale an deſſen Statt geſchätzt.

Er, etwas weniger an ſich haltend: Es ſcheint, die Begriffsverwirrung in Deutſchland iſt bis zur trübeſten Gärung gediehen.

Ich: In der Tat befinden ſich ſeit Jahrzehnten alle Begriffe in ſolcher Gärung, daß gemäß den natürlichen Bildungsgeſetzen wohl endlich die Klärung eintreten wird. Euer Excellenz dürfen überzeugt ſein, daß dieſer gedeihliche Prozeß, der nach Meinung der vorgeſchrittenſten Geiſter von Excellenz ſelber inauguriert iſt, zugleich auch den unterbewußten Beweggrund meines überbewußten Anliegens bildet. Es kann ſich wohl Niemand mehr verhehlen, daß Herrn v. Schillers geſtrenge Begriffsſcheidung, ſo ſehr ſie auf wirklichen Unterſchieden zwiſchen gewiſſen Kunſtwerken ruht, ihre ausſchließende Geltung einbüßt, ſobald ſie auf die volle Natur eines ganzen Künſtlers bezogen wird. Wie Excellenz ſelbſt ſchon in den Geſprächen mit dem jungen Herrn Eckermann bemerkten, daß keinerlei ſentimentale Dichtung irgendwelchen Beſtand haben kann, die nicht aus einem naiven Gefühlsgrund gleichſam hervorgewachſen iſt, ſo dürfte auch kein im Sinne Schillers naiver Dichter zu finden ſein, der ohne ſentimentaliſche Mitgift ein menſchliches Herz zu erobern vermöchte. Weswegen denn Schillers ſentimentalſtes Gedicht — „ſeid umſchlungen, Millionen" — heute für ſein naivſtes gilt, manchem Kenner ſogar für allzu naiv. Und daß bei Homer die Pferde weinen, gar aus Trauer um den Tod eines Menſchen, das iſt eine ſolche Naivität, wie kein moderner Poet verlautbaren dürfte, ohne von ſämtlichen Rezenſenten als ein lächerlich hyperſentimentaler Naturverfälſcher gebrandmarkt zu werden.

Er, immer mehr aus ſeiner Zurückhaltung tretend: Alſo erfrecht der gemeine Verſtand ſich bereits, den griechiſchen Edelmut zu bekritteln?

Ich: Der kritiſche Disput um die Griechen iſt allerdings im letzten Jahrhundert dermaßen gemeinverſtändlich geworden, daß ihre überaus edle Gemütsart nun den weiteſten Kreiſen zur Kenntnis liegt und mehr denn jemals geprieſen wird. Aber zugleich iſt bekannt geworden, daß die Antike zu keiner Zeit ſo

idealiter naiv war, wie Herr Professor Schiller noch mutmaßen durfte, daß insbesondere neben Homer der Dichter Archilochos gleich hochgeschätzt war, den man nach aller Forschung durchaus für einen Sentimentaliker ansprechen muß, einen elegischen Ironiker vom dämonischen Schlage des Lords Byron, des erlauchten Freundes Euer Excellenz. Auch hat sich bestätigt, was Excellenz ahnten, daß nämlich der Dichter, der die Balladen der prähomerischen Tradition in die zwei großen Epen organisierte, kein plötzlich emporgeschossener Sprößling eines kindlich urwüchsigen Zeitalters war, sondern der langsam gereifte Früchtling einer freilich noch patriarchalen, aber schon äußerst regulierten Kultur. Und wer den Homer einmal daraufhin lesen will, wie deutlich in seinem epischen Kosmos menschliche Ordnung und göttliche Willkür allenthalben kontrastiert sind, der wird auch bei diesem beschaulichen Ahnherrn ein gut Teil Ironie entdecken und denselben merkwürdigen Hintersinn gegen eine verblühte Naturreligion zu Gunsten neu keimender Humanität, der einige Jahrhunderte später in den Tragödien des Äschylos mit sentimentalster Leidenschaft auftrotzt. Ist das nun blos naiver Instinkt, oder ist es intelligente Tendenz? Spricht nicht aus allen Konflikten der Griechen ein problematischer Aufklärungskampf um Freiheit und Gerechtigkeit, der sich schließlich bei Euripides zum raffiniertesten Pathos zuspitzt und zugleich bei Aristophanes zur kapriziösesten Persiflage?

Er, sichtlich zur Erwägung geneigt: Im Ernst eine ungemeine Frage. Und da denn alles Ungemeine auch allgemeine Bedeutung hat, verlohnt sich wohl eine ernste Betrachtung.

Ich: Haben Euer Excellenz annehmen können, ich wollte mir zum Spaß unterstehen, Ihren verewigten Geist zu zitieren?

Er, mit gelassener Laune lächelnd: Ich habe den Mephisto geschrieben —

Ich: Und wenn ich Excellenz recht verstehe, haben Sie

dennoch auch den Fauſt ſchreiben können, ſamt Gretchen und dem Famulus Wagner, und die Einen ſo naiv wie die Andern —

Er, von unendlicher Heiterkeit leuchtend: Wie bereits unſer höchſt vortrefflicher Schiller zu ſeiner naivſten Verwunderung wahrnahm.

Ich: Aber was iſt alsdann das Naive, wenn es weder das Sentimentaliſche noch auch das Problematiſche ausſchließt? Und wie verträgt ſich das Raffinierte damit?

Er, von erhabenſtem Wohlwollen ſtrahlend: Wie ſich Alles in der Natur verträgt, was mit reinem Willen ein Ganzes fördert. Wie denn auch Einfalt gern die Berechnung heranzieht, ſobald ſich der natürliche Sinn in Hinſicht auf ſein Geſamtbefinden nur irgend Vorteil davon verſpricht, ob das der kultivierte Geiſt nun Bauernſchlauheit oder Indianerliſt ſchilt. Und wenn in objektivem Betracht das Naive das durchaus Klare iſt, in ſubjektivem das Lautere, wie ſollte es dann mit dem Raffinierten, das doch auf deutſch ſowohl das Geläuterte wie auch das Abgeklärte heißt, nicht rein und willig zuſammenwirken!

Ich: Inzwiſchen hat freilich das Raffinierte einen übeln Nebenſinn angenommen und heißt jetzt eher das Abgefeimte, Durchtriebene, Geriebene.

Er, mit erheblicher Ungeduld: So mag es denn auch noch ausgefeimt heißen, ſofern es nur nicht betrüglich iſt.

Ich: Doch ſcheint mir dies alles zwar unzweideutig das Naive der Natur zu bezeichnen, aber noch nicht das Naive der Kunſt; während doch die geniale Natur, wenn anders mein unterbewußter Verſtand meine überbewußte Vernunft nicht betrügt, Beides in ſich vereinigen und irgendwodurch bemeſſen muß, um harmoniſch und kulturell zu wirken. Denn etwa zu ſagen, daß jeder Künſtler auf ſeine beſondere Art naiv ſei, das würde doch faſt ſchon nichtsſagend ſein.

Er, den obersten Knopf seines Frackes lüftend: Da dürfte denn wohl das Problema stecken. Indessen war es nie meine Art, mich mit abstrakten Spekulationen um widerspruchsvolle Begriffe zu plagen; wir wollen lieber ein Beispiel betrachten, das auf das Naive ein zwiefaches Licht wirft. Es ist da unlängst in der Geisterwelt ein Herr Professor Nietzsche erschienen, der mir mit überaus gütigem Eifer eine Aufmerksamkeit erweisen wollte, indem er zuvörderst auf die Autoren des Neuen Testamentes schmähte, dann über Martin Luther herzog und zuletzt auch meinen Freund Schiller angriff, und dies in einem höchst würdigen Stil, der sich teils an dem Evangelisten Johannes, teils an dem Apokalyptiker, mehr noch vielleicht am Apostel Paulus, doch zumeist an Luther gebildet hatte, und mit einem äußerst gewaltigen Pathos, das mich stark an den jüngeren Schiller gemahnte. Das, mein werter Herr Doktor, sehen Sie wohl: das war in beidem Betracht naiv, von Natur aus wie auch von Kunst wegen, und war zugleich doch raffiniert.

Ich: Wenn es nicht etwa allzu naiv war. Denn es dünkt mich eine Art Selbstbetrug, war also vielleicht nicht genug raffiniert.

Er, die rechte Hand in den Busen steckend: Ich sehe, Herr Doktor, mein werter Freund Nietzsche hat mich außerdem auch noch vortrefflich berichtet, indem er mir von der Eindringlichkeit gewisser neuester Dichter sprach. Indessen muß wohl alles Naive in einer Art Selbstbetrug beruhen, ohne welche der Anschein entstehen würde, als wolle der welterfahrene Künstler mit seiner Einbildung Andre betrügen. Wie denn auch schon dem kindlichen Spiel eine Lust zur Verstellung innewohnt, die jeder Erwachsene leicht durchschaut, doch welche ihn umso reizender anmutet, je inniger sich die kindliche Seele über diese ihre Schauspielerei in eine artige Täuschung wiegt. Nur ist freilich das Reizende nicht das Bedeutende.

Ich: So müßte denn wohl das höchste Genie, insofern es

die klarſte Erfahrung bedeutet, über ſolchen naiven Selbſtbetrug in jedem Betracht erhaben ſein, ob nun geläutert durch Kultur, ob aus natürlicher Lauterkeit.

Er, mit entſchiedener Ablehnung: Ich weiß von keinem höchſten Genie! Ich weiß nur von einigen würdigen Geiſtern, die jeder in ſeiner Art ſich beſtrebten, irgend ein Hohes heranzubilden. Wer aber vollkommen erhaben wäre, der dürfte ſich wohl erſt recht ſo gefallen, wie die Natur ihn gebildet hat, und ſogar auch ſeine Verblendungen mit ähnlichem Gleichmut in Vogelſchau nehmen wie Napoleon auf St. Helena.

Ich: Doch iſt mir an Kunſtwerken aufgefallen, daß gerade die bedeutendſten Künſtler dieſe Art Selbſtanſchauung nicht pflegten, vielmehr nach einer freien Klarheit über das menſchliche Innere ſtrebten, die den blinden Trieb der naiven Natur zum mindeſten einſchränkt, wenn nicht ausſchließt.

Er, mit gemeſſener Zuſtimmung: Es könnte ſein, daß der blinde Naturtrieb durch Künſtlergeiſt ſehend werden möchte.

Ich: Jedenfalls kann alsdann das Naive nicht den Wert der genialen Natur ausmachen. Sonſt müßte, ſcheint mir, ein Burns einen Byron, ein Claudius einen Goethe aufwiegen.

Er, die Hand aus dem Buſen nehmend: Ich muß bitten, mein ſehr werter Herr Dehmel, das Perſönliche aus dem Spiel zu laſſen.

Ich: Doch wird ein erhabener Geiſt mir nicht wehren, nur des Beiſpiels halber noch zu bemerken, daß auch bei den anderen hohen Perſönlichkeiten der vornehmſten Kulturnationen — bei Sophokles wie bei Kalidaſa, bei Dante wie Calderon, Shakeſpear wie Rabelais, Cervantes wie Swift, Lionardo wie Dürer, Michelangelo wie Rubens wie Rembrandt, Paleſtrina wie Bach wie Mozart wie Beethoven — das Naive überall höchſtens die Rolle des rührigen Mägdleins im Königsſchloß ſpielt, wo nicht blos des handlichen Prügelknaben, und meiſtens zu gar keinem Vorſchein tritt; wohingegen es ſich bei

vielen ſehr reizenden, jedoch nicht eben bedeutenden Künſtlern mit breiteſtem Behagen ergeht und oft ihr ganzes Gedinge beherrſcht. Allein den einzigen Vater Homer nennt man immer wieder als Gegenbeiſpiel, indeſſen wohl lediglich aus dem Grunde, weil die patriarchalen Kulturprobleme, um die ſich die naiven Konflikte ſeiner merkwürdig ſinnreichen Helden drehen, der heutigen Menſchheit nichts mehr bedeuten und deshalb gern überſehen werden. Es müßte auch, deucht mir, um die Menſchheit unglaublich widerſinnig beſtellt ſein, wenn grade die ſtärkſten Künſtlerſeelen, die doch von dem ewig währenden Kampf zwiſchen Menſchenvernunft und blindem Naturtrieb am allerheftigſten mitbewegt werden, ihre Kraft an ein kindlich einfältiges Spiel der trüglichen Sinne verſchwenden ſollten, anſtatt mit männlichem Eigenwillen einen redlichen Ausgleich jener Zwieſpältigkeit wenigſtens zeitweilig zu erwirken. Oder denkt ein hoher Geiſt anders darüber?

Er, das zweite Knopfloch des Frackes öffnend: Sie ſind ſich offenbar nicht bewußt, daß aller zeitweilige Wert eines Kunſtwerkes deſſen dauernde Fortwirkung nicht erklärt, daß folglich nach vernünftiger Schätzung ſein löblicher Inhalt an Kultur dem natürlichen Gehalt wohl beigeordnet, jedoch nicht übergeordnet werden kann.

Ich: Ich befinde mich allerdings zur Zeit in einer Art unbewußtem Zuſtand; und ich weiß nicht, iſt es unterbewußte oder überbewußte Sinnentäuſchung, daß ein deutſcher Klaſſiker hier ſo romantiſch redet?!

Er, befremdet: Was für ein Klaſſiker?

Ich: Deſſen Geiſt mir ſoeben erſt gebot, das Perſönliche aus dem Spiele zu laſſen; wohl weil es das vollauf Natürliche iſt.

Er, aufs höchſte erſtaunt: Ich ein Klaſſiker??

Ich: Von der ganzen Nation heute ſo genannt! Sollte das in der Geiſterwelt unbekannt ſein?

Er, mit Mühe ſeinen Verdruß beherrſchend: Da habe ich nun den deutſchen Barbaren zeit meines Lebens ins Ohr geblaſen, daß klaſſiſche Nationalautoren in Deutſchland ein Ding der Unmöglichkeit ſind, ſolange ſich dieſes unglückſelig zerſtreute und zerfahrene Volk nicht in allen Stücken zu einer ſoliden nationalen Kultur geſammelt hat; habe wieder und wieder nachgewieſen, daß inzwiſchen das originale Talent nur auf internationaler Baſis eine ſichere Haltung gewinnen könne, daß überhaupt die Epoche der Weltliteratur die einzige übrige Möglichkeit für eine glückliche Bildung ſei. Und nun kommt dieſe widerſpruchsvolle Horde literariſcher Sanskülotten, die mich ehemals an den Schandpfahl wünſchte, und will mich zu ihrem Klaſſiker ſtempeln! Als ob durch ſolchen armſeligen Selbſtbetrug nur irgend ein Wahres gefördert würde!

Ich: Das iſt freilich naiv; doch hat ſich Deutſchland —

Er, ohne Achtſamkeit weiterwetternd: Da habe ich mich von Jugend auf durch tauſend ungereimte Begriffe und widrig abſtrakte Meditationen zu einiger Klarheit hindurchplagen müſſen; und ſtatt wahrhafte Anerkennung zu finden, muß ich hier die reizende Botſchaft vernehmen, daß ich eitler Prahlhanſigkeit zum Deckſchild diene! Das iſt äußerſt unerfreulich, Herr Doktor!

Ich: Euer Excellenz haben zwar vorhin beliebt, ein Gegenteiliges auszuſprechen; indeſſen könnte das Widerſpruchsvolle, obwohl es gewiß nicht das Wahre iſt, doch grade das eigentlich Wahrhafte ſein.

Er, merklich betroffen: Wie meinen Sie das?

Ich: Wenn Excellenz ſich nicht leider verbeten hätten, Ihr Perſönliches zu berühren —

Er, an dem unterſten Frackknopf neſtelnd: Es hat mich von jeher nur wohl berührt, wenn mir Jemand gehörig die Wahrheit ſagte; das will heißen, mit dem gehörigen Anſtand.

Ich: Nun, der Name Goethe gilt eben heute als Inbegriff deutſchen Strebens nach Bildung, nach innerer Sammlung zu äußerer Einheit, nach einer perſönlichen Harmonie mit dem ſozialen Kulturinſtinkt.

Er, mit vollſtändig aufgeknöpftem Frack: Man rede mir nur nicht von Harmonie, bevor man nicht alle Diſſonanzen vernommen und begriffen hat!

Ich: Man hat ſie alle ſo fleißig begriffen, daß heute im neuen Deutſchen Reich kein Skribifax zu finden ſein dürfte, der ſeinen abſurdeſten Feuilletonwitz wie ſeine banalſte Katheder-weisheit nicht mit irgend einem beiläufigen Satz aus Goethes widerſpruchsvollen Schriften belegt und ſich feierlich auf das Genie beruft.

Er, mit einer Miene leidvoller Dumpfheit: So hat man mich eben ſchlecht begriffen.

Ich: Oder vielleicht nur gar zu gut, nämlich ein wenig zu naiv.

Er, erleichtert, mit einem beluſtigten Lächeln: Sie ſcheinen mir recht raffiniert, mein werteſter Freund.

Ich: Oh, mein teuerſter Gönner, auch ich bin ein Deutſcher. Denn inzwiſchen hat ſich unſer Volk immerhin doch auf einen gewiſſen Grad politiſcher Einheit zuſammengerafft; und wenn dennoch ſeine ſoziale Kultur ſo zerſtückelt wie jemals geblieben iſt, ſo blickt drum jeder Gebildete, und mehr noch der Bildungsbedürftige, mit naivſter Ehrfurcht auf eine Perſönlichkeit, die — ob ſie im Einzelnen noch ſo triebhaft von natürlichen Diſſonanzen bewegt war — doch im Ganzen als ein beharrliches Vorbild für den nicht minder natürlichen Trieb nach harmoniſcher Kultur vor der Welt ſteht. Das aber, ſcheint mir, iſt eben die Wirkung, die von jedem erhabenen Künſtler ausgeht und allen erhebenden Kunſtwerken beiwohnt. Mag der Bildungsſtand, den ſie enthalten, ein überall zeitlich bedingter ſein, ſo iſt doch der ewige Ausbildungstrieb, der dieſen Inhalt zuſammenhält, ein unbedingt Natürliches, ein allge-

mein menſchlich Notwendiges, von innerſtem Grund aus Wirkſames, über Zeit und Volk hinaus Wertvolles. Und ein ſolcher Wert, ſo myſteriös und problematiſch er immer iſt, wird denn doch wohl ſelbſt dem löblichſt naiven Spieltriebe überzuordnen ſein, der ſich an ſeinem jeweiligen Zuſtand trüglich-vergnüglich genügen läßt. Was den Zeitgenoſſen wie bloßes Stückwerk eines widerſpruchsvollen Geiſtes deuchte, wird der ſtrebſamen Nachwelt den vollen Gehalt einer wahrhaftigen Seele bedeuten, zumal da noch niemals eine Nation ihre jeweils erreichte eigne Kultur für vollkommen harmoniſch befunden hat und wohl auch niemals befinden wird, ſo wenig wie der einzelne Menſch, am wenigſten aber der geniale. Sollte das nicht, ſo wahrhaft menſchlich es iſt, doch vielleicht auch ein göttlich Wahres ſein?

Er, mit hellſtem Lächeln: So ſei es denn! — Nur gebe man auch dem Teufel ſein Recht; und der war von jeher ein dummer Teufel.

Ich: In welchem Sinne ſoll ich das nehmen?

Er, ſchalkhaft nickend: In keinem Sinne! Wohl aber in einem gewiſſen Verſtande, der ſich verteufelt betriebſam zeigt und den edelſten Bildungstrieb ausarten macht, ſofern er nicht im Naiven wurzelt. Man hüte ſich vor der Reflexion, die den Wurzelboden zerwühlt wie ein Maulwurf!

Ich: So ſollte es wirklich das Nachdenken ſein, wodurch das urſprüngliche Gefühl, das jeden Künſtler zum Werke treibt, zuweilen ſo unhold befangen wird, daß ein Unwirkſames daraus entſteht?

Er, immer noch ſchalkhaft: So könnte es ſein.

Ich: Indeſſen iſt mir von einem Dichter, der heute für den naivſten gilt, weil erſt Wenige ſeine originellere, höchſt ironiſche Bedeutung hinlänglich ſchätzen, von meinem Freunde dem Freiherrn von Liliencron, zu öfteren Malen anvertraut worden, daß er gründlichſt über ſein Dichten nachdenkt. Ja, ich weiß von einem ſeiner Gedichte, worin das gewiß recht

naive Gefühl einer ſtarken Betrunkenheit dargeſtellt iſt, daß er es ſieben Jahre lang in Gedanken herumgetragen hat, bevor es ihm reif zur Abfaſſung war.

Er, ernſthaft: Dergleichen geſchah auch mir oft genug, und wird wohl jedem Dichter geſchehen. Nur verkenne man nicht, daß es Zweierlei iſt, über Gefühle nachzudenken oder über die Darſtellung von Gefühlen! Das Eine iſt die Reflexion des äſthetiſierenden Philoſophen, das Andre die techniſche Logik des Künſtlers. Die mag und ſoll er nach Kräften üben; nur behüte ihn eine fromme Scheu, jene Kraft holdſeliger Dumpfheit zu ſtören, womit ſich die Seele den Sinnen hingibt, und wodurch zuweilen ein klares Gebilde ſo raſch aus dem willigen Geiſte hervorſpringt wie die Pallas aus dem Haupte des Zeus. Er verharre in ſeinem bewußtloſen Drange, bis ſich das klügelnde Bewußtſein dem ſinnreichen Willen unterwirft.

Ich: Alſo ſollte wirklich der Dichter des Fauſt, des Taſſo und der Iphigenie, des Werthers und des Wilhelm Meiſters, von den Wahlverwandtſchaften nicht zu reden, nie über Weſen und Art der Gefühle, ihren Wert und Unwert nachgedacht haben? Und wo hängt die Wage zwiſchen Sinn und Verſtand, zwiſchen Klugheit und Klügelei, zwiſchen künſtleriſcher und menſchlicher Weisheit, zwiſchen Geiſt und Vernunft, zwiſchen Dichtung und Wahrheit?

Er, ſcheu, wie vor ſich ſelbſt erſchauernd: Bei den Müttern! —

Ich: Noch aber ragen leuchtend in den Äther
die Marmorhäupter der verklärten Väter! —

Er, froſtig wehrend: Dies Licht iſt kalt.

Ich: Und ſollte allein die dunkle Wärme dem Wachstum des Geiſtes gedeihlich ſein?

Er, das unterſte Knopfloch wieder ſchließend: Doch wird kein Geiſt die Grenze entdecken, wo Licht und Dunkel einander durchdringen.

Ich: Sollte nicht eben des Künſtlers Geiſt dieſe Grenze wieder und wieder entdecken? Sollte jenes geiſterhaft kalte Licht, das wie ein unfaßbarer Eishauch jedem bedeutenden Kunſtwerk entſtrahlt, nicht grade das Offenbarende ſein, das den dumpfen Stoff erſt zum klaren Gebilde, die drangvolle Glut erſt zur ſchaffenden Wärme läutert? Und mag immerhin das Unbewußte der unergründliche Mutterboden aller ſchöpferiſchen Fülle ſein, was tut das über den Künſtler dar, über Art und Wert ſeiner Fähigkeit? Entſpringt nicht jegliches menſchliche Schaffen, ja die alltäglich gewöhnlichſte Arbeit, aus ſolchem geheimnisvollen Antrieb, trotz allem äſthetiſchen Abergeſchwätz?! Klopft doch ſogar der geringſte Schuſter das Leder mit einer bewußtloſen Kraft; nur wird eben ein ſchlechter Schuh daraus, ſobald er es nicht zugleich recht bewußt über den paſſenden Leiſten ſchlägt.

Er, mit gleichgiltigem Achſelzucken: Es würde wohl auch kein guter Schuh werden, wenn der ſchlechte Schuſter bewußter drauflos ſchlüge.

Ich: Wenn er beſſer Beſcheid ums Zuſchlagen wüßte, wäre er dann nicht ein beſſerer Schuſter?! Und um wieviel mehr erſt der ſinnreiche Künſtler, der unzählige einzelne Schlagfertigkeiten auf ein bedeutendes Ganzes veranſchlagt! Mag er durch Übung ſo ſicher geworden ſein, daß er in raſcher Entſchiedenheit kaum noch um all ſeine Kunſtgriffe weiß; aber was lenkte ihn bei der Übung, was ſichert ſeinem Griff die Beſtimmtheit, wenn nicht der herrſchende Gedanke, der all die beliebigen Bildgefühle auf irgend ein ſinnvoll Notwendiges richtet! Liegt da nicht einfach die Folgerung nahe, daß ſich jeder Künſtler und ſonſtige Schöpfer vor andern Menſchen nur dadurch auszeichnet, in welcher Art und in welchem Umfang das bisher Unbewußte bei ihm bewußt wird! Warum gelingt keinem unreifen Künſtler ein Werk von wahrhaft voller Bedeutung, wohl aber manchem Wunderkind manch allerliebſtes

reizendes Ding von wirklicher Vollkommenheit? Ich glaube, weil sein Geist noch nicht ausgebildet, sein Gemüt aber schon durch geistige Erbschaft für klare Gefühle vorgebildet ist. Da mag ihm denn in holdseliger Dumpfheit auch wohl einmal etwas Sinniges glücken, das er höchst naiv seinem eigensten, blos sogenannten Mutterwitz zuschreibt; ist aber in Wahrheit Väterweisheit, tiefst raffiniert im Liebeskampf mit der gern empfänglichen Mutter Natur.

Er, halb gelangweilt, halb gereizt: In diesem Verstande könnte es hingehen. Nur erspare alsdann die brave Vernunft sich erst recht die überflüssige Mühe, dem Gemüt in sein Tiefstes dreinzureden! Mag der Gedanke sich hinter das Sinnliche stecken, damit jedes scheinhaft Einzelne planvoll aufs ganze Wesen deutet; aber er macht sich unerträglich, sobald er die Gefühle belästigt, die dieses Ganze tragen und halten.

Ich: Doch scheint es mir schwach um Gefühle bestellt, die keinen starken Gedanken aushalten. Bei Shakespear strotzt selbst der Narr von Gedanken.

Er, ganz gereizt: In der Tat, er strotzt! Das dürfte denn wohl das Närrische sein!

Ich: Und der weise Hamlet, der doch nur halb ein Narr ist? hängt nicht sein ganzes Gefühl von Gedanken ab? Ja, ich getraue mich nachzuweisen, daß das gesamte Kunstwerk „Hamlet" auf einem bestimmten Gedankengrund steht, um den der Dichter gewußt haben muß.

Er, stutzig: Da wäre ich aber wahrlich gespannt. Sie sind überaus eigensinnig, Herr Doktor!

Ich: Nur in Euer Excellenz eigenem Sinne. Denn wie Excellenz selbst einmal kommentierten, wollte Shakespear hier eine Seele schildern, die eine große notwendige Tat pflichtbewußt auf sich nehmen will, ohne der Tat gewachsen zu sein; kurz, einen edelmütigen Menschen, der nur leider Gottes durchaus kein Held ist. Nun liegt es jedoch, wie Excellenz gleichfalls

und mehr als einmal dargelegt haben, nicht im Weſen des bedeutenden Dichters, ein lediglich Negatives zu zeigen; wenn ſich alſo das Poſitive hier nicht in dem ſogenannten Helden des Dramas findet, muß man es wohl in dem Drama ſelbſt, d. h. in dem Ausgleich der andern Perſonen mit dem unheldiſchen Helden ſuchen. Und in der Tat ſehen wir jeden Charakter, der neben Hamlet die Handlung fördert, auf dieſe Ergänzung hin angelegt: zu Anfang den Geiſt des heldiſchen Vaters, zum Schluß den lebendigen Helden Fortinbras, in der Mitte den verbrecheriſchen Dreiviertelshelden Claudius, den echten Mann Horatio, das unreife Übermännlein Laertes, und als den Nullpunkt für dieſe ganze Skala poſitiver Energie den wohlweiſen Schwächling Polonius, gegen welchen ſelbſt der paſſive Hamlet zu einem gewiſſen Grade aktiv wirkt. Da muß ſich denn wohl der Gedanke aufdrängen, der Dichter habe in dieſer Tragödie das dem vornehmen Sinn ſeiner Zeit gemäße Problem der heroiſchen Tendenz vom Grunde aus behandeln wollen, nach Art wie Abart, Wert wie Unwert, zumal wenn wir auch ſeine anderen Werke auf ſolche ſeinen Zeitgenoſſen erbauliche Grundgedanken geſtellt ſehen, auf die Probleme des Ariſtokratismus, Nationalismus und Humanismus, von den pſychologiſchen ganz zu ſchweigen. Nur war er freilich raffinierter Künſtler genug, uns derlei intereſſante Tendenzen nicht mit ſolchem naiven Pathos ins urteilsloſe Gemüt zu ſchleudern, wie dem populären Genie unſers Schillers beliebte; ſondern als feinerer Menſchenkenner — ſehr oft bis zum Cynismus fein — blieb er ſich überall bewußt, daß dieſe geiſtigen Rätſelfragen die Seele umſo nachhaltiger feſſeln, je unlöslicher ſie dem Verſtande ſcheinen, verfädelt unter ein buntes Gewebe von dunkeln und hellen, dumpfen und klaren Gefühls- und Sinnestäuſchungen. Mag es ſchon halbwegs echte Verrücktheit ſein, wenn man wie Hamlet Wahnſinn heuchelt, ſo wäre es ſicherlich ganzer Irrſinn, wollten wir drum auch dem Dichter zutrauen,

er habe ſich ebenſo ſelbſt betrogen und nicht vielmehr genau gewußt, warum er uns über dieſen Zuſtand ſeines problematiſchen Prinzen in deutungsvollem Dunkel läßt. Sollte er das nicht einfach gewollt haben, um uns recht ſinnfällig anzudeuten, wie durch einen launenhaft unklaren Willen ſelbſt die klarſte Vernunft der edelſten Seele in grauſige Unvernunft zu entarten droht?!

Er, wieder die Hand in den Buſen ſteckend: Ich ſehe, mein Freund, Sie verſtehen es, eine Sache von vielen Seiten zu nehmen. Und freilich tut es, wie im Leben, ſo auch in der Kunſt unter Umſtänden gut, wenn man Andere über ſein Innerſtes täuſcht. Doch was einem Geiſt wie Shakeſpear bewußt war, ohne daß es ihm Schaden tat, könnte minder kräftige Geiſter behindern, ihre Gefühle wirkſam von ſich zu geben.

Ich: Es wäre wohl kein ſehr ſchlimmer Schaden, wenigſtens nicht für andere Leute, wenn ſolche Geiſter ihre Gefühle ganz und gar für ſich behielten.

Er, mit ergetzteſtem Behagen: Das war äußerſt naiv geurteilt, mein Teurer!

Ich: Wenn man ſieht, wie ſogar der ſimple Homer gegen den naiv brutalen Achilleus den raffiniert doloſen Odyſſeus ausſpielt, wie er dieſen Kontraſt zwiſchen Intelligenz und Inſtinkt noch mit allerlei Parallelperſonen durch beide Epen hindurch unterſtreicht, vom raſenden Ajax und weiſen Neſtor bis zum ochſenhaft rohen Polyphem und hündiſch verſchlagenen Therſites, von den tolldreiſten Luſtweibern Helena und Circe bis zu den ſittig klugen Frauen Andromache und Penelope: kann da irgend ein geiſtvoller Kopf noch glauben, das ſei alles blos aus bewußtloſem Drange ſo auf gut Glück zuſammengedichtet?

Er, ſichtlich des trockenen Tones ſatt: Credo quia absurdum est.

Ich: In der Tat, dieſes myſtiſche Mäntelchen um den Buſen des gottbegnadeten Sängers rührt wohl noch aus den

dunkeln Zeiten her, wo ſich der Dichter in Einer Perſon mit dem Prieſter oder König zuſammenbefand. Da mußte der Volksredner, der er war, wohl nolens volens darauf bedacht ſein, die Menge durch einiges Zauberweſen in ein dumpfes Staunen vor ſeiner Kunſt zu verſetzen; war wohl auch ſelber noch dumpf genug, ſich abergläubiſch darob zu bewundern.

Er, den Stern auf ſeiner Bruſt zart berührend: Wie denn auch dieſer Orden, Freund, nur eitel Tand und Blendwerk iſt, und bedeutet doch ein höchſt Würdiges. Ein barbariſcher Putz aus roheſter Zeit her, und hängt nun als Mahnzeichen zuchtvollen Strebens auf dem Gewande der feinſten Geſittung.

Ich: Und wenn denn die löblich gläubige Menſchheit nicht ohne etlichen Hokuspokus auf ihrer Würde beſtehen kann, warum dann die ſeeliſche Dumpfheit vergöttern, warum nicht die geiſtige Erleuchtung? Als ob unſer hochbeſtrebtes Bewußtſein nicht zum mindeſten ebenſo rätſelhaft, geheimnisvoll und wunderbar wäre, wie das tiefſte drangvollſte Unbewußte, das uns mit jedem Kohlkopf gemein iſt! Als ob nicht dieſes erſt durch jenes in ſeiner beſonderen Fülle erfaßt, ins Eigentümliche durchgebildet, ins allgemein Wertvolle ausgeſtaltet, ins menſchlich Bedeutſame umgeformt würde! Was hat denn dem Menſchen ſeine Bedeutung vor Tier und Pflanze und Stein erſchloſſen, wenn nicht die Entwickelung des Bewußtſeins, mag ſich das nun Vernunft oder Geiſt, Verſtand oder Sinn, Gedanke, Witz, Intellekt, Idee, Reflexion oder Logik taufen! Und zeigt nicht die ganze mannigfache Formenfolge der Lebeweſen ein ſtetes Stufenſtreben der Geiſteskraft, ſich immer wahrnehmbarer auszugeſtalten?!

Er, bedächtig den unterſten Frackknopf drehend: So meinen Sie denn, der naive Impuls ſei nur etwa der Pulverkraft vergleichbar, die hinter einem Feuerwerk ſteckt?

Ich: Allerdings, ohne Pulver kein Feuerwerk; aber in unverſtändiger Hand verpufft das Pulver und blendet blos.

Er, in Gedanken den Knopf abdrehend: Hm — unter ſolcher Beleuchtung betrachtet, läuft freilich das löbliche Gerede über den dunkeln Drang des Künſtlers am Ende auf den Gemeinplatz hinaus, daß eine Schöpferkraft daſein muß, wenn eine Schöpfung werden ſoll.

Ich: Auch ſcheint mir dieſer dunkle Drang, wenn anders mich die Erfahrungen aus meinem bewußten Daſein nicht täuſchen, in ſeinem jeweiligen Denkzuſtand durchaus nicht ſo holdſelig zu ſein, wie er ſich ſpäter in unſerm Gedächtnis ausnimmt, das jeden vergangenen Zuſtand geiſtig verklärt; ſonſt würde der Künſtler wohl kaum geneigt ſein, ſich dieſe Dumpfheit jedesmal ſo raſch wie möglich vom Halſe zu ſchaffen. Ich wenigſtens fühle mich in der Regel durch ſolche holde Gedankendrangſal ſo unausſtehlich bedrückt und befangen, wie der Homunkulus in der Retorte oder Helena im Hochzeitsgewand.

Er, wieder vollſtändig aufgeknöpft, ſteckt lächelnd den Knopf in die Weſtentaſche: Es freut mich, Teuerſter, wie Sie das ſagen, mit ſolchem holden Eigenſinn. Indeſſen iſt mir doch aufgefallen, daß Sie fortwährend in überaus freundlicher, jedoch nicht eben ganz glücklicher Weiſe bei unſerm Geſpräch darauf bedacht ſind, nach Art meiner ſpäteren Schriften zu ſprechen; und es war mir von jeher das höchſte Vergnügen, wenn ſich ein eigenwilliger Geiſt auch einer eigenen Sprache bediente.

Ich: Und darf ich dann fragen: Heinrich v. Kleiſt??

Er, augenblicks heftigſt die Stirn runzelnd: Ich ſprach vom beherrſchten Eigenwillen!

Ich: Sein Leben mag haltlos geweſen ſein; aber wohl nur, weil er alle Kraft an die Selbſtbeherrſchung als Künſtler ſetzte.

Er, voller Zorn auf den Fußboden ſtampfend: Dieſer junge Mann war unbedenklich genug, ſich dem Dämon in die Arme zu werfen, dem ich ſelber zeitlebens behutſam auswich!

Ich: Das hat der Lord Byron auch getan! und Goethe hat ihn dafür bewundert!

Er, herrisch auf meine Tischplatte klopfend: In Byron wars Kraft, ihn riß Heldenmut fort; der Andre erlag seinem mystischen Drang wie ein ungesund schwächliches Frauenzimmer.

Ich: Er hat uns als Dichter Helden enthüllt, an die keine Heldentat Byrons heranreicht.

Er, mit noch stärkeren Klopftönen: Er hätte euch wohl noch mehr enthüllt, wenn man ihm Manneszucht hätte eintreiben können. Er hatte das Zeug zu einem Shakespear, wenn er kein Hamlet gewesen wäre. Er strebte nur heldisch, sobald man sein Selbstbewußtsein mit härtestem Stachel zum Trotz aufreizte; er war nicht über sein Schicksal erhaben.

Ich: Er war es immerhin bis zu dem Grade, daß er das alles im Prinzen von Homburg mit klarster Erkenntnis dargestellt hat.

Er, immer noch mit umwölkter Stirn: Und da hatte der Dämon sich erschöpft! —

Ich: So wäre denn dieser bedeutende Künstler seinen Instinkten allzu naiv gefolgt?!

Er, mit verteufelter Anerkennung: Sie sind wirklich gründlichst raffiniert, werter Freund!

Ich: Ich bin in der Tat über derlei Dämonen ein wenig durch eigne Erfahrung gewitzigt. Ich wurde in meinen unreifen Jahren von allerlei krampfhaftem Spuk heimgesucht, wie man das fast jedem kraftvollen Geist mit biederem Gruseln als krankhaft nachsagt, und wie ja auch Sie, verehrtester Genius, mehrfach von sich selbst berichtet haben. Ich entdeckte jedoch, daß sich dies Visionen, Somnambulismen und Katalepsieen immer nur einzustellen pflegten, wenn meine Vernunft nicht bei vollen Kräften war, infolge von Geldnöten, Katzenjammer, Liebesgram und dergleichen mehr, oder weil ich als naiver Fant

meine poetische Phantasie leider oft zu holdselig faullenzen ließ; also gleichsam wie mahnhaft anpochende Boten aus einer ratlosen Unterwelt, die über ihr Bestes bewußt werden wollte. Ich habe mir dann durch Selbstbeobachtung, Willensgewöhnung und Kunstausübung all das gespenstisch aufdringliche Wesen nach und nach vom Leibe geschafft, ohne jede medizinische Quacksalberei; und jetzt besuchen mich solche Klopfgeister nur noch, wenn ich sie eigens herbeizitiere.

Er, aufgeräumt: Zu Befehl, Euer Liebden; ich danke für die lange Audienz.

Ich: Während ich aber in jenen Jahren ein dumpf verdüsterter Jüngling war, dessen Haar sich dunkler und dunkler färbte, und der zumeist nichts weiter tat als sich und Andre gefühlvoll betrügen, seine Geliebte obenan, bin ich nun, wo ich grau zu werden beginne, wieder so emsig und wohlgemut wie in meiner hellblondlockigen Kindheit.

Er, wunderlich durch mein Zimmer blickend: Da mache ich Ihrer jetzo Frau Liebsten mein allerartigstes Kompliment.

Ich: Ich habe durchaus nicht im Spaß gesprochen!

Er, von reinster Beschaulichkeit verklärt: Auch ich nicht, Verehrter; ganz und gar nicht. Es muß wohl ein jeder kräftige Künstler zu einer zweiten Naivität erwachsen, die sich zu seiner ersten verhält wie das aufmerksam hingebungsvolle Weib zur unbequemlich kopfscheuen Jungfrau. Wie nun freilich die gewöhnliche Frau nie von ihrer beschränkten Eitelkeit läßt, so verharren auch die meisten Künstler bei ihrer ersten Naivität und verflachen in eine triviale Manier. Noch um vieles halsstarriger aber benimmt sich die dämonisch okkupierte Natur, die denn auch besser dem Helden ansteht, dem Abenteurer und Volksführer, dem politischen oder religiösen Redner, als dem künstlerisch aufwärts strebenden Dichter, dem freien Eroberer des Lebens, der dem Wandel der Welt wie der eigenen Seele unbefangen willfahren muß, mit einer überlegenen Ruhe. Da

wird denn natürlich, um dieſe Ruhe bis ins drangvolle Innerſte auszudehnen, auch die Vernunft je tiefer je ſtärker manch tüchtiges Wort mit dreinreden müſſen; und wenn da dem männlich ringenden Geiſte noch ein vernünftiges Weib beiſpringt und ihm gleichſam als ein artiges Vorbild willfähriger Herrſchaft zu dienen weiß, da darf man ihm wohl im Ernſt gratulieren.

Ich: Und er darf ſich mit heiterem Dank bewußt ſein, daß dieſer Glückwunſch ins Centrum des Lebens trifft, und ſomit auch unſeres Kunſtgeſpräches.

Er, immer verklärter um ſich blickend: Wir ſprechen wohl einſt noch gewiſſer darüber —

Ich: Doch iſt uns ſchon jetzt zu Bewußtſein gekommen, daß zwar das naive Gemüt die Axe iſt, an die auch die genialſte Natur mit allen Trieben gebunden bleibt, und deren einer Pol ins Dämoniſche, der andre ins Triviale verläuft; daß aber die geiſtige Reflexion die formbeſtimmende Triebkraft iſt und umſo harmoniſcher auf die Kulturwelt einwirkt, je energiſcher der geſtaltende Sinn das Tiefſte der Perſönlichkeit auf ein centrales Gleichgewicht ordnet —

Er, geiſterhaft in die Höhe wachſend: Und rings um ihn kreiſen die Himmelsbilder und die Planetenſyſteme des Äthers ſamt allen Meeren und Inſeln des Erdballs —

Ich: Und die Menſchheit wird endlich jeglichen Genius ſo natürlich dankbar entgegennehmen, wie er aus voller Natur ſich gibt, auch wenn er nicht erſt ein Alter wie Goethe erreicht, ſondern jung wie Kleiſt zu den Vätern dahinmuß —

Er, ſpukhaft aus weiter Ferne lachend: Sie ſind in der Tat höchſt naiv, lieber Dehmel —

Und mit dieſen Worten verſetzte er mir einen väterlich derben Naſenſtüber, der mich aus meiner hypnotiſchen Situation in jenen bewußteren Zuſtand zurückbugſierte, worin die Dichter zu arbeiten pflegen. Seitdem aber bin ich von allen Skrupeln über das wahrhaft Naive kuriert.

Kultur und Raſſe

Ein Geſpräch zwiſchen Künſtlern

Ein deutſcher Dichter und ein jüdiſcher Maler waren einander in Verehrung zugetan, trotz oder wegen ihrer ſehr verſchiedenen Begabung. Den Maler reizten ſimple Motive, die er mit räumlich packender Rhythmik in verwickeltem Lichtſpiel zu zeigen verſtand; der Dichter ließ ſich umgekehrt meiſtens von komplizierten Impulſen anregen, die er bei rhythmiſch lebhafteſtem Tempo in unvermutet einfachen Zuſammenklang zu ſetzen wußte. Gemeinſam war ihnen alſo nur, was allen vollkommenen Künſtlern gemeinſam iſt: ein ſtark beweglicher Scharfſinn bei gründlicher Gemütsruhe. Das gab dem perſönlichen Charakter des Juden eine ſprunghafte Schlagfertigkeit, die ſich mit Vorliebe hinter der Maske berliniſcher Fopperei verſteckte; an dem Deutſchen dagegen prägte es ſich in einer hartnäckigen Spannkraft aus, die ſich nach Art des märkiſchen Landvolkes gern etwas nückeboldig ſtellte.

Als Leute, deren Zeit koſtbar war, ſahen ſie einander nur ſelten; aber jeder verfolgte des Andern Arbeiten mit angelegentlicher Aufmerkſamkeit. Nun hatte der Maler ein Bild ausgeſtellt, deſſen dramatiſches Pathos beträchtlich von ſeiner ſonſt mehr lyriſchen Verve abſtach und infolgedeſſen viel Kopfſchütteln erregte; da konnte der Dichter nicht unterlaſſen, ihn doch einmal wieder zu beſuchen, um ihm für dieſen neuen Beweis ſeiner raſtloſen Entwicklungskraft ein reſpektvolles Kompliment zu ſagen.

Das Gemälde zeigte ein nacktes Weib von mänadiſcher Gelenkigkeit, wie es ſich auf verwühltem Lager über einem ſtiernackigen, wolluſtgeſchwächten Kerl hochreckt, in der Rechten irgend etwas Blankes wie eine ſieghafte Waffe hebend, bis zu den Hüften vom Zwielicht des Morgens und einer Kerzenflamme beglänzt, während ſich der ſchlaftrunkene Mann an

ihrem Schooß im Halbschatten wälzt. So nahm sich die Geberde des Weibes wie ein geschmeidiger Hohn auf die rohe Kraft aus, wie ein Sieg wachsamer Geistesgegenwart über plump verschlafene Sinnlichkeit, ein fleischgewordener Triumph der raffinierten Intelligenz über den brutalen Instinkt, mit einfachster Wucht in feinste Beleuchtung gerückt. Der Maler hatte das große Werk „Judith und Holofernes" getauft, obwohl es lediglich durch die Idee auf die biblische Legende zurückwies. Kein orientalischer Teppich verliebreizte das Lager, und die Mänade konnte nach ihrem Typus irgendeine zigeunernde russische Fürstin oder deutsche Prinzessin sein, der Mann ein x-beliebiger braver Zirkusathlet. Der deutsche Dichter wollte jedoch von diesem Gesichtspunkt nichts merken lassen, sondern sprach vor allem seine Bewunderung über die schwungvolle Raumwirkung aus; worauf sich folgende Unterhaltung entspann.

Der Jüdische Maler: Na ja, sehr schön. Aber nicht wahr, die Hauptsache ist doch: das Ding hat Rasse von oben bis unten!

Der Deutsche Dichter: Wenn Sie also doch davon sprechen wollen, dann muß ich Ihnen offen gestehen, ich sehe eher etwas allgemein Menschliches.

D. J. M. Sie sind wohl allgemein übergeschnappt? So'was kann doch blos einer, der Jude ist, machen!

D. D. D. In der Tat blos Einer, nämlich Sie.

D. J. M. Na ja, weil ich eben noch Vollblut bin; die Andern sind meistenteils schon alle so ins allgemein Menschliche vermanscht.

D. D. D. Ich glaube nicht mehr an das Rassendogma; wenigstens nicht, soweit es seelische Werte und geistige Leistungen begründen soll. Bei den künstlichen Tierrassen ist das von selbst ausgeschlossen, denn die züchtet ja erst der menschliche Geist. Aber auch die natürliche Rasse kann höchstens für körper-

bauliche Eigenſchaften eine Grundbedingung ſein, eine neben mancherlei andern; vielleicht aber gar keine Grundbedingung, ſondern immer nur ein Endergebnis aus langen ſeeliſchen Sonderbeſtrebungen einer Gemeinſchaft beliebiger Einzelkörper gegen die gefährliche Umwelt, eine Art Schutzmarke auf Gegenſeitigkeit, die dann wieder neue Arten herbeiführen kann, durch neue Anläſſe zur Gemeinſchaftsbildnng. Wie ſoll denn dnrch Raſſe, dies allerallgemeinſte Merkmal oberflächlicher Unterſcheidung, die künſtleriſche Begabung erklärt werden, die allereigentümlichſte Sonderlichkeit, die nur von den gründlichſten Kennern geiſtiger Werte vollkommen erkannt und gewürdigt wird, gleichviel von welchem Raſſekörper!

D. J. M. Sie haben ſich da 'ne lange Strippe von Geiſt und Seele zuſammengedreht. Aber ich will Ihnen mal was ſagen, ganz einfach, ohne Textilapparat: Dumm muß der Künſtler ſein, dumm und geil! und das kann blos ein Raſſekerl! Ich meine, ſo richtig dumm und geil; cum grano salis, wiſſen Sie.

D. D. D. Und wahnſinnig! Gleichfalls cum grano salis.

D. J. M. Und ein Frechdachs! Sie wollen mich wohl uzen, Verehrter?

D. D. D. Ich wollte Ihrer geſalzenen Weisheit blos einen raſſepſychologiſchen Wink geben, aus welchem Pökelfaß ſie ſtammt. Dumm, geil und verrückt — das iſt der Künſtler, wie er heute bei allen Profeſſoren der höheren Zoologie im Buch ſteht.

D. J. M. Na, ich meinte natürlich nur: während er Kunſt macht! Im Leben kann er der klügſte Geſchäftsmann und bravſte Familienvater ſein; je klüger nnd braver, umſo beſſer für ihn.

D. D. D. Alſo während er Kunſt macht, ſoll er gewiſſermaßen ſeine beſſeren menſchlichen Qualitäten an den Nagel der Theoretik hängen. Ich fürchte nur, daß er dann zugleich ſeine beſſeren Raſſequalitäten mit weghängt.

D. J. M. Nanu, ſo plötzlich? Sie haben doch eben ganz deutlich geſagt, Sie glauben an ſolche Qualitäten nicht!

D. D. D. Ich nicht; aber Raſſetheoretiker glauben, daß Familienſinn und Lebensklugheit die beſonderen jüdiſchen Tugenden ſind.

D. J. M. Ja natürlich! Was blieb uns denn auch weiter übrig, ſolange wir im Ghetto hockten —

D. D. D. und nachdem in aller Herren Ländern aus einigen tollkühnen Nomadenſtämmen, die wahrſcheinlich auch bereits nur zur Hälfte echte Semiten geweſen ſind, allmählich eine brave Sippſchaft von allerlei Krethi und Plethi geworden war.

D. J. M. Alſo Karnickel- und Haſen-Hecke. Na ja, das ſtimmt, da haben die Antiſemiten ganz Recht: das iſt heute genau ſolche jüdiſche Spezialität, wie's auch deutſches Vettermichelpack gibt. Aber was hat das ſpeziell mit Kunſt zu tun? Die verdolmetſcht doch eben das Generelle! Da entpuppt ſich das urſemitiſch Raſſige wieder.

D. D. D. Merkwürdig nur, daß das alte Volk Israel, ſolange ſein Hauptſtamm wirklich noch reinraſſig war, d. h. längſtens bis etwa zur Zeit Samuelis, faſt gar keine Kunſt hervorgebracht hat; die ſpärlichen religiöſen Pſalmen, die vielleicht in die Zeit vor David zurückreichen, ſind doch wohl erſt embryoniſche Dichtkunſt.

D. J. M. Nebbich! Das war ihnen doch verboten! Siehe Moſes: Ihr ſollt euch kein Bildnis noch Gleichnis machen.

D. D. D. Mir deucht, in einem kunſtfähigen Volk hätte ſolch Verbot garnicht erſt laut werden können. Was meinen Sie wohl, was die Griechen geſagt hätten, wäre Solon ihnen mit ſo'was gekommen! Das haben ſich nicht mal die Deutſchen bieten laſſen, die doch, ſolange ſie reine Germanen waren, gleichfalls kein nennenswertes Kunſtvolk geweſen ſind; und

dasſelbe gilt von den alten Römern. Überhaupt: betrachten Sie's mal hiſtoriſch! Die ſogenannte reine Kunſt entſteht überall erſt in Miſchvölkern, alſo wo mehrere Raſſen einander kreuzen und — mag man das nun einen günſtigen Zufall oder „Ergänzung paſſender Anlagen" nennen — eine neue zu bilden beginnen. Da tritt dann die Kunſt gleichſam vorbildneriſch auf, aus Verlangen nach neuem Menſchentum.

O. J. M. Meſchugge iſt Trumpf! Oder ſind Sie wirklich verrückt?

O. O. O. Ja, ich will wirklich einmal ſo verrückt ſein, die phyſiſche Raſſe als Element für pſychiſche Phänomene gelten zu laſſen. Dann wüßte ich nicht, wodurch aus ſo einfacher Urſache ein ſo mannigfach lebensvolles Ding, wie es jedes ſtarke Kunſtwerk doch iſt, auf natürliche Weiſe entſpringen ſollte, es müßten denn mehrere ſolche Elemente in dem Künſtler verbunden ſein. Der machtvollſte Künſtler wäre dann der, in deſſen Familie ſich nach und nach alle Kulturraſſen abgelagert hätten. Aber Sie ſehn mich ja weiß-Gott an, als ob Sie mich für irrſinnig hielten.

O. J. M. Nein, dichten Sie nur ruhig ſo weiter! Ich habe mir blos Ihr Geſicht angeſehn. Ich werde mal fix 'ne Skizze von machen; Sie ſehn ganz apart aus, wenn Sie ſo dichten. Und das mit der Raſſenablagerung, das kann ja auf Ihr Geſicht ganz gut ſtimmen.

O. O. O. Ahah, Sie meinen, ich rede pro domo?

O. J. M. Na, ich habe neulich mal wo geleſen, Sie ſollen ja ſo'ne Art Slawe ſein, aus Wendiſch-Buchholz oder ſo her.

O. O. O. Da könnte ich Ihnen nun leicht beweiſen, daß ich ein waſchechter Deutſcher bin, bis ins 17. Jahrhundert zurück. Meine väterlichen Vorfahren waren niederſchleſiſche Handwerker, ein paar Schmiede, ein Zimmermeiſter, ein Seiler, ein Tierarzt und ein Laborant; meine mütterlichen teils märkiſche Bauern, teils thüringiſche Beamten und Fabrikanten, mit

einem rheinischen Nebenzweig. Die Familiennamen haben in allen Linien den sogenannten reinen Klang: außer meinem eignen deutschdämligen Namen noch Fließschmidt, Hillmann, Weidner, Zahn, Oehme, Eule und Eyle. Nur in dritter Linie, von Vaters Seite, kommt der slawisch klingende Name Tschorsch vor; doch ist er wahrscheinlich aus deutschem Georg oder Jörge vertschechisiert, oder vielleicht aus französischem George verdeutscht. Ich könnte mich also vor jedem Teutobold mindestens ebenso gut als Germanen aufspielen, wie man Luthers böhmakisches Gesicht oder Bismarcks wendischen Rundschädel ins Germanische umdichten will; bin aber trotzdem überzeugt, daß ich — wie mehr oder weniger jeder Deutsche seit der Völkerwanderung — nicht blos slawisches und keltisches, sondern wahrscheinlich auch romanisches und vielleicht sogar mongolisches Blut in meinen werten Adern beherberge.

D. J. M. Da säße ich also da „mit's Talent", als so'n kümmerliches semitisches Inzuchtgewächs.

D. D. D. Ja, wenn Sie wirklich ein echter Hebräer wären?

D. J. M. Na, hören Sie mal, erlauben Sie mal, ich soll Sie wohl wegen Verleumdung verklagen?! Wollen Sie etwa meine leiblichen Urgroßmütter für lauter Herodiäser erklären?

D. D. D. Oh, zwei bis dreie genügen wohl schon; und wenn ihre Gatten Herodesse waren, werden Sie's ihnen wohl nicht verdenken.

D. J. M. Na, Spaß beiseite! Ihr Schädel wirkt propper; Sie sitzen faktisch brillant Modell. Sitzen Sie jetzt mal ein bißchen stille! Sehn Sie sich mal derweil meine Augenbrauen und Nasenwurzel und Stirnbogen an! Sehn Sie: so'was, das gibts nicht bei allgemeinem Menschmansch, das ist ganz apartes Rasseprodukt.

D. D. D. Mag schon sein; die Oberstirn scheint mir vlämische Rasse, die Augenknochen spanische. Ihre Familie ist ja

wohl zum Teil aus Spanien über Holland gekommen; und der belgiſche Architekt Van de Velde hat einen ganz ähnlichen Geſichtsſchnitt, obgleich er wahrhaftig kein Jude iſt.

D. J. M. Nein, wahrhaftig nicht. Aber apart iſt er auch. Faktiſch 'n ganz famoſes Kerlchen; raſſig bis in die Fingerſpitzen. Wer weiß, vielleicht iſt er doch 'n Jude!

D. D. D. Sagen Sie mal, Sie Raſſemenſch: Sie haben doch engliſche Vollblutpferde gemalt. Halten Sie die etwa nicht für raſſig?

D. J. M. Na, und ob! Ach ſo, Sie möchten mich wieder döppen?! Na aber, das hab ich doch gleich blos gemeint: da hat ſich eben die angelſächſiſche mit arabiſch-türkiſcher Zucht gekreuzt und ſchließlich 'ne neue Raſſe gebildet. Aber ſein Sie mal jetzt 'ne Sekunde lang ſtille; mir ſtimmt was nicht an Ihrer Stirn. Einen Moment blos, ich werds gleich haben. Faktiſch 'ne ganz verflixte Stirne; von vorne breit wie'n heraldiſcher Bulle, und im Profil ſchlank retour wie'n Lämmergeier — Sie wollen gewiß auch 'ne neue Raſſe gründen! — Bitte, blos'n Moment noch, dann bin ich ſo weit! — So: jetzt los auf die Weltgeſchichte! Dichten Sie bitte ungeniert weiter!

D. D. D. Alſo — Tatſache iſt doch Folgendes: Ob nun im alten Ägypten und Hellas, oder im mittelalterlichen China und Indien, oder im ſpäteren Japan und Perſien, oder in der europäiſchen Renaiſſance — eingerechnet die Vorſtufen, byzantiniſche wie mauriſche, romaniſche wie gotiſche — überall ſind die kurzen Epochen höchſter künſtleriſcher Kultur erſt dann reinlich hervorgetreten, wenn ſich durch Kriegs- oder Handelszüge verſchiedene Volksſtämme oder Nationen innig miteinander befaßt und neue Staats- oder Standesformen, Herrſchafts- oder Geſellſchaftsklaſſen durch Miſchheiraten angebahnt hatten. Sogar bei den verſchollenen amerikaniſchen Kulturen iſt von der Forſchung feſtgeſtellt, daß die großen Tempel der Azteken und Inka erſt nach langwierigen Eroberungskämpfen zwiſchen

diverſen indianiſchen Raſſen entſtanden. Und heute, wo ſich in Nordamerika aus dem allgemeinen Menſchmanſch, wie Sie zu ſagen belieben, eine neue weiße Raſſe langſam herausſchält: erſt heute zeigen ſich dort auch die Anfänge einer ſpezifiſchen Yankeekunſt, recht reſpektabel bereits in der Poeſie und in der profanen Architektur, paſſabel auch in der Malerei. Nun aber gar das moderne Europa! Woher denn auf einmal ſeit etwa 50 Jahren die Hochflut aller möglichen neuen oder doch neu-ſein-wollenden Kunſtrichtungen, von Skandinavien und Rußland bis Frankreich und Spanien?! Sollte es blos ein Zufall ſein, was auch hier wieder unverkennbar vorausging: die Durcheinanderwürfelung aller Nationen durch die Napoleoniſchen Kriege, die Entfeſſelung internationaler Tendenzen durch Handel, Induſtrie und Technik, die enorme Steigerung des Völkerverkehrs durch die Eiſenbahnen und andre Transportreformen, und zu alledem noch als wahrer Raſſenextrakt eine Fülle nie dageweſener Miſchungsverſuche durch die Emanzipation der Juden!

D. J. M. Sieht ja ungeheuer verführeriſch aus, Ihre Deſtille von Menſchenblut. Aber wiſſen Sie: Kunſtrichtungen, unter uns geſagt, das ſind doch wohl eigentlich immer die Künſtler. Na, und die Künſtler, die Richtung machen, das ſind eben die paar urigen Kerls, die ſozuſagen noch koſcheres Blut genug haben. Sehn Sie ſich doch mal ſelber im Spiegel! Haben 'ne richtige deutſche „Schuſterneeſe". Brauchen mir garkeine Flappe zu machen; Goethe hatte auch ſolchen Zinken.

D. D. D. Und hatte außerdem Augen und Lippen, wie man ſie ſonſt nur an italiäniſchen Frauen ſieht.

D. J. M. Sie, ſagen Sie das blos nicht zu laut! Sonſt ſteigen Ihnen die Deutſchen aufs Dach.

D. D. D. Wie kommt es denn aber, daß die Deutſchen, ſolange ſie „ſozuſagen noch koſcheres Blut genug" hatten, alſo längſtens bis etwa zur Zeit Karls des Großen, keinen einzigen

namhaften Dichter gezeitigt haben, von anderen Künſten gar nicht zu reden! Wo doch die Griechen ſchon vor der geſchichtlichen Zeit mit Amphion, Eumolpos und Muſäos, Orpheus, Homer und Heſiod paradieren. Sind das auch nur fingierte Namen, ſo beweiſen ſie doch das Volksbedürfnis nach vorbildlichen Kulturperſonen; nämlich die Griechen hatten ſich damals ſchon mit allerhand fremdem Volk gemiſcht, von Illyrien bis Aſien und Ägypten. Und wie kommt es, daß all die winzigen Raſſen, die wir heute noch wirklich rein nennen dürfen, entweder weil ſie von Hauſe aus keine Anlage zur Vermiſchung hatten, vielleicht auch blos keine Gelegenheit, oder weil ſie erſtarrte Miſchraſſen ſind, alſo die ſogenannten wilden Völker — vom Peſcheräh bis zum Eskimo, vom Auſtralneger bis zum kapländiſchen Buſchmann, vom indiſchen Paria bis zum Sioux-Indianer — gar kein Kulturgenie im Leibe haben, geſchweige hohe Kunſtbegabung?

D. J. M. Na, Sie! das liegt doch klar auf der Hand. Wo alles die reine Unzucht iſt, kann keine reine Zucht draus werden. Natürlich muß mal erſt Miſchung kommen, damit ſich die beſſere Raſſe ſelbſt auskennen lernt —

D. D. D. und dann dieſelbe reine Unzucht weiter treibt?

D. J. M. Nein, Sie müſſen mich nicht für'n Bählamm halten. Natürlich kapert ſie dann allmählich auch die beſſeren Elemente der andern Raſſe.

D. D. D. Sehr richtig! Was ich vorhin ſchon ſagte.

D. J. M. Nanu? Das iſt doch nichts allgemein Menſchliches! Allgemein menſchlich iſt leider Gottes, daß ſich auch ſchlechte Elemente mit einmiſchen.

D. D. D. Das würde ich lieber allgemein hündiſch nennen.

D. J. M. Auch recht! Meinethalben! Sie müſſen's ja wiſſen. Sie ſind ja wohl auf Erotik geaicht.

D. D. D. Ja; von den Raſſeſchweinen nämlich. Eigentlich kommt mirs auf beſſere Leſer an.

D. J. M. Na, sein Sie nur friedlich! Ich meinte ja grade: wenn der viehische Kuddelmuddel zu doll wird, dann gibts eben so'n paar bessere Menschen, wie die richtigen Künstler doch wohl sind, und in denen muckt was dagegen „uff". Was muckt denn da uff, Sie Mann mit's Talent? Doch wohl das Tröpfchen stärkere Rasse, das Sie noch irgendwo im Gemächte haben! Das nenne ich Reaktion der Persönlichkeit gegen das allgemein Menschliche! Da zeigt sich eben die reine Natur!

D. D. D. Schön; immerhin sind wir schon einig darüber, daß man mehrere Rassen im Blut haben muß, damit sich eine davon als die stärkere fühlen und mit ihrer „reinen Natur" hervortun kann. Aber nun bitte, sagen Sie mal: es ist doch eine sehr seltsame „Reaktion", daß z. B. Sie enragierter Jude die norddeutsche Landschaft samt ihrem Volksschlag, von Hamburg bis hinter Amsterdam, mit solcher natürlichen Kraft gemalt haben, wie bis jetzt noch kein holsteinscher oder friesischer Künstler. Warum hat denn Ihre Persönlichkeit, will sagen Ihre reine Natur, nicht lieber semitisch reagiert? Und warum hat z. B. der Holländer Rembrandt so wenig germanisch reagiert, daß er seine Motive und Modelle mit Vorliebe aus dem Judenviertel nahm?

D. J. M. Ja wissen Sie, wenn ich ehrlich sein soll: das hab ich mich auch schon manchmal gefragt. Auch warum ich blos blonde Weiber liebe.

D. D. D. Das ist nicht so sonderbar, wie es scheint; grade die sogenannten Kulturrassen sind seit jeher auf Weiberraub ausgegangen, offenbar weil eben nur durch Blutmischung Kultur entwickelt und fortgepflanzt werden kann. Übrigens ist Ihre Judith doch dunkelhaarig, wenn auch keineswegs von semitischem Typ.

D. J. M. Na, solch Biest, das soll man doch eben nicht lieben! das kann man meinthalben vor Haß bewundern!

D. D. D. Ja, und sehn Sie, mir gehts grade umgekehrt:

Ich ſtamme aus durchweg blauäugigen und überwiegend blonden Familien und liebe die dunkeln jüdiſchen Frauen. Ich finde bei keiner andern Art Weib ſo viel hellen Geiſt mit ſeeliſcher Glut verbunden. Es gibt ja freilich auch da böſe Kreuzottern und allerhand gute Gänſe und Schäflein; aber die beſſeren ſind doch geborene Heldinnen, Richterinnen und Prieſterinnen, um nicht zu ſagen Göttinnen.

D. J. M. Sie, jetzt ſchwärmen Sie aber, weiß der Herrgott, wie'n erotiſcher Muſelmann!

D. D. D. Oder vielleicht, von chriſtlichem Standpunkt betrachtet, wie ein heroiſcher Jeſuit — blos daß ich keine himmliſche Jungfrau, ſondern möglichſt viel irdiſche Muſterweiber züchten möchte. Und da dürfte ein bißchen Menſchenliebe doch vielleicht etwas fruchtbarer ſein als der beliebte Raſſeninſtinkt, der ſich meiſtens doch recht zuchtlos geberdet und in der Regel nur als Vorwand dient, um den gemeinen Menſchlichkeiten des Haſſes und Neides nach Willkür zu frönen.

D. J. M. Nun, bei Licht beſehn, wird wohl jeder Künſtler auf die Art Modelle verſeſſen ſein, die ſeinen Inſtinkt am kräftigſten auf ſein Talent hindirigiert, alſo aufs rein Perſönliche.

D. D. D. Und ſeine Phantaſie aufs allgemein Menſchliche; um nicht zu ſagen Göttliche.

D. J. M. Ach was, Phantaſie iſt doch keine Kunſt! Phantaſie iſt immer blos Notbehelf.

D. D. D. Sie wollen wohl ſagen: noch keine Kunſt, und auch blos immer ein Notbehelf! wie jeder naturelle Impuls bloßer Notbehelf zur Kunſtſchöpfung iſt, z. B. auch der Raſſeninſtinkt. Kunſt iſt eben nur als Kulturprodukt ſchätzbar; und als ſolches will ſie uns ſeeliſche Reize, die von Natur ſtets ſehr mannichfaltig und herz-und-ſinneverwirrend ſind, in geiſtig beherrſchter Einheit zeigen.

D. J. M. Na ja, das iſt ja wohl ſelbſtverſtändlich. Aber ſein Sie mal wieder 'n Moment lang ſtille; Sie nickköppen im-

mer, wenn Sie reden. Ihre Naſe iſt doch nicht ganz ſo einfach, wie ſie von vorne beſehen ausſieht. Von links, das iſt ja freilich wahr, iſts 'ne richtige brave Schuſterneeſe; aber von rechts, da könnte ſie ebenſogut einen ſpaniſchen Torero zieren, oder 'nen polniſchen Inſurgenten, oder ſonſt ſo'was Mannichfaltiges ..... So, bitte: phantaſieren Sie weiter!

D. D. D. Mit der Naſe, das wird wohl daran liegen, daß ſie nicht mehr ihre natürliche Form hat; ſie iſt mir mehrmals in meiner Studentenzeit auf der Menſur zerhauen worden. Aber das ſoll ja wohl ebenfalls ein germaniſches Raſſemerkmal ſein.

D. J. M. Sie, nun ulken Sie mal gefälligſt nicht! Ich bin wirklich geſpannt, ob Sie leugnen wollen, daß jedes Volk einen eignen Stil produziert; und den machen doch wohl die einzelnen Künſtler, wenn auch jeder daneben noch ſeine aparte perſönliche Manier kultiviert. Übrigens, unter uns geſagt, imponiert mir die primitive Kultur von irgend ſo'nem Kaffernſtamm verhältnismäßig millionenmal mehr als unſer europäiſcher Knaatſch; ſo'n Maori oder Botokude hat im kleinen Finger mehr Stilgefühl, als der ganze Michelangelo mitſamt der Sixtiniſchen Kapelle.

D. D. D. Verhältnismäßig iſt das auch meine Meinung; nur taxiere ich, ſcheint's, die Verhältniſſe anders. Zunächſt iſt Volk und Raſſe doch wohl Zweierlei. Jene Volkshorden, die noch reinraſſig ſind, haben's leicht, einen reinen Stil zu bewahren, nicht wegen ihrer reinen Raſſe, ſondern bei ihren beſchränkten Bedürfniſſen, und weil wiegeſagt in rein bleibenden Raſſen die Nötigung zur Entwickelung ausbleibt. Laſſen Sie ſolch ein ſimples Völkchen mit irgend einer Kulturnation in nähere Berührung kommen: was geſchieht? Sofort entſagt es ſeinem natürlichen Stilgefühl und behängt ſich mit importiertem Tand, genau wie der Bauer bei uns mit Stadtkram. Warum denn, trotz allem reinen Inſtinkt? Doch wohl nur aus der

dumpfen Empfindung heraus, daß ihm da, im großen Ganzen genommen, etwas wesentlich Wertvolleres zuteil wird; blos vermag seine Unbildung nicht zu erkennen, daß es an ihm ein wertloses Einzelnes wird, zu seinem Wesen Unpassendes. Sehr Ähnliches aber vollzieht sich auch in den gebildeten Schichten der großen Völker, die wiegesagt durch Rassenmischung und andre natürliche Nötigungen in einer fortwährenden Entwickelung ihrer kulturellen Bedürfnisse leben. Da wird grade selbst das genialste Talent, weil es den geistigen Bedarf seiner Zeit bis in alle Seelengründe begreift, immerfort zwischen überlieferten und erst entstehenden Formtrieben pendeln, wird also wohl niemals im einzelnen Werk ein ganz vollkommenes Gleichgewicht zwischen traditionellem Stil und individueller Manier herstellen. Was soll uns da noch der Aberglaube, daß irgend ein besonderer Volksgeist diese fort und fort wechselnden Stile erzeugt, oder gar eine Extra-Rassenseele? Grade die Ornamentik der wilden Rassen zeigt ja sogar in getrennten Erdteilen eine oft auch Kenner täuschende Gleichförmigkeit; und die Stile der Kulturnationen sind nirgends blos in Einem Land, sondern jedesmal zu gleicher Zeit bei mehreren Völkern Brauch gewesen. Daraus folgt einerseits: Stil entsteht aus einem allgemein menschlichen Anpassungstrieb an bestimmte neue Lebensbedingungen, der sich am schnellsten, stärksten und deutlichsten eben immer in den Künstlern regt. Und andrerseits, mein verehrter Mitmensch: die stilistische Mißgeburt eines Michelangelo ist millionenmal wertvoller für die künftige Menschheit, d. h. geistvoller, seelenvoller, formvoller, als selbst die vollkommenste Tätowierung eines melanesischen Malermeisters.

D. J. M. Na ja selbstverständlich; alles was recht ist. Aber sagen Sie mal: hab ich Ihnen schon mal meine kleine Sammlung Nanking-Porzellan gezeigt?

D. D. D. Ja; es sind kostbare Stücke darunter.

D. J. M. Wunder! Hat auch ein koſtbar Stück Geld gekoſtet. Aber was ich eigentlich ſagen wollte: kennen Sie auch alte Delfter Fayencen?

D. D. D. Einigermaßen; und nun ſoll ich wohl eingeſtehen, der Holländer hab's dem Chineſen nachmachen wollen und wegen ſeiner Raſſe nicht fertig gekrigt?

D. J. M. Ach was, Blech! Fayence iſt natürlich kein Porzellan. Aber daß er bei der Nachmacherei ganz was Anderes aus den Muſtern gemacht hat, was in ſeiner Art ebenſo koſtbar iſt, und daß nachher, als die Delfter Muſter dann in Japan weiter nachgemacht wurden, ditto was Anderes draus geworden iſt — was ſagen Sie dazu, Sie deutſcher Dichter?!

D. D. D. Darauf könnte ich erſtens erwidern, daß es japaniſche Ornamente genug gibt, die man für holländiſche oder chineſiſche anſprechen würde, wenn man ihren örtlichen Urſprung nicht wüßte oder aus Nebenumſtänden erriete. Wie man z. B. auch das Buch Ruth, wenn es nicht in der Bibel ſtünde und hebräiſche Nomenklatur an ſich trüge, für ein wahres Schatzkäſtlein altdeutſcher Treuherzigkeit, Rechtſchaffenheit und Innigkeit ausgeben dürfte. Und der im Schädelbau ſehr germaniſche Schiller könnte nach ſeinem geſamten Sprachbau viel eher ein Landsmann von Racine, Rouſſeau und Victor Hugo ſein, als von Hans Sachs, Grimmelshauſen und Heinrich v. Kleiſt. Überhaupt: wenn man ohne Vorurteil nachprüft, beruht die ganze Beweismethode der raſſendogmatiſchen Kunſtgeſchichte auf dem bekannten Fehlſchluß post propter, oder ſogar blos auf Tautologie. Eine konſtant gewordene Verbindung gewiſſer Eigenſchaften benamſt man „Raſſe", und im Handumdrehn wird dann die Benamſung zur innerſten Urſache dieſer Konſtanz und womöglich auch noch der Eigenſchaften; alſo etwa wie nach Onkel Bräſig die große Armut der kleinen Leute von der großen Povertee herkommt.

D. J. M. Dadurch wird aber die Konſtanz doch beſtätigt,

die Tatſache des Raſſencharakters. Freilich gibts überall Ausnahmen; die beweiſen aber bekanntlich die Regel.

D. D. D. Wenn ſie nicht etwa auf anderweite, minder bekannte Regeln hinweiſen! — Und deswegen möchte ich zweitens einwenden: weil Fayence „natürlich kein Porzellan" iſt, und weil der menſchliche Kunſtſinn aus zweierlei Stoff natürlich auch zweierlei Formen entwickelt, deswegen hat ſich den Delfter Töpfermeiſtern trotz ihrer aſiatiſchen Vorbilder ſchließlich von ſelbſt ein neuer Stil aufgedrängt. Aber nicht blos deswegen allein, ſondern jetzt will ich drittens gern zugeben: wenn ich auch nicht an einen beſtändigen Volksgeiſt auf Grund einer Raſſenſeele glaube, ſo doch an beſtimmte zeitweilige Volksbedürfniſſe, die ſich auf die verſchiedenſten Urſachen, ideelle wie materielle, zurückführen laſſen, z. B. moraliſche, religiöſe, politiſche, ökonomiſche, klimatiſche, territoriale. Es wird noch viel zu wenig beachtet, und ſelbſt Taine hat es nicht bis zu Ende gedacht, was Himmel und Erde, Luft und Licht, Landſchaft und Witterung, Arbeit und Müßiggang, Reichtum und Armut, Freiheit und Knechtſchaft aus der Menſchenſeele machen. Man verpflanze ein paar Millionen Britten nach Spanien und pferche ſie in die katholiſche Kirche, und in 100 Jahren ſchon wird ihr Raſſecharakter bis zur Unkenntlichkeit verwandelt ſein; die Aſſyrer, Babylonier und Römer haben ja dieſe Art Politik an den Juden recht gründlich praktiziert. Aber auch im Gebiet ſeiner Heimat verändert der Menſch fortwährend den Erdboden, und der Boden rückwirkend ihn; wo einſt Urwald war, iſt heut Gartenland, oder wo Gärten waren, Wüſte. Das geht freilich beträchtlich langſamer vor ſich, als die ſeltene plötzliche Volksüberſiedlung in ein ganz neues Wohngebiet; und da auf beſtändigem Heimatsboden auch die kulturelle Tradition beſtändiger bleibt, daher ſcheint das jeweilige Volksbedürfnis den Zeitgenoſſen ſo wunderbar urwüchſig, als ſtamme es von einem beſondern, durchs Blut vererbten Raſſeninſtinkt. So mag

denn mancher Stil in der Tat, obgleich auch er nur dem menſchlichen Anpaſſungstrieb einiger weniger Künſtler entſprang, einem alten Volksbedürfnis entſprechen. Ich ſage abſichtlich: mancher Stil, d. h. durchaus nicht all und jeder, der nachträglich eine populäre oder nationale Geltnng erlangt. Denn in dem Kunſtbedarf der Kulturnationen ſind zwei ſehr verſchiedene Arten Kunſt begehrt; da iſt einerſeits die große Maſſe — aber ich glaube, ich langweile Sie!

D. J. M. O bitte, wieſo denn! Ich male ja. Und Ihr Mnnd ſieht allemal ſehr forſch aus, wenn Sie ſich ſo für die Menſchheit aufregen. Sie ſollen mal ſehn, Ihr Porträt wird gut.

D. D. D. Alſo einerſeits, wollte ich ſagen, die große Maſſe der allgemeinen Gebranchsgegenſtände, vom kleinſten Topf bis zum ganzen Wohnhaus: deren Formnng nnterliegt in der Tat mit ziemlicher Dauerhaftigkeit der populären Tradition. Und weil hier die Form ganz überwiegend von körperlichen Bedürfniſſen abhängt, ſo mag dabei auch die phyſiſche Raſſe einigermaßen merklich mitwirken, wenigſtens in reinraſſigen Völkern, oder wo vielleicht eine ältere Miſchraſſe noch die Oberhand hat über jüngeres Miſchvolk, wie z. B. in Rußland und in Teilen von China. Ich freilich möchte auch das bezweifeln; denn wenn wirklich irgend eine Art Formtrieb auf ſpezifiſchem Raſſetalent bernhte, dann wäre völlig nnbegreiflich, wieſo dieſer Trieb in manchem Volk abſtirbt, trotzdem die Raſſe im Volke noch fortlebt. Wie kurzlebig war die Kultur der Hellenen, und doch gibt es heute noch griechiſche Banern genug, deren Körperbau ganz den antiken Typ hat!

D. J. M. Blos leider mit türkiſchem Blut verkleiſtert! Und ſchließlich wird Jeder mal altersſchwach.

D. D. D. Das ſagt man ja freilich auch Völkern nach, und es würde vielleicht ſogar ganz vernünftig ſein, wenn wirklich jeder Grieche von heute ſchon als Greis aus dem Mutterleib

käme. Aber dem Raſſenelement ſoll doch ſeeliſche Urkraft innewohnen; und ſeit wann werden Urkräfte altersſchwach? Der Kunſttrieb in einem Tizian iſt erſt zugleich mit ihm ſelber geſtorben! Er hat mit 99 Jahren gewiß nicht mehr wie als Jüngling gemalt, aber gemalt hat er bis zuletzt.

D. J. M. Ja gewiß! Sehn Sie wohl! Was hab ich geſagt? Der war eben nicht vermuſelmanſcht!

D. D. D. Na, wer weiß! Venedig lag nicht ſo weit von den Harems. Und er ſoll ja, unter uns geſagt, ein halb Dutzend Gattinnen totgeliebt haben; mehr dürfte wohl auch kein Türke leiſten! — Doch Spaß beiſeite, und Schutt auf die Griechen! Aber die Araber und die Perſer, die noch bis in die Renaiſſance hinein ſelbſtändige Kulturformen ſchufen und ſich ſeitdem nicht mehr ſo reichlich wie früher mit anderen Raſſen gekreuzt haben, ſind heute gleichfalls barbariſiert. Es ſind wirtſchaftlich verlotterte Völker, infolge der Unzulänglichkeit ihrer humanen Ideale, denn die rächt ſich ſtets auch ſozialpolitiſch. Solche Völker vermögen dann nicht einmal in den gewöhnlichſten Kunſtgewerben ihre ſtiliſtiſche Tradition auf alter Höhe zu erhalten, geſchweige daß ſie die andre Art Kunſt, die aus rein ſeeliſchen Bedürfniſſen ſtammt, noch irgendwie ſchöpferiſch betreiben. Und nun die Hauptſache: dieſe andre Art Kunſt weiſt wiederum zwei durchaus verſchiedene, zwar ſinnlich vielfach verbundene, aber geiſtig ganz geſonderte Spielarten auf: die der Unterhaltung und die der Erhebung. Mag ſein, daß die unterhaltenden Künſte, die ja die eigentlich populären ſind, noch Rückſchlüſſe auf die Raſſe erlauben, zwar kaum des Künſtlers, doch vielleicht ſeiner Kundſchaft. Denn auch dieſe Künſte wurzeln noch halb im Gewerbe, vom Volkslied der alten Bänkelſänger bis zum modernen Familienroman, vom Nationaltanz bis zur Salon-Akrobatik, vom Rüpelſpiel bis zum ehrſamen Rührſtück, vom ungeſchlachten Jahrmarksbild bis zum allerleckerſten Eßzimmer-Stillleben. Sie hängen

direkt vom Bedürfnis des Alltags ab, ſie betreiben den Zeitvertreib als Geſchäft, ſie behandeln das ſinnliche Leben als Selbſtzweck, ſie müſſen gemeinverſtändlich ſein, ſie zielen mit einfachſten geiſtigen Reizen auf körperliche Erregungen, auf Augenweide und Ohrenſchmaus, auf Zwerchfell- und Tränendrüſenkitzel, auf Herz- und Nieren- und Rückenmarksgruſeln; alſo wird ihre Form wohl auch zum Teil von denſelben Naturkräften mitbeſtimmt, die dem menſchlichen Körper den groben Stempel einer beſtändigen Raſſe aufdrücken.

D. J. M. Na, was Andres hab ich doch niemals behauptet!

D. D. D. Nun aber die freieren, reineren Künſte, die ich vorhin die erhebenden nannte, weil ſie höher hinauswollen als das ſinnliche Daſein: was hat der Volkskörper damit zu ſchaffen? Er dient ihnen höchſtens als Mittel zum Zweck; hier herrſcht ganz und gar nur die Schöpfermacht der begeiſterten und begeiſternden Seele. Dieſe Künſtler bewerben ſich nicht um Volksgunſt, ſie betreiben das innere Wachstum der Menſchheit. Da will der Geiſt die Nerven des Leibes nicht blos mit flüchtigen Reizen liebkoſen, ſondern innigſt mit ſeinem Liebreiz befruchten, bis in die feinſten Gehirnzellenfaſern, die kein Viviſektor je auskennen wird, weil immer noch welche nachwachſen werden. Da empfängt die Form kaum noch indirekt von der populären Tradition ihren Stil; denn das durch und durch Maßgebende iſt da eben die befreiende Leidenſchaft, die neues Menſchentum ſchaffen will, dieſelbe göttliche Leidenſchaft, aus der auch die religiöſen Viſionen, die ſozialen und nationalen Phantome, kurz alle Ideale entſpringen. Sie tritt immer zuerſt nur im Einzelgeiſt auf, iſt nie und nirgends dem Volk gleich willkommen, muß überall erſt im Kampf mit der Welt ihre rätſelhafte Kraft erweiſen, die an jedem Widerſtand wächſt und reift. Ja, ſie ſtammt ſogar aus dem Widerſtand: aus dem Zwieſpalt zwiſchen Menſch und Natur, den die Kultur über-

drücken möchte, und der sich im schaffenden Einzelgeist als Konflikt mit den Masseninstinkten auftut. Oder meinen Sie etwa, daß Ihre Judith, an der Sie sich Jahrelang abgequält haben, sofort begeisterten Zuspruch fände, wenn Ihr verehrliches Publikum aus lauter koscheren Juden bestünde?

D. J. M. Gott der Gerechte! Dann doch schon lieber aus lauter gemischten ollen Hellenen.

D. D. D. Ja, die hättens Ihnen erst recht gesteckt; den Phidias wenigstens haben sie wegen Gottlosigkeit aus Athen weggegrault, und der Äschylos wurde so kujoniert, daß er ebenfalls ausgewandert ist. Die deutschen Schulmeister sind zwar der gütigen Meinung, daß jeder Spießbürger von Athen ein Zeitgenosse des Perikles war und begeistert in die Tragödie ging; er ging aber hin, weil's Staatspflicht war, weil ihm das Eintrittsgeld ausgezahlt wurde, weil er den berühmten Obolus krigte, durch den ein paar raffinierte Patrizier die primitive Kirmeßbühne zur sozialpolitischen Anstalt entwickelten. Begeistert war man vielleicht für den Chortanz, für die bachantische Satyrposse, für die religiösen Prozessionen, und was sonst noch an festlichem Schaugepränge mit dem Drama seit Alters zusammenhing. Begeistert war man für alle Gymnastik, wie mans heute für Zirkus und Variété ist, oder in Spanien fürs Stiergefecht. Das Volk begeistert sich immer blos für panis et circenses von selbst; das war im antiken Athen und Rom ganz wie im modernen Paris und Madrid. Die Plebs will sich einfach delektieren; zwar möglichst variabel, doch immer simpel. Das Erhabene, wenn es nicht altersgrau war, beschmiß der atheniſche Bildungspöbel mit genau solchem kritischen Schnodderwitz, wie heute der berliniſche; Beweis die Aristophanische Posse, die diesen Witz mit genialer Selbstironie in die poetische Sphäre erhob. Die Kunst des geläuterten Menschengeistes, die sich aus instinktiven Konflikten zu ästhetischen Harmonieen hinaufringt, liegt ursprünglich stets nur im Bedürfnis kompli-

zierter Persönlichkeiten, schon dem Wesen der Motive nach; sie wird überall erst durch die Liebhaber dem Volksgeschmack allmählich vermittelt, und mit gründlichem Erfolg nur dann, wenn die Vermittler zur herrschenden Klasse gehören oder sonstwie in Amt und Würden sitzen, z. B. auf dem Schulmeisterthron. An Ihrer Judith hat sichs ja deutlich gezeigt; wer sieht denn da heute das geistige Pathos hinter der sinnlichen Attitüde? Selbst der gebildete Durchschnittskenner hat einstweilen noch keine leise Ahnung von dem allgemein menschlichen Wert dieser Geste; er besieht sich den naturalistischen Akt.

D. J. M. Ist mir ja ungemein schmeichelhaft alles; aber eigentlich muß ich ehrlich bekennen, ich hatte selber noch keine Ahnung davon. Ich denke beim Malen an nichts Allgemeines, ich will immer was ganz Besonderes machen. Sie sehn doch, ich zeichne hier Ihre Visage, und Sie reden das Blaue vom Himmel herunter. Kommt mir ja alles sehr gottvoll vor, und mein sogenannter Menschengeist denkt sich ja auch allerlei dabei; aber bilden Sie sich nun faktisch ein, davon soll was auf Ihr Porträt abfärben? Ich sage Ihnen, die Sorte Geist hat mir noch keinen Bleistiftstrich machen helfen!

D. D. D. Sie scheinen das sehr genau zu wissen. Aber Ihre Kohlenskizze da würde doch vielleicht etwas anders ausfallen, wenn ich hier stumm wie ein Fakir säße oder tragische Verse deklamierte.

D. J. M. Alles was recht ist: Sie döppen mich wirklich gut.

D. D. D. Man weiß nämlich nachträglich nie so genau, was man bei jedem Bleistiftstrich denkt. Ich habe Sie übrigens im Verdacht, Sie legen's drauf an, sich döppen zu lassen; dann wäre also Ich der Gedöppte.

D. J. M. Ja, eigentlich gehts ja auf keine Kuhhaut, was einem beim Malen so durch den Grips geht. Ich hab's auch

wahrhaftig ſchon immer geſagt: ich pfeiff aufs Geſchäft, ich bin Idealiſt!

D. D. D. Das iſt wohl ſchließlich jeder Künſtler, und ſogar jeder echte Kunſthandwerker, auch wenn er nicht ſo laut pfeifen kann. Und das allein ſchon beweiſt zur Genüge, wie wenig im Grunde das Talent mit einer beſtimmten Raſſe zu tun hat. Der Raſſeninſtinkt, wenn er ehrlich iſt, hat ja nicht das mindeſte Intereſſe an irgend einem Ideal, das über die Reinraſſigkeit hinausgeht; das iſt ihm ja gradezu gefährlich. Selbſt ſchon das nationale Ideal, das ſich vielleicht noch am eheſten auf primitive Inſtinkte ſtützt, muß ſeinem politiſchen Weſen nach von Hauſe aus darauf bedacht ſein, ſich mit mehreren Raſſen abzufinden; denn es gibt kein einziges Staatsgebilde, deſſen Volkskörper nicht aus wenigſtens zwei verſchiedenen Stammvölkern aufgebaut iſt, aus Eroberern und Unterworfenen. Und nun gar die humaneren Ideale; die entſtehen doch eben aus der Sehnſucht, uns über die rohen Zwangsgewalten der Naturinſtinkte hinwegzuſetzen, und dieſe Sehnſucht ſtak ſchon im ſimpelſten Schnörkel, mit dem der Urmenſch an ſeinem Beilgriff oder am Rand ſeines Trinkgefäßes den Zweck der Notdurft verkleidete. Wenn man alſo unſern höchſten Kulturprodukten wirklich noch Raſſenelemente als Formkräfte unterlegen wollte, dann könnten es immer nur Miſchungsverhältniſſe ſein, die grade den harmoniſchen Stil in die originale Manier hineinbrächten. Denn nur aus vielfachen Blutmiſchungen ließe ſich allenfalls die Zeugung jener komplizierten Temperamente erklären, die überhaupt das Bedürfnis empfinden, die Diſſonanzen, Kontraſte und Konflikte ihres perſönlichen Seelenlebens um der Menſchheit willen zu harmoniſieren. Das gilt ſogar von dem populärſten, dem ökonomiſchen Idealismus, den man heute ſpeziell den ſozialen nennt; auch deſſen Formen und Reformen ſind urſprünglich immer nur Hirngeſpinnſte von einigen wenigen Menſchenfreunden, die das Volk bekannt-

lich zu krenzigen pflegt, bevor es ſie vergöttern lernt. Und wer hat denn die nationale Idee, die von Bismarcks Gnaden realiſiert und dann von ſeinen Kreaturen zur patriotiſchen Phraſe verpöbelt wurde, dem deutſchen Michel eingetrichtert? Etliche edle Brauſeköpfe des europäiſchen Völkerfrühlings, ein paar Poeten, Philoſophen und Legislatoren, durch den Tyrannen Bonaparte zu glühender Freiheitsliebe erregt, die von den hohen Obrigkeiten ſo raſch wie möglich abgekühlt wurde, während der ſogenannte Volksgeiſt von ſelber kalte Füße krigte! Leſen Sie nur nach, wie die Kleiſt und Arndt, die Fichte und Schleiermacher, die Jahn und Görres ihre Hoffnungen auf Deutſchland zu Grabe trugen, wie die Scharnhorſt und Gneiſenau Undank ernteten, wie ſelbſt der Freiherr vom Stein und Blücher um den Sinn ihrer Taten betrogen wurden! Oder wenn Sie noch mehr Beweiſe wünſchen —

D. J. M. Nein, Gott ſoll ſchützen, ich ſchwitze ſchon! — Und überhaupt: ich bin nämlich fertig. Die Skizze iſt wirklich gut geworden. Wenn Sie erlauben, möcht ich jetzt einpacken.

D. D. D. Na, darf man ſie denn nicht erſt mal ſehen?

D. J. M. Ja, wenn ſie fertig iſt, wiſſen Sie! Ich wollte blos ſagen: für heut bin ich fertig. Wenn Sie wieder mal herkommen, mach ich ſie weiter. Sie iſt wirklich nicht ſchlecht; Sie können mirs glauben! — Na, wenns ſein muß: bitte, treten Sie näher! —

D. D. D. . . . . Da ſcheint unſre Disputation aber doch etwas heftig abgefärbt zu haben. Ich ſehe ja aus wie'n Federvieh, das Ihr Teckel zwiſchen den Zähnen gehabt hat. Aber ich ſag's ja: ſchließlich bin Ich der Gedöppte.

D. J. M. Ja, nicht wahr? da merkt ſelbſt 'n Kaffer die Raſſenmiſchung! — Man kann's auch von weiter weg beſehn. „Is 'ne Nummer", wie ſie im Zirkus ſagen; der reine „Kraftmélange-Akt"!

D. D. D. Mir deucht aber: mehr Mélange als Kraft. Sie wollen's wohl in den Papierkorb packen?

D. J. M. Was? Wieſo denn? Sie ſind wohl nicht von hier, mein Herr?! Das verkauf ich an irgend ein Muſeum! Sie ſollen mal ſehn, Sie deutſcher Dichter: wenn Sie erſt in der Nationalgalerie hängen!

D. D. D. Nein, im Ernſt: die Skizze ſcheint mir wirklich mißglückt. Sie haben zuviel an mein Geſchwätz gedacht.

D. J. M. Ach ja richtig, Sie ſind ja nicht fürs Nationale. Und nun denken Sie einfach, ich mache Spaß, weil Sie meinen, ich ſei ein Franzoſenſchüler!

D. D. D. So einfach pflege ich nicht zu denken.

D. J. M. Na, oder ein allgemein menſchlicher Jude! Ich habe doch ziemlich deutlich gehört, daß Sie aufs Nationale pfeifen.

D. D. D. Da haben Sie ziemlich vorbeigehört.

D. J. M. Nann? Sie haben doch deutlich geſagt —

D. D. D. daß die Nation keine Kunſt erzeugt. Damit iſt doch aber durchaus nicht geleugnet, daß die Kunſt nationalen Charakter annehmen kann. Selbſt der weiſeſte Künſtler bleibt der Narr ſeines Mitgefühls.

D. J. M. Die Logik iſt mir etwas zu kringlig.

D. D. D. Nun, es iſt doch dieſelbe Leidenſchaft, dieſelbe ſchöpferiſche Begierde, derſelbe göttliche Sinn oder Wahnſinn, woher die Menſchennatur kulturelle Ideen und die Volksmaſſe nationale Tendenzen empfängt, überhaupt alle irgendwie univerſalen Illuſionen und Phantasmen. Es iſt immer wieder die ewig gleiche, Ungleiches einende Einbildungskraft, die auch im Kunſtwerk dem Einzelweſen harmoniſchen Allgemeinwert verleiht; nur die Intreſſenſphären liegen verſchieden. Warum ſollten ſich die aber nicht berühren können und unter Umſtänden miteinander verbinden? Vielleicht iſt ſogar zu gewiſſen Zeiten die eine der andern Nothelferin. Wenigſtens zeigt die Ge-

ſchichte der Menſchheit, daß immer, wenn in den rührigſten Völkern neue humane Ideale entſtehen, daß dann zugleich auch die nationalen am ungeſtümſten aufbegehren; womit ich natürlich nicht ſagen will, daß das nun ewig ſo bleiben muß.

D. J. M. Und da denken Sie alſo, die beiden Aale verwickeln ſich ſo mit den Schwänzen zuſammen, daß der Menſch die göttliche Sehnſucht krigt, einen einzigen Aal drans zu phantaſieren?

D. D. D. Nein, ſo verwickelt denken wahrſcheinlich blos Bandwürmer.

D. J. M. Na, wovon krigt man denn aber den dollen Gieper auf ſo'was allgemein Göttliches? Irgendwovon muß der doch kommen!

D. D. D. Ja, da müßten Sie mir ſchon wirklich erlauben „das Blaue vom Himmel herunter zu reden". Von der Raſſe kann doch wohl lediglich der Gieper auf allgemein Tieriſches kommen; und von irgend ſonſtwelchen Formationen der irdiſchen Materie, ob's nun klimatiſche Ortsumſtände oder ſoziale Zeitumſtände ſind, werden Sie dieſe ewige Sehnſucht nach harmoniſcher Umformung der Natur erſt recht nicht hinreichend ableiten können. Wenn ſich die überhaupt noch logiſch ergründen und mechaniſch begreifen läßt, dann müſſen wir ſchon den myſtiſchen Äther der Herren Phyſiker pſychiſch ausdeuten: unſre Abſtammung von der Sonnenmaterie, die rhythmodynamiſche Struktur der kosmiſchen Centralſyſteme, die ſogenannte Harmonie der Sphären, den Einfluß der ſchwingenden Sternenwelten auf unſer eigenes kleines Geſtirn, all die bewegten ſideriſchen und planetariſchen Konſtellationen, die bis in den Erdball hinein vibrieren und ſich als wechſelnde Innervationspotenzen, als beſeelende und begeiſternde Kräfte, den Erdbewohnern einverleiben. Oder halten Sie's etwa für Aberglauben, daß immer, wenn ſich die Menſchenwelt zu erhabenen Kraftanſtrengungen aufrafft, zu Völkerwanderungen, Staats-

umwälzungen, Befreiungskriegen, Entdeckungsfahrten, Glaubenskämpfen und andern Kulturekſtaſen, daß dann immer zugleich auch in der Naturwelt gewaltige Kataſtrophen ausbrechen, Erdbeben, Springfluten, Wirbelſtürme, Heuſchreckenſchwärme, mikrobiſche Epidemieen, vulkaniſche Eruptionen und dergleichen, begleitet von ſeltſamen Himmelserſcheinungen, ungewöhnlichen Meteoren, Kometen, Nordlichtern, Sonnenfinſterniſſen?!

D. J. M. Da's faktiſch ſo iſt, wird's wohl ſo ſein. Es rumort ja auch jetzt wieder allenthalben.

D. D. D. Und alſo wird ſich wohl auch kein Künſtler, ſelbſt wenn er's mit ſtärkſtem Eigenſinn wollte, den jeweils zeitbewegenden Kräften, die ſich als Ideale äußern, entziehen oder verſchließen können. Und wenn in unſerer ebenſo ſtark nationalen wie internationalen Epoche ein ſchöpferiſcher Geiſt auf dem norddeutſchen Weltteil mit ſeiner reichsdeutſchen Staatsbürgerhand allgemein-menſchliche Werte malt, und zwar aus rein maleriſcher Luſt zur Sache: dann iſt er nicht blos ein wertvoller Maler, ſondern zugleich, auch wenn er ein Jude iſt und in Paris auf die Schule ging, einer der reinſten deutſchen Künſtler, die ſich je in der Nationalgalerie aufhängen ließen.

Der Jüdiſche Maler: Na ſehn Sie, das frent mich! Und offen geſagt: das hab ich von Ihnen blos hören wollen!

Der Deutſche Dichter: Oh meine Ahnung! Ich Michel! Sie Schurke! — Das ſoll wohl heißen, der Mohr kann gehen?!

Der Maler: Blos, er muß verſprechen wiederzukommen! Und das nächſte Mal, da mal'ich ihn beſſer.

Der Dichter: Und ich ſinge ein Loblied aufs Raſſige...

* * *

Die Menschenfreunde

Drama in drei Akten

Zweite Ausgabe

Copyright 1917 S. Fischer, Verlag.

Personen:

Christian Wach, ein Multimillionär.
Justus Wach, sein Vetter, Kriminalkommissar.
Die alte Anne, Wirtschafterin bei Christian.
Ein Geheimer Sanitätsrat.
Ein Oberbürgermeister.
Ein Oberregierungsrat.
Ein Regierungspräsident.
Ein Minister.

Alle männlichen Personen treten in schwarzem Gehrock auf, die Wirtschafterin in schwarz-und-weißer Schwesterntracht. Der Dialog hat langsames Tempo.

Zeit:

Sommer, Herbst, Winter 1913,
alle drei Akte vormittags.

Ort:

Empfangszimmer bei Christian Wach.

Sehr einfach ausgestattet, fast dürftig, mit altmodischen Möbeln. Nirgends Spiegel noch Bilder; nur in der Mitte der Hintergrundswand, über einem halbhohen Bücherbord, hängt das Porträt einer älteren Dame mit hageren Zügen und auffälligen Augen, lebensgroße verblaßte Photographie. Links im Hintergrund Eingangstür, vorn ein schlichter Kamin mit Standuhr. In der Seitenwand rechts ein Fenster mit verschossenen Vorhängen; daneben ein Lehnstuhl aus dunklem Korbgeflecht und ein kleiner Lesetisch. In der Mitte des Zimmers ein größerer runder Tisch mit drei Stühlen aus dunklem Holz. Rechts und links immer vom Zuschauer aus.

Erſter Akt

Chriſtian Wach

(ſitzt leſend am Fenſter, von der Vormittagsſonne beglänzt)

— — Alſo auch der Galneggy hat ſeine Milliarde mit Menſchenſchinderei erworben — eh er Millionen verſchenken konnte — (nickt vor ſich hin und klappt das Buch zu) — ſchauerlich! — —

Die alte Anne

(tritt ins Zimmer, einen hellroten Roſenſtrauß in der einen Hand, in der andern eine weiße Serviette und ſchlichte blaue Glasvaſe)

So, Herr Chriſtian, wenn Sie auch ſchelten, ich gratuliere zum fünfzigſten Geburtstag. Koſtet nur dreißig Penning bitte; der ganze Markt war voll Bauernroſen, ich konnt der Sommerfreude nit widerſtehn, und dem erquickenden Geruch. (Sie legt die Serviette auf den Tiſch, ſetzt die Vaſe mit dem Strauß darauf.) Nun machen Sie mal ein helles Geſicht, wie ſich's gehört zu den ſchönen Blumen und dem Geburtstagsſonnenſchein!

Chriſtian

(iſt aufgeſtanden und hat das Buch in den Wandbord geſtellt)

Ich danke dir, Anne, du meinſt es gut; aber du weißt, mich peinigt ſolche Verſchwendung. Für die dreißig Pfennige hätteſt du beſſer einem Bettelkind etwas zu eſſen gekauft.

Anne

Ja, das hätt ſich wohl mehr gefreut als Sie. Ach, Herr Chriſtian, geb Ihnen Gott ein bißchen Kinderſinn zurück! Dann würden Sie bald auch wieder geſund werden.

Chriſtian

(unruhig hin und her, Kopf geſenkt, Hände auf dem Rücken, in der Erregtheit zuweilen ſtotternd, aber ſtets mit Zurückhaltung)

Lala-laß das Gerede, ich bin nicht krank; ich ſpüre blos, daß ich alt werde.

Anne

Weil Sie nicht auf mich hören, Sie junger Mann. Mich drücken meine Jahre nicht; und könnt doch faſt Ihre Mutter

ſein, mit meinen beinah ſechsundſechzig. Nehmen Sie ſich ein Kind ins Haus, wenn Sie durchaus keine Frau nehmen wollen!

Chriſtian

Biſt doch auch ledig geblieben, alte Anne.

Anne

Ich — was wiſſen denn Sie davon? Blos daß mich leider keiner heiraten wollt, mit meinem Huckepack auf'm Rücken; da hab ich halt Kinder und Kranke gepflegt.

Chriſtian

Dein Rücken iſt nicht viel krummer als meiner. Was ſiehſt du mich wieder ſo auffällig an?!

Anne

Ja, nehm Ihnen Gott Ihren Huckepack von der Seele —

Chriſtian

(heftig)

Lala-laß mich in Ruhe mit deinem Gott! (ſich bezwingend) ſein Reich iſt nicht von dieſer Welt. — (Nach dem Porträt hinüberdeutend) Geh, ſtell den Strauß da auf den Sims.

Anne

Was! meine Roſen da unter das Bild?

Chriſtian

Geh, tu mir die Liebe, ich bitte dich.

Anne

Neun Jahre liegt ſie nun unter der Erde, und immer noch ſpukt ſie Ihnen im Hirn, als hätten Sie Angſt vor ihrem geizigen Blick. Das iſt ja Narrheit, Herr Chriſtian!

Chriſtian

Nein, das iſt Dankbarkeit, Anne, verſteh doch! Du weißt, ich habe ſeit Tante Brigittens T-Tod über das menſchliche Elend nachdenken lernen; und wenn ich nun die v-vielen Millionen, die ſie mir hinterlaſſen hat, nicht grade in ihrem ſparſamen Sinne verwende

Anne

Gott sei Dank —

Christian

dann muß ich ihr doch tatsächlich im stillen gewissermaßen Abbitte leisten; sozusagen als ihr Scha-Schuldiger, wie's im Vahaha-haterunser heißt.

Anne

Spotten Sie nicht, Herr Christian! Und meinen Rosenstrauß stell ich nicht da hinüber. Hab ihn auch garnit blos Ihnen zulieb gekauft. Wenn nachher die Herrn gratulieren kommen

Christian

Was soll das heißen! ich hab dir ausdrücklich gesagt, daß du niemand vorlassen sollst!

Anne

Doch nur die Herren von der Regierung; die kann man doch nit vor den Kopf stoßen. Und dann muß es hier doch ein bißchen freundlich aussehn. Auch ein Fläschchen Tokayer hab ich noch mitgebracht; man muß doch ein Gläschen Wein anbieten.

Christian

(mit dem Fuß aufstampfend)

Du wirst mich wirklich noch krank machen, Anne! Du trägst die Faffa-Falasche zum Krämer zurück! (Da Anne Miene zum Widerspruch macht) Du trägst sie zurück! ich will's, sag ich dir!

Anne

Wenn ich Sie damit beruhigen kann —?

Christian

(wieder durchs Zimmer wandernd)

Wenn ich mir selber keinen W-Wein spendiere, bin ich dem Bürgermeister auch keinen schuldig! — Kannst die Flasche aber für Dich dabehalten. Hast wenig genug vom Leben bei mir.

Anne

Ihr gutes Herz in Ehren, Herr Chriſtian; ich hab noch nichts entbehrt bei Ihnen. Aber trotz all Ihrer Wohltätigkeit: manchmal ſcheint's faſt, die ſelige Tante hat Ihnen auch was von ihrem Geiz vererbt.

Chriſtian

Scheint's faſt? Ha-hat ſie? Was ſcheint dir denn ſonſt noch?

Anne

Wenn ich denk, wie Sie früher mitteilſam waren! Der Herr Sanitätsrat iſt auch der Meinung: wenn Sie ab und zu ein Gläschen ſich gönnen wollten, das würd Sie wieder umgänglich machen. (Auf die Bibliothek weiſend) Ihre Bücher machen Sie blos immer menſchenſcheuer; Sie ſprechen ja manchmal Tagelang kein überflüſſiges Wörtchen mehr.

Chriſtian

Alſo meine einzige Freude gönnſt du mir nicht; die letzte, die ich mir noch erlaube!

Anne

Aber nein, wie Sie reden — ich mein doch blos: Sie holen ſich keine Freude draus. Über Büchern läßt man den Kopf hängen; man holt ſich blos ſeine eignen Grillen draus.

Chriſtian

(wieder aufſtampfend)

Schweig! — Schweig, ſag' ich dir, ich hab genug! — Ich hab mir das längſt ſchon ſelber geſagt; ich werde morgen die Bücher verkaufen.

Anne

Aber liebſter beſter Herr Chriſtian!

Chriſtian

Ich werd's, ſag ich dir!

Anne

Jaja doch, gewiß doch. Aber bitte, lieber Herr Chriſtian, quälen Sie nicht mich dumme Perſon; nehmen Sie mir zuliebe Ruh an! Kommen Sie, ſetzen Sie ſich in den Lehnſtuhl; rennen Sie nicht ſo herum immerfort. Glauben Sie mir, ich kenn Ihre Nerven; wozu war ich denn Krankenſchweſter.

Chriſtian

Du ſollſt mich nicht ſo ansehn, Anne!

Anne

Kommen Sie, ſein Sie nit ſo verbieſtert — der Herr Sanitätsrat hält's auch nit für gut — (nötigt ihn währenddem in den Korbſtuhl). So, jetzt hole ich Ihnen ein Buch — (draußen elektriſches Klingelzeichen). O ſchad, da ſind die Herren wohl ſchon — nehmen Sie Ruh an, Herr Chriſtian — (ab nach links) —

Chriſtian

(allein)

— — Schauerliche Komödie — —

Anne

(läßt zwei Herren eintreten)

Bitte, Herr Oberbürgermeiſter — bitte, Herr Oberregierungsrat — (dann wieder ab.)

Chriſtian Wach

(hat ſich erhoben, weiſt auf die Stühle am Mitteltiſch)

Willkommen, meine Herren, nehmen Sie Platz; was verſchafft mir die ungewöhnliche Ehre?

Bürgermeiſter

(ſtehen bleibend)

Die Ehre liegt ganz auf unſerer Seite, verehrter Herr Kommerzienrat.

Regierungsrat

(ebenſo)

Heute tatſächlich auf unſrer Seite; tatſächlich, Herr Kommerzienrat.

Bürgermeister

Ich habe den angenehmen Auftrag, Ihnen im Namen der Bürgerschaft und der übergeordneten Ratspersonen die ergebensten aufrichtigsten Glückwünsche zu Ihrem fünfzigsten Jahrestag auszusprechen. In der festen Hoffnung, daß es Ihnen, hochzuverehrender Herr Kommerzienrat, noch Jahrzehnte lang beschieden sein werde, Ihre gemeinnützige Gesinnung mit unverminderter Kraft zu betätigen, und um die Dankbarkeit öffentlich kundzutun, mit der wir zu dem selbstlosen Menschenfreund aufblicken (Christian Wach zuckt merklich zusammen, stützt sich auf die Stuhllehne rechts des Tisches) — zu dem Stifter sovieler Wohlfahrts- und Bildungs-Anstalten —: haben wir einstimmig beschlossen, Sie am heutigen Tage zum Ehrenbürger unserer Haupt- und Residenzstadt zu ernennen. In Rücksicht aber auf Ihre bekannte Abneigung gegen persönliche Celebrationen, glaubten wir Abstand nehmen zu sollen von den üblichen Förmlichkeiten, und ich erlaube mir deshalb, die Ernennungsurkunde hiermit in denkbar einfachster Form zu Ihren Händen gelangen zu lassen. (Er überreicht ihm eine Rolle und schüttelt ihm gewichtig die Rechte.)

Regierungsrat

Im Namen nicht nur der Regierungsorgane, sondern auch Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs, darf ich Sie, Herr Kommerzienrat, als Erster zu dieser Ernennung beglückwünschen. Seine Königliche Hoheit haben zugleich geruht, Ihnen in Anerkennung Ihrer Verdienste um das allgemeine Wohl den Kronenorden der obersten Klasse mit der Kette zu verleihen. Sie wissen, wieviel Aufmerksamkeit unser gnädiger Herr den sozialen Bestrebungen widmet, und daß es mehr als eine Förmlichkeit ist, wenn jemand in unserem Staatswesen einen solchen Ansporn zu weiterer Betätigung seiner Menschenfreundlichkeit empfängt. (Er überreicht ihm ein Kästchen und verneigt sich.)

Christian Wach

Meine Herren, ich danke untertänigſt. Ich fühle mich in Wahrheit beſchämt und b-bitte es als einen Beweis meiner Ergriffenheit anzuſehen, wenn ich dieſe hu-hu-huldvollen Ehrenzeichen vor dem Bilde derjenigen Perſon niederlege, auf deren wirtſchaftliche Tüchtigkeit ich meine ſogenannten Verdienſte zurückführen muß — (er legt beides auf den Bücherbord unter das Porträt). M-M-Menſchenfreunde ſind wir wohl alle nur, ſoweit es unſre Selbſtſucht zuläßt; und was bedeutet ein bißchen Wohltäterei in der ungeheuren W-Wüſte des menſchlichen Elends! Sie hat höchſtens den Wert eines Grashälmchens, an das ſich die Hoffnung klammern kann, daß mehr Haha-Halme nachwachſen werden.

Regierungsrat

Alſo ein vorbildlicher Wert, der immer weiter und höher zunehmen kann, und ſomit der höchſten Beachtung aller Strebſamen würdig.

Christian Wach

(ſich wieder auf die Stuhllehne ſtützend)

Ich verſtehe, Herr Oberregierungsrat — und das wird mir ein Anſporn, wie Sie gütigſt ſagten, zu weiterer Betä-tä-tigung ſein; obgleich die unverminderte Kraft, von der Sie, Herr Oberbürgermeiſter, mit Ihrer bekannten Freundlichkeit ſprachen, leider an die ſelbſtſüchtigen Schranken meiner angegriffenen N-N-Nerven gebunden iſt. Bitte, wollen wir uns nicht ſetzen?

Bürgermeiſter

In Rückſicht auf Ihre werte Geſundheit möchte ich meinerſeits vorziehen, mich jetzt ergebenſt zu empfehlen; nicht ohne dem herzlichen Wunſche Ausdruck zu geben, daß es Ihnen bald wieder vergönnt ſein möge, an den geſelligen Freuden Ihrer Mitbürger einigermaßen teilzunehmen. Ich habe im Anſchluß an die Sitzung, in der wir Ihre Ehrung beſchloſſen, die Ge-

legenheit wahrgenommen, einen neuen Verein zu gründen, der alle wohlgesinnten Elemente unserer strebsamen Landeshauptstadt allmählich konsolidieren soll: die Gesellschaft der Menschenfreunde! Ich gebe mich der Hoffnung hin, auch Sie, verehrter Herr Ehrenbürger, demnächst als Mitglied begrüßen zu dürfen.

Christian Wach

Außerordentlich schmeichelhaft. Aber verzeihen Herr Oberbürgermeister: meine N-Nerven erlauben mir wirklich nicht, an solchen m-menschenfreundlichen Sitzungen mit der nötigen Ausdauer teilzunehmen.

Bürgermeister

Nun, wenn auch nicht im Augenblick, es wird uns jederzeit aufrichtig freuen, einen so würdigen Mitbürger in unserem Bunde willkommen zu heißen. Und deshalb bleibt es mein inniger Wunsch, der allseits mitempfunden wird, Ihre baldige Wiederherstellung im engeren Kreise feiern zu können. (Er schüttelt ihm abermals die Hand.)

Regierungsrat

Ich schließe mich diesem Wunsche an, unbeschadet der hohen Achtung, die Ihre stoischen Lebensgrundsätze jedem eifrigen Staatsbürger abnötigen. (Er verneigt sich.)

Christian Wach

(die Herren zur Tür geleitend)

Ich danke ebenso aufrichtig, meine Herren, und wiederhole die ehrer-b-bietige Bitte, auch bei den zuständigen Stellen meinen Dank auszurichten. Ich werde wiegesagt bestrebt sein, mich in der „allseits" gewünschten Weise nach wie vor zu betä-hä-hä-hätigen. (Er verneigt sich gleichfalls und schließt die Tür hinter ihnen, setzt sich dann matt an den Mitteltisch) — — Grauenhaft — — (Er nickt vor sich hin, blickt zu dem Porträt empor) Du rächst dich gut — — (Es klopft, er schrickt auf) —

Die alte Anne

(behutsam näher tretend)

Es ist noch jemand draußen, Herr Christian.

Christian

Was soll das! Unterſteh dich nicht —

Anne

(verhalten)

Der Herr Juſtus! Er wollt ſich nicht abweiſen laſſen.

Christian

Was! Vetter Juſtus? der Leutestenant?

Anne

(wie vorher)

Ja. Das heißt: er iſt doch jetzt Polizeikommiſſar — (ſie drehn ſich beide prall um, da die Tür aufgeht) —

Juſtus Wach

(tritt gelaſſen ein, mit einer Aktenmappe unterm Arm)

Du mußt mir ſchon einmal erlauben —

Christian Wach

(während Anne beklommen hinausgeht und die noch offene Tür wieder ſchließt)

Du biſt mir natürlich durchaus willkommen —

Juſtus

(lächelnd)

So? — Ich erhebe nicht den Anſpruch.

Christian

Nun, dann iſt deine Aufrichtigkeit mir willkommen. Offne Arme kannſt du wohl nicht erwarten, nachdem du damals unſern Verkehr, unſer verwandtſchaftliches Band, um Geldes willen zerſchnitten haſt.

Juſtus

Meinſt du? — Aber du erlaubſt wohl, daß ich mich ſetze. (Er nimmt Platz auf dem linken Stuhl, legt die Mappe auf den Tiſch.)

Christian

Aber natürlich; bebitte höflichſt. (Sich gleichfalls ſetzend) Fühle mich heute auch etwas matt; ein außerordentlich warmer Tag.

Juſtus

Und obendrein deine Ehrenlaſt. Alle Zeitungen ſind ja wieder des Lobes voll. Wird dir allmählich wohl doch etwas drückend?

Christian

Darf ich lieber fragen, w-was dich zu mir führt?

Justus

O, traust du mir also garnicht zu, daß ich blos die un-eigennützige Absicht habe, dir auch mal wieder zu gratulieren, dem musterhaften Menschenfreund, der mich Schuldenmacher dazu gebracht hat, den schrecklichen bunten Rock auszuziehen und ein nützlicher Mitmensch in Schwarzgrau zu werden? — (Seine Hand auf die Mappe legend) Wirklich, ich habe jetzt allen Grund, der rühmlichen Betätigung deiner Nächstenliebe dankbar zu sein.

Christian

Bitte, laß das; mir sind diese Phrasen peinlich.

Justus

Mein Lieber, ich kenne deine Art Ehrgeiz. Du hast schon als Schuljunge Äpfel gestohlen, obgleich du dir aus Äpfeln nichts machtest, blos um uns Freunde damit zu begönnern und dich an deiner Großmut zu weiden; vielleicht auch an deiner Kühn-heit und Schlauheit, denn erwischen ließest du dich ja nie. Ich habe dich schon damals durchschaut.

Christian

So? — Meinst du? (Lächelnd) Nun, vielleicht hast du Recht. Aber inzwischen wirst du wohl a u c h ein A-A-Andrer gewor-den sein.

Justus

Ja, seit neun Jahren ungefähr; dank deiner Betätigung wiegesagt.

Christian

Und hast du dich wirklich nun ausgesöhnt mit deinem b-bürgerlichen Beruf?

Justus

(legt lächelnd wieder die Hand auf die Mappe)

Ja, seit einem Monat etwa vollkommen. Und einiger-maßen auch früher schon. Was blieb mir schließlich denn

andres übrig; Schulden konnt ich doch keine mehr machen, nachdem du die ganze Erbschaft mir weggefischt hattest, kurz bevor ich zum Hauptmann aufrücken sollte.

Christian

Nun, ich habe a-auch nicht das werden können, wonach ich als Jüngling Verlangen trug; Geld hatte ich ja von Hause aus noch weniger zu erwarten als du. (Auf seine Bücher hinüberweisend) Du we-ßt sehr gut, wie ich drauf brannte, die Sta-staats-wissenschaften zu studieren, Sozialpolitik, Nationalökonomie, und es sogar ein paar Semester lang durchhielt; bis Tante Brigittens harter Kopf mich zwang, mir als B-Bankbeamter mein Brot zu verdienen.

Justus

Ja, du warst ihrer Begönnerung würdig. Ich hab ihr die Faust unters Kinn gehalten, als sie ihren Mann zu Tode gepeinigt hatte und ihn dann einscharren ließ wie einen Bettler, den reichsten Grubenbesitzer des Landes; du zogst es vor, ihr die Krallen zu streicheln.

Christian

Sie hat sich selbst noch viel mehr gepeinigt; du solltest nicht über Handlungen urteilen, für die dir jedes M-Mitgefühl mangelt. Und notabene: auf ihr Testament konntest du doch im Ernst wohl nicht rechnen, nach deiner Gleichgiltigkeit — ge-l-linde gesagt — bei ihrem lalala-langen Krankenlager.

Justus

Nein, zum Erbschleicher war ich mir allerdings zu schade. Seit wann stotterst du übrigens?

Christian

(ist vom Stuhl aufgefahren)

Ich ver-b-bitte mir deine Brutalitäten! — (Sich bezwingend) Denkst du, es war mir ein Vergnügen, die Launen der alten

gelähmten Person zu ertragen? ihre Heftigkeit, ihre Wutanfälle? dreizehn Jahre lang, Tag für Tag!

Justus
(lächelnd)

Nein, das denke ich keineswegs — bei deiner Art Menschenfreundlichkeit.

Christian
(fängt wieder an durchs Zimmer zu wandern)

Und deine Schulden hätt ich dir gern bezahlt, wärst du damit zufrieden gewesen, statt mir Millionen abpressen zu wollen, für die ich bessere Anwendung wußte. Bin auch jetzt noch bereit dazu, falls du nicht blos gekommen bist, um mir aufs Butterbrot zu streichen, daß du dich selber seit einem Monat von deinen Gläubigern befreit hast; (lächelnd) das wolltest du doch wohl andeuten.

Justus

Nein. Aber ich danke für Gnadenbrocken von deinem Butterbrot, werter Vetter.

Christian

Ja, wozu reibst du dich dann an mir? Und worauf bist du eigentlich neidisch? — Was habe ich denn von all meinem Reichtum? Hat er mich etwa davor bewahrt, vorzeitig graue Haare zu kriegen? Ich lebe wie ein Mönch in der Wüste, und trotzdem ist mein Magen krank, meine Milz beklommen, mein Herzschlag verhaspelt, meine Nerven von Schlaflosigkeit zerrüttet —

Justus

Dein Gehirn von Gewissensbissen zerfressen —

Christian

Deinetwegen? — (Stehen bleibend) Du dauerst mich —

Justus
(steht nun gleichfalls auf, tritt dicht an Christian heran)

Solltest du nie befürchtet haben, daß ein gewisser Brief entdeckt werden könnte? —

Christian

(weicht unwillkürlich etwas zurück — dann spöttisch)

Ah, Herr Polizeikommissar —

Justus

In der Tat — das ist mein Beruf — mit dem ich mich jetzt vollkommen ausgesöhnt habe — seit einem Monat wiegesagt, als ich in einer auswärtigen Chemikalienfabrik — (er unterbricht sich, greift nach der Mappe) — aber wollen wir uns nicht wieder setzen? an diesem „außerordentlich warmen Tag"? — (er nimmt Platz, während Christian stehen bleibt und sich fest auf eine Stuhllehne stützt, die er bei dem Wort „Chemikalienfabrik" umklammert hat) — also als ich in einer Chemikalienfabrik einen ungetreuen Buchhalter festnehmen sollte und bei Durchsicht der Bureaupapiere zufällig einen Geschäftsbrief fand, worin ein gewisser Christian Wach, laut seiner aufgedruckten Adresse angeblich Apothekenbesitzer, eine Partie Medikamente bestellt hat, darunter auch einige heftige Gifte, etwa fünf Wochen vor dem Tode (auf das Porträt weisend) seiner teuren Erbtante Brigitte. (Wieder die Hand auf die Mappe legend) Hier hab ich das menschenfreundliche Schriftstück.

Christian

(lächelnd)

Sehr verbunden für dieses Geburtstagsvergnügen, auf das du dich also vier Wochen lang in aller Stille präpariert hast.

Justus

Ja, zufällig ungefähr ebenso lange, wie du dich vor genau neun Jahren auf Dein Geburtstagsvergnügen „präpariert" hast.

Christian

Ja, es gibt spaßhafte Zufälle — (es klopft) —

Die alte Anne

(tritt ein und meldet)

Der Herr Geheime Sanitätsrat —

Sanitätsrat

(ihr ohne Umstände folgend)

Ja, Ihrem alten Hausfreund dürfen Sie nicht verwehren, Ihnen heute die Glückshand zu schütteln, verehrter Ehrenbürger und Ritter vom Kronenorden! — (überrascht) Aber was seh ich? ist's möglich? Herr Justus! — Pardon, Herr Leutnant, die alte Gewohnheit. Haben sich also zur Feier des Tages endlich ausgesöhnt mit dem reichen Herrn Vetter?

(Anne blickt forschend von einem zum andern.)

Justus

(ist aufgestanden, immer eine Hand auf der Mappe)

Schon möglich, Herr Geheimrat; zur Feier des Tages.

Sanitätsrat

(ihm die Rechte schüttelnd)

Na, das freut mich, freut mich; edel sei der Mensch! Haben schließlich doch wohl Respekt gekrigt (mit Verneigung zu Christian hin) vor der segensreichen Betätigung.

Christian

(aufstampfend)

Kommen Sie auch noch angequäkt mit dieser verfluchten (abscheulich) Bestäterästätigung? Das ist ja wirklich zum Krämpfekriegen! Wie kann ein Mensch mit etwas Geschmack dies Schandwort auf die Zunge nehmen! diesen A-Anschmierer-Ausdruck für alles Getue, das den Namen Tat nicht verdient!

Sanitätsrat

Aber mein lieber Kommerzienrat, was haben Sie denn, was erregen Sie sich? Denken Sie bitte an Ihre Nerven! Kommen Sie, setzen wir uns gemütlich, und geben Sie mir mal endlich die Hand! (Es geschieht, und auch Justus setzt sich.) So — ja aber, Sie zittern ja, als ständen Sie im Staatsexamen. Und was ist denn los mit Ihren Pupillen? Da muß ich doch gleich mal Reflexprobe machen. Schwester Anne, holen Sie mal einen Spiegel.

Anne

(hat inzwiſchen die Vaſe mit dem Roſenſtrauß unter das Porträt geſtellt)

Aber nein, Herr Geheimrat wiſſen doch: der Herr Kommerzienrat will keine Spiegel um ſich.

Sanitätsrat

(ſich an die Stirn tippend)

Ja ſo — jawohl — Moralpſychoſe; hypochondria stoica ſozuſagen. Na, werde mal morgen genauer vorſprechen, bringe dann meine Lupe mit; die wird Ihrem ſtrengen Gewiſſen nicht wehtun, Sie geſchworener Feind aller Eitelkeit! — Was ſagen Sie denn zu der neuen Geſellſchaft, die der Bürgermeiſter zuſammentrommelt? Mich hat er natürlich auch breit geſchlagen; na, ein bißchen Menſchenfreund iſt ja Jeder.

Chriſtian

Ich meinesteils bin nicht für Trommelreklame.

Sanitätsrat

Ja, Sie können ſich's leiſten, drauf zu pfeifen. (Aufſtehend) Dann alſo bis morgen, werter Freund; muß jetzt weiter zu meinen andern Patienten. Bitte Platz zu behalten, Herr Leutnant; wünſche allerſeits Frieden auf Erden — (winkt heiter mit beiden Händen Abſchied, und Anne begleitet ihn hinaus, während die Vettern ſitzen bleiben, Juſtus links am Tiſch, Chriſtian rechts) — —

Juſtus

Du ſcheinſt dein Geſicht nicht gern zu betrachten —

Chriſtian

(die Arme verſchränkend)

Ich habe in der Tat Beſſers zu tun.

Juſtus

Du kannſt ja niemand mehr grad in die Augen ſehn.

Chriſtian

Glaubſt du, Herr Unterſuchungsbeamter? (Er fixiert ihn, bis Juſtus beiſeite blickt) — — Durchſchauſt du die Menſchen immer ſo?

Justus

Ja, deine Selbstbeherrschungskunst — man könnte auch sagen: Verstellungskunst — war von jeher bewundernswert.

Christian

Und einer besseren Sache würdig.

Justus

Der Spott wird dir bald vergehn, teurer Vetter.

Christian

Es scheint, du legst enormen Wert auf dein pa-papierenes Dokument. Das hältst du wohl für einen Indicienbeweis?

Justus

Nein, das allein würde nur beinahe genügen. Aber (auf seine Mappe tippend) ich habe hier noch ein andres Papier; nämlich deinen Empfangsschein, Herr Apotheker, über die eingetroffene Giftsendung —

Christian

Du hast dich tatsächlich gut präpariert —

Justus

Es freut mich, daß du nicht länger heuchelst. Du darfst die Maske ungeniert lüften.

Christian

(immer sehr gemessen)

Du freust dich etwas vorschnell, mein Lieber. Du scheinst meine „Schlauheit" trotz aller Anerkennung noch immer für recht kindlich zu halten. Vor neun Jahren, werter Herr M-Menschenkenner, war ich wohl doch nicht mehr Schulbub genug, mich dem Spiel des Zufalls so plump auszusetzen, wenn ich kein reines Gewissen hatte.

Justus

O, das Spiel des Zufalls ist allemal plump. Damals konntest du ja nicht ahnen, also auch noch nicht damit rechnen, daß dein

Edelmut mich veranlaſſen würde, (ſpitzig) Detektivoffizier zu werden, geſchweige (auf ſeine Mappe tippend) daß dies für jeden andern Finder unſcheinbare Wertpapier gerade mir in die Hand fallen könnte. Nur Das trieb dein feines Spiel in den Plumpſack der ſogenannten Schickſalshand.

Chriſtian

Nenn's lieber gleich den Finger Gottes, dann kommſt du dir noch wichtiger vor. Hähähä-hältſt du mich im Ernſt für ſo närriſch, daß ich mir ſolche Tat auf die Seele geladen hätte, blos um die Millionen unſrer alten Tante etwas früher unter die Leute zu ſtreuen? Denn ihr Teſtament lag ja ſchon da für mich.

Juſtus

Blos: ſie hätte es doch vielleicht ändern können. Und am Krankenbett warten, wer weiß wie lange, vielleicht noch-mals „dreizehn Jahre lang", iſt in der Tat kein vergnüg-liches Geſchäft, ſelbſt für die edelſten Wohltäter nicht. Tante Brigitte war damals nur fünf Jahre älter, als du heute ge-worden biſt, und hatte trotz ihrer Lähmung recht zähe Nerven.

Chriſtian

Und deshalb ſoll ich ſo ſinnlos geweſen ſein, ſo ſinnlos und ſo ruchlos zugleich, mir einen M-Mord aufs Gewiſſen zu wälzen? Und das, denkſt du, wird dir irgendwer glauben?

Juſtus

O, das Gewiſſen beißt immer erſt nachträglich; deine Frage klang ziemlich wund. Auch glauben die Schwurgerichte gern, daß ein Bankbeamter ſich nicht ohne Zweck falſche Briefbogen drucken läßt und Apothekerwaaren beſtellt.

Chriſtian

Du haſt dich wohl nie mit — Selbſtmordgedanken ge-tragen?

Justus
(scharf)

Vor meiner Enterbung nicht, lieber Vetter! — Übrigens kannst du dir deine verblüffenden Fragen für die Gerichtsverhandlung aufsparen; für das Zeugenverhör zum Beispiel.

Christian

Du denkst dir also, ich habe es fertig gebracht, den Sanitätsrat sowohl wie die alte Anne über die Todesursache zu täuschen, meinem Opfer kaltblütig die Augen zuzudrücken, die L-Leiche hohnlächelnd einzusargen, und dann hier in dem Haus, wo sie aufgebahrt lag, mich triumphierend festzusetzen — (er steht auf, mit Erregtheit um sich weisend) hier! sieh dich um! zwischen diesen öden Wänden, wo sie einst geatmet hat! hier seit neun Jahren es auszuhalten! immer von ihren Möbeln umgeben! immer ihr B-Bild vor meinem Blick! ihre Pflegerin mir zur Seite, eigens dabehalten zur steten Erinnrung! — Das, meinst du, habe ich auf mich genommen, ich maskierter Schurke, um einer Erbschaft willen, von der ich mir keinen Genuß vergönne, keine Annehmlichkeit, nicht die kleinste Erholung, blos Nahrung für meinen Großmutsdünkel! — Du traust mir wirklich merkwürdige Kunststücke zu. (Er ist hinter seinen Stuhl getreten und stützt sich wieder auf die Lehne.)

Justus

Ja, die Verbrecher halten sich gern für Helden, die ihrer Tat überlegen sind, und liebäugeln mit dem Erinnerungswurm. Manche brüsten sich so lange im stillen, bis sie sich schließlich laut verraten; fromme Leute nennen das Gottes Stimme. (Merkend, daß Christian nach dem Porträt starrt) Du redest wohl öfters mit dem Bild da? —

Christian

Du stellst starke Ansprüche an meine Geduld.

Justus

Das beruht wohl auf Gegenseitigkeit. Immerhin scheinst du so geneigt zum Verhandeln, daß du darüber das Stottern verlernt hast.

Christian

(lächelnd)

Nun, vielleicht war auch das nur Maske; man lernt dabei seine Zunge hüten. — Wie hoch taxierst du denn deine Entdeckung? —

Justus

(lächelt ebenso)

Möchtest du nicht etwas deutlicher fragen? —

Christian

Nun, mein gesamter Vermögensrest beträgt noch etwa zwanzig Millionen, nach Abzug der Reservedepots für meine letzten Stiftungen. Um mir die Plackerei vom Ha-Halse zu halten, die du als A-A-A-Amtsperson (er stampft auf, dann wieder gemessen) mit dem Plunder da anzetteln könntest, und um meine innerste Menschlichkeit nicht vor dem Pöbel entblößen zu müssen, biete ich dir den vierten Teil; das sind also rund zwei Millionen mehr, als du mir damals abverlangtest.

Justus

Deine Menschlichkeit ist seitdem — beträchtlich großmütiger geworden; ich erkenne das an, obgleich ich's erwartet habe. Aber du mußt mir schon erlauben, deine bekannte Opferwilligkeit

Christian

Gut, ich lege noch eine Million zu. Sechs Millionen — das ist mein letztes Wort! —

Justus

Du hast mich mißverstanden, mein Teurer; du mußt nicht denken, ich sei deinesgleichen, weil ich jetzt im schwarzen Rock

vor dir ſitze. Du haſt mich aus meiner Bahn geſtoßen, du opferwilliger Ehrenbürger! Du ernteſt den Lohn deiner Heldentaten, wenn ich dir nun dazu verhelfe, in der Sträflingsjacke vor mir zu ſtehn! Jawohl, edler Vetter: Gerechtigkeit will ich! die Welt von deinesgleichen ſäubern! das iſt meine Art Menſchenfreundlichkeit!

Chriſtian

Deine Gerechtigkeit braucht ſich nicht zu ereifern; ich begreife, daß du dich rächen willſt.

Juſtus

Sehr ſcharfſinnig, dein Begriffsvermögen.

Chriſtian

Willſt du mich trotzdem noch ruhig anhören? Nur eine kleine Weile noch?

Juſtus

Bitte; ich habe warten gelernt. Außerdem zappelſt du ſehr ergötzlich im Netz.

Chriſtian

Ich könnte ſagen, mein Anerbieten ſei nur eine Maske geweſen, um dein Pflichtgefühl auf die Probe zu ſtellen. Aber geſetzt, ich hätte wirklich die ungewöhnliche Tat vollbracht, deren du mich für fähig hältſt: ich hätte eine bejahrte Perſon, die nichts mehr konnte als ſich und andere quälen, mit ihrer Krankheit, mit ihrer Ha-Hartherzigkeit, mit ihrer hähähähämſchen Habgier (er ballt die Fäuſte, dann wieder ruhig) — die hätte ich aus dem Wege geräumt nach jahrelangem Gewiſſenskampf — hä-hätte dann wie ein Asket verſucht, meine heimliche Gewalttat zu ſühnen — hätte ſie hier in meiner Einſamkeit, in der Nacht meines Schweigens ſchwerer gebüßt, als ſich's ein Schuldloſer träumen läßt, — hätte immer weiter dieſe Erblaſt geſchleppt, die ich nur für ein Hirngeſpinnſt verwalte — für eine M-Menſchheit, die ich zu ſpät durchſchaute, die nichts

iſt als ein marternder Schemen —: verlangſt du noch mehr Gerechtigkeit?

Juſtus

Du vergißt, ich bin nicht mehr Leutnant genug, um deiner heroiſchen Märtyrer-Poſe einiges Verſtändnis zu widmen.

Chriſtian

Aber vielleicht verſtehſt du, daß ich inzwiſchen manches anders anſehen lernte. Vielleicht war mein Abſcheu gegen dein früheres Handwerk — deinen Beruf, wenn du das lieber hörſt — nur Verbohrtheit eines B-Büchermenſchen. Vielleicht iſt mir die Erkenntnis gekommen, daß auch Nächſtenliebe zur Hartherzigkeit führt, wenn ſie die Allernächſten vergißt über ihrem fernen Ziel. Ich bin dein Schuldner, ich weiß es lange; deshalb empört mich deine Beſchuldigung nicht. Und deshalb — nur deshalb, Juſtus! hörſt du? — wiederhole ich mein Anerbieten.

Juſtus

Zu ſpät, Euer Gnaden; einen Monat zu ſpät.

Chriſtian

Du irrſt. Ich habe ſchon letzte Weihnacht — denn dies (auf ſein Herz deutend) W-Wrack wird nicht lange mehr Stand halten — mein Teſtament beim Notar hinterlegt; darin ſtehſt du mit dem Betrag verzeichnet, den du einſt von mir gefordert haſt. Ich biete dir jetzt das Doppelte, weil ich dir mehr verdarb, als ich ahnte.

Juſtus

(auf ſeine Mappe ſchlagend)

Zum Teufel, alles verdarbſt du mir! Willſt du mich jetzt noch mit Großmut beſchwindeln? Dein Teſtament, wenn's wahr iſt, iſt mir ein Wiſch! Ein Verbrecher wie du hat ſein Erbrecht verwirkt! Kein Pfennig von deinem Mammon gehört dir! Wo nimmſt du die Stirn her, mich beſchwatzen zu wollen; du verrätſt dich ja ſelber mit jedem Wort!

Chriſtian

(tritt ihm langſam näher)

Ah — du hoffſt auf den ganzen Reſt meiner Erbſchaft. Verrechne dich nicht; nimm Vernunft an, Juſtus! Vergiß nicht, ich ſprach nur bedingungsweiſe! Es hat ſich ſchon mancher die Hand verſtaucht, der zu ſehr auf die Gerechtigkeit pochte.

Juſtus

Ich poche nur auf die Mappe hier. (Er nimmt ſie unter den Arm und ſteht auf.)

Chriſtian

Du kannſt dir alſo garnicht die Möglichkeit denken, daß ich jene Giftſendung für mich ſelbſt kommen ließ? daß ich mich wand vor Scham und Verzweiflung unter den frevelhaften Wünſchen, die ich — jawohl, ich bekenn es dir — unabläſſig in mir wuchern fühlte am Krankenbett meiner Quälerin?

Juſtus

Eine Möglichkeit zieht die andere nach.

Chriſtian

Und wenn nun die Zeugen für mich ausſagen? — Willſt du nicht wenigſtens die Anne erſt hören?

Juſtus

Der kannſt du viel vorgemunkelt haben. Aber wenn dir's Vergnügen macht, dich in ihrem Beiſein verhaften zu laſſen —

Chriſtian

(nähert ſich der Tür)

Ich tu's um Deinetwillen, Juſtus —

Juſtus

Ich warne nur vor Fluchtverſuch! Das Haus iſt auf beiden Seiten umſtellt —

Chriſtian

(ruft zur Tür hinaus)

Anne — (tritt dann neben den Bücherbord, lehnt ſich an und verſchränkt die Arme) —

Anne

(kommt, macht die Tür zu, beklommen)

Was iſt, Herr Chriſtian?

Juſtus

Der Herr Kommerzienrat will verreiſen.

Chriſtian

Ich bitte dich nochmals: nimm Vernunft an.

Anne

(beide Hände hebend)

Oh, Herr Juſtus, wie ſchauen Sie drein! — (Ihm näher tretend) Ich beſchwör Sie, was wollen Sie tun! — (Von ihm wegweichend) Einen Blutsverwandten ins Elend ſtoßen?

Juſtus

Ah, Sie wiſſen, worum es ſich handelt?!

Anne

(noch weiter wegtretend, bis vor den Tiſch)

Ich? was ſoll ich wiſſen? ich ſeh nur Ihr Auge drohn. Ich kenn Sie ja beide von Jugend auf. Ich weiß nur, was ich als Kind gelernt hab: Mein iſt die Rache, ſpricht der Herr!

Juſtus

Verzeihung, Schweſter Anne, der Herr iſt mir fremd. Und dem grauen Sünder da wohl erſt recht. Mein Herr iſt der Staat! mit ſeinen Geſetzen!

Anne

Einen Leidenden wollen Sie quälen? Spüren Sie's nicht, wie er bebt bis ins Herz?!

Chriſtian

Laß gut ſein, Anne; es iſt genug. Zum letzten Mal. Vetter: ich biet dir die Hand.

Juſtus

Ich verbitte mir deine — beſtechenden Geſten!

Chriſtian

(ſich reckend)

Nun, dann Kampf! Hüt dich! Ich bin bereit.

Juſtus

Sehr gnädig. Im Namen des Geſetzes: ich verhafte dich, Chriſtian Wach. (Die Tür öffnend) Wenn's gefällig, du haſt den Vortritt — (ſie ſchreiten beide langſam hinaus) — —

Anne

(die Hände faltend, leiſe)

Herr, erbarme dich ſeiner Seele — —

(Vorhang)

*

Zweiter Akt

Chriſtian Wach

(auf die Stuhllehne rechts des Tiſches geſtützt, zu dem Porträt hinaufſtarrend)

— — Jawohl, du haſt dich in mir verrechnet — von jeher, du Vampyr — du zwingſt mich nicht. (Sich die Hand auf den Kopf legend, ſchwer lächelnd) Hier dieſen Geheimſchrank öffnet keiner; jetzt weiß ich's endlich, kein Menſch bezwingt mich. (Es klopft an die Tür, und Anne tritt ein, bringt einen bunten Aſternſtrauß) — — Alſo ſoll's wieder losgehn mit der Verſchwendung, du unverbeſſerliche Perſon?

Anne

(die Vaſe mit dem Strauß auf den Tiſch ſtellend)

Ja, das hab ich mir geſtern Abend ſchon vorgenommen, als Sie heimkamen aus der — der —

Chriſtian

Unterſuchungshaft meinſt du; ſag's nur getroſt.

Anne

Nein, ſolch häßlich Wort, das paßt heut nit; aus der Prüfungszeit wollt ich ſagen.

Chriſtian

Und ſiehſt mich dabei ſchon wieder an, als müßt ich dem Himmel dafür auf den Knieen danken.

Anne

War's nicht auch eine Segenszeit? Als Sie hinein mußten, blühten die Roſen; mögen die Herbſtblumen noch mehr Segen bringen!

Chriſtian

Du ſollſt mich nicht ſo anſehn, Anne. (Sich an den Tiſch ſetzend, wie erſchöpft) Aber lieb iſt dein Strauß; und diesmal ohne Dornen.

Anne

Geb's Gott, Herr Chriſtian, geb's Gott! Aber Sie ſchauen nit dornlos drein; Sie müſſen jetzt wieder zu Kräften kommen. Gelt, ich darf Ihnen etwas Stärkendes bringen; ein Gläschen Wein! das macht Appetit!

Chriſtian

Wein —? Kein Tropfen kommt mir ins Haus!

Anne

Nur ein Gläschen Tokayer; ich hab die Flaſch noch.

Chriſtian

So — alſo für mich — — (nimmt plötzlich ihre Hand) o Anne, Anne (und preßt ſeine Stirn hinein) —

Anne

Ja, ſollt ich denn ſchwelgen, während Sie faſten mußten? (Behutſam über ſein Haar ſtreichend) Sie müſſen Ihr Herz erleichtern, Herr Chriſtian.

Christian

(schiebt sie sanft weg, steht auf)

Nein, mach mich nicht weich; es war nur ein Augenblick. Nichts wird an meinem Leben geändert! Wenn du dir etwa einbildest, die Haft habe mich mürbe gemacht —

Anne

O hätt sie nur! — Nein, ich bild mir nix ein.

Christian

Sie hat mich im Gegenteil ruhig gemacht — (er wendet sich ab, geht nach dem Fenster) innerst ruhig; das mußt du doch merken (läßt sich in den Korbstuhl nieder) —

Anne

(ihm folgend)

Das würd' mich ja freuen, innerst freuen —

Christian

Warum hast du denn so geweint im Gerichtssaal, als ich das Geständnis ablegte, ich wollte (auf das Porträt weisend) die da wirklich vergiften, wenn mich das Schicksal — du weißt, der Schlaganfall, der sie in ihrer Erregtheit hinraffte — nicht gnädig davor bewahrt hätte?

Anne

Ja, wie sollt ich denn da nit weinen, als Sie das so gewaltig aussagten, mit solchem Entsetzen vor sich selber! Sogar von den Herren Geschwornen und Richtern schneuzten sich welche vor großer Rührung. Und ich hab doch alles einst miterlebt: ich kenn doch Ihr Herz, Herr Christian!

Christian

(abermals aufstehend)

Nun, der Sanitätsrat war garnicht gerührt; der hat einfach den Schlaganfall bezeugt.

Anne

(ihm wieder durchs Zimmer folgend)

Ja freilich, natürlich; das tat ich ja auch!

Chriſtian

Und konnteſt vor Schluchzen nicht weiter reden. (Plötzlich ſich umdrehend, Auge in Auge) Du glaubſt wohl nicht, daß es ein Schlaganfall war?

Anne

(zurückweichend)

O — wie fragen Sie frevelhaft! — Was ich beſchworen hab, glaube ich auch. Und was ich außerdem glaube, o möchten Sie's fühlen —: wir ſind alleſamt Werkzeuge Gottes — der eine ſo, der andre ſo —

Chriſtian

(iſt an den Kamin getreten)

Mich friert, Anne; im Gefängnis war's wärmer. Von morgen an bitte mußt du heizen.

Anne

Aber ich kann doch natürlich gleich!

Chriſtian

Nein, ich ſagte: von morgen an. (Sich wieder an den Mitteltiſch ſetzend) Ich bekomme Beſuch heut, für den ich Kälte brauche.

Anne

Aber gelt, doch ein Gläschen Tokayer! Wirklich, Herr Chriſtian, es wird Ihnen gut tun.

Chriſtian

Ich bitte dich ernſtlich, mach mich nicht wild! W-Wein macht ſchwatzhaft, ich haſſe das! — Aber damit du deinen Willen kriegſt: Vetter Juſtus hat mich geſtern nach der Freiſprechung fragen laſſen, ob er heute Vormittag herkommen dürfe — dann kannſt du deine Flaſche kredenzen.

Anne

O welche Fügung — sehn Sie, auch dem hat Ihre Prüfungsstunde das Herz gerührt! — O, nnd ich hab's ja noch garnit bestellt: der Herr Regierungspräsident, der hat sich auch vorhin anmelden lassen. Sehn Sie, wie alle Menschen sich beugen, wenn sie den Finger Gottes spüren!

Christian

Du beurteilst die Menschen nach Dir, gute Anne. Sie kriechen zu Kreuz vor meinem Geld; und sind gerührt davon, wie's mich drückt.

Anne

Nein, nein, das sagt nur Ihr Groll auf Herrn Justus. Man hat Sie doch einstimmig freigesprochen.

Christian

Ja, weil man keine Beweise hatte. Weil man auf Staatsunkosten mal gnädig sein konnte. Weil man dem berühmten Menschenfreund zeigen wollte: wir kennen zwar jetzt deine giftige Seele, aber wir sind keine Unmenschen deinesgleichen, wir zahlen dir deine Wohltaten heim. Ein Geächteter bin ich ihnen! Meinst du, ich habe das nicht gemerkt?

Anne

O, wenn Sie nicht alles so schwarz ansehn möchten! Die Menschen sind lieber gut als schlecht; will jeder nur abwälzen, was ihn drückt.

Christian

Mein Geld drückt mich; begreifst du das nicht? — Übrigens: vorgestern ist da eine Witwe wegen Diebstahls verurteilt worden, die kleine Kinder zu Hause hat. Du wirst dir ihre Adresse verschaffen, und wenn sie aus dem Gefängnis kommt, richtest du ihr einen Laden ein; irgend ein Geschäft, das ihr paßt. Inzwischen nimm dich der Kinder an, daß man sie nicht ins Armenhaus sperrt.

Anne

Gern, Herr Chriſtian! O, wie gut Sie

Chriſtian

Schwatz nicht, Anne; die Frau ſcheint mir tüchtig! Sie hat den Diebſtahl ziemlich fein eingefädelt, erzählte mir mein Rechtsanwalt. Es macht mir Spaß, ihr Vertrauen zu ſchenken.

Anne

(ſich zu ihm neigend)

Warum verhehlen Sie Ihr Herz? Warum ſchenken Sie nicht auch mir Vertrauen?

Chriſtian

(abermals aufſtehend)

Ich kann mich noch garnicht wieder hier eingewöhnen; bitte, hilf mir den Lehnſtuhl herüber ſetzen. — (Während ſie den Stuhl an den Mittelliſch tragen) Es ſcheint, du biſt jetzt ſtärker als ich. — (Platz anweiſend) Nein hierhin, den Rücken gegen die Wand; ich mag das Bild heut nicht immerfort ſehn.

Anne

(den überſchüſſigen Holzſtuhl ans Fenſter ſtellend)

Ja, das hätt längſt ſchon hinaus gemußt. Darf ich's nicht endlich weghängen jetzt?

Chriſtian

Was ſoll das wieder! Laß dies Gepurre! Ich weiß beſſer, was ich ihr ſchuldig bin. (Sich ſetzend) Wenn ſie auch unleidlich war, das iſt vorbei. Daß du's ihr immer noch nachträgſt, ich verſteh nicht, wie ſich das mit deinem Chriſtentum reimt; du haſt ſie doch früher bemitleidet.

Anne

Die Toten haben das nicht mehr nötig; mir iſt nur um die Lebendigen bang.

Chriſtian

Du ſollſt mich nicht ſo anſehn, Anne! — Wahrhaftig, manchmal machſt du Augen, grad wie die Tante in ihrer

Sterbeſtunde; ſo merkwürdig in die Ferne fragend. — (Wiederum aufſtehend) Ich will mich doch lieber dorthin ſetzen; ſonſt denkſt du wohl wirklich, ich fürcht mich vor ihr. (Er ſchiebt den Lehnſtuhl rechts neben den Tiſch, Anne ſtellt einen andern Stuhl nach hinten.) Nicht wahr, das haſt du doch eben gedacht?

Anne

Ich glaub an keine Geſpenſtermärchen. Es hat ſich jeder genug vor ſich ſelber zu fürchten —

Chriſtian

(ſich ſetzend)

Ja, du haſt Recht: Geſpenſtermärchen — —

Anne

Nun fangen Sie wieder zu grübeln an. Ach, wenn Sie doch dahinter kämen, daß alle Selbſtbeſpiegelung eitel iſt, nit blos im Spiegel an der Wand.

Chriſtian

Laß, Anne; das verſtehſt du nicht. Ich muß mich erſt wieder zurecht finden hier.

Anne

Ich fühl doch aber, wie Ihnen das ſchwer fällt; und möcht die Laſt doch tragen helfen.

Chriſtian

Nein, geh jetzt; ich muß das allein überlegen. Ich habe ſchon ſelbſt daran gedacht, du wärſt vielleicht die rechte Perſon, mir den Reſt des Vermögens ver-p-pulvern zu helfen; ich werde das nächſtens mit dir beſprechen.

Anne

O, nicht das Geld, Herr Chriſtian; faſſen Sie doch Vertrauen zu mir! Erleichtern Sie Ihre bedrückte Seele! Wie eine Mutter bitt ich zu Gott darum; das wird Sie auch wieder geſund machen.

Christian
(aufstampfend)

Ich sag dir, laß das — geh — bring mich nicht auf! — (Ruhiger) Stell die Flasche für den Justus bereit; aber bring sie erst, wenn ich's dir sage! — (Während Anne langsam zur Tür geht) Und ich dank dir für deinen Asternstrauß; ich dank dir für alles, alles — hörst du? (Da Anne an der Türschwelle zögert) Nun, laß gut sein, geh jetzt; was stehst du noch —

Anne
(mit feierlichem Ausdruck, gedämpft)

Und nähmest du Flügel der Morgenröte und flüchtetest übers äußerste Meer, so würde dich meine Hand doch erreichen, spricht der Herr, dein Erbarmer — (sie geht hinaus) — —

Christian
(sich erhebend, mit abwehrender Handbewegung)

Gespenstermärchen — — (Er nimmt den Strauß und stellt ihn unter das Bild.) Ihr zwingt mich nicht — ihr kennt mich nicht — niemand! — (Draußen elektrisches Klingelzeichen; er gibt sich Haltung, tritt neben den Lehnstuhl. Dann geht die Tür auf, und es erscheinen: der Regierungspräsident und der Oberbürgermeister) — —

Präsident
(nach gegenseitiger leichter Verbeugung)

Verzeihung, wenn ich stören sollte, und bitte doch Platz zu behalten, Herr Rat; Sie werden sich leider noch etwas erschöpft fühlen.

Christian Wach

Nicht sonderlich, Herr Regierungspräsident; ich müßte lügen, wenn ich Ja sagen wollte. In unsern Gefängnissen lebt sich's bequemer, als es mancher bei sich zu Hause hat.

Präsident
(lächelnd)

Ich möchte es lieber doch nicht versuchen. Aber um zur Sache zu kommen: ich stehe vor Ihnen auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit unsers gnädigsten Herrn, zugleich im Auf-

trag des Miniſteriums, um Ihnen unverzüglich Ihre Ernennung zum Geheimen Kommerzienrat anzuzeigen. Die Regierung will damit ausdrücken und vor der Öffentlichkeit bekunden: erſtens ihre Teilnahme an dem glücklichen Ausgang eines Prozeſſes, der ſoviel peinliches Aufſehn erregt hat, zweitens ihr unverkürztes Vertrauen in den gemeinnützigen Charakter eines Mannes, der für die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit ſeinen perſönlichen Ruf gewagt hat. Nach der erſchütternden Seelenbeichte, die Sie vor dem Gerichtshof abgelegt haben, ſoll Ihnen dieſe Anerkennung eine dauernde Aufrichtung geben (er verbeugt ſich mit Gemeſſenheit) —

Chriſtian Wach

(lächelnd)

Sie ſoll mir wohl auch, Herr Präſident, eine dauernde Richtung geben. Ich danke Ihnen ehrerbietigſt und bitte dieſen (ſich verneigend) untertänigen Dank auch höheren Ortes zu vermelden, erſtens für die Teilnahme, zweitens für das — „unverkürzte Vertrauen". Ich werde mich, ſoweit es noch in meinen kurzen Kräften ſteht, dieſes Vertrauens würdig zu machen verſuchen.

Bürgermeiſter

Davon iſt jedermann überzeugt, Herr Geheimrat. Ich habe mich nicht blos mit eingefunden, um Ihnen zu der neuen Würde meinen Glückwunſch darzubringen (er verbeugt ſich gleichfalls gemeſſen) — ich komme zuvörderſt in Vertretung des Ausſchuſſes der Bürgerſchaft, ſodann noch beſonders als erſter Vorſitzender der Geſellſchaft der Menſchenfreunde, um Ihnen das allgemeine Bedauern über dieſe Anklage auszuſprechen, die zwar amtlich genügend begründet war, aber deren augenſcheinliche Unhaltbarkeit ſchließlich ſogar der Herr Staatsanwalt zugab. Sie dürfen davon durchdrungen ſein, daß niemand in den maßgebenden Kreiſen bei Ihrer ſtets betätig-

ten Menſchenliebe einen anderen Ausgang erwartet hatte, und daß die Unterſuchung der Leichenreſte Ihrer verewigten Frau Tante lediglich als Formalität, wie ſie die Rechtspflege unvermeidlich erfordert, vorgenommen werden mußte. Es ſtand wohl jedem von vornherein feſt, wenigſtens jedem Wohlgeſinnten, daß das Gift nicht mehr entdeckt werden konnte — das heißt, ich wollte natürlich ſagen: überhaupt nicht entdeckt werden konnte

Präſident
(ſehr raſch)

Überhaupt natürlich —

Chriſtian Wach
(ſehr langſam)

Überhaupt — — Ich danke verbindlichſt, Herr Oberbürgermeiſter. Darf ich nicht bitten, Platz zu nehmen?

Präſident

Es tut mir außerordentlich leid, aber meine Zeit iſt heute gemeſſen. (Sich verbeugend) Ich empfehle mich, Herr Geheimer Rat.

Chriſtian Wach
(ebenſo)

Ich empfehle mich, Herr Präſident.

Präſident

Begleiten Sie mich, Herr Oberbürgermeiſter?

Bürgermeiſter

Ich habe noch eine Kleinigkeit mit dem Herrn Geheimrat zu erörtern.

Präſident

Alſo auf Wiederſehn, meine Herrn — (er verbeugt ſich nochmals, geht ab) — —

Bürgermeiſter

Ich möchte mich nur in aller Kürze — doch ich bitte zunächſt um Entſchuldigung: Sie werden ſich hoffentlich nicht verletzt

gefühlt haben, weil ich vorhin ein wenig im Ausdruck fehlgriff —

Christian Wach
(lächelnd)

O, wie dürfte ich mich verletzt fühlen — nach allem, was geschehen ist — da Sie es doch so aufrichtig meinten —

Bürgermeister

Ja, dessen dürfen Sie sich versichert halten; aufrichtig, verehrter Herr Geheimrat! Und deshalb — (da Christian Wach auf die Stühle weist) nein danke, ich will mich wiegesagt nur in aller Kürze erkundigen —: Wenn es Ihnen etwa erwünscht sein sollte, daß Ihr mißliebiger Verwandter, der zwar in amtlicher Eigenschaft, aber offensichtlich nur aus Feindseligkeit gegen Sie vorgegangen ist, aus seinem Amte entfernt werde, dann will ich Ihnen diese Genugtuung gern bei dem Herrn Polizeidirektor erwirken.

Christian Wach

Sehr freundlich, Herr Oberbürgermeister. Aber ich bitte Sie „sich versichert zu halten": mein Vetter handelte nur aus dem Pflichtgefühl, das eine Eigentümlichkeit unsrer (lächelnd) etwas starrköpfigen Familie ist.

Bürgermeister

Nun, ich meinte blos: wenn sein Aufenthalt hier, in unserer traulichen Residenzstadt, Ihnen jetzt vielleicht unliebsam aufstoßen sollte: eine zeitweilige Strafversetzung würde ihm ohnehin wohl gebühren für seinen fruchtlosen Übereifer.

Christian Wach
(lächelnd)

Also hätte er doch vielleicht fruchten können? — Nein, im Ernst, ich bitte sogar inständig, meinem Vetter jegliche Gunst zuzuwenden, die seine Vorgesetzten ihm zollen würden, wenn er nicht zufällig mich beamtseifert hätte. Es wäre mir

wirklich sehr unliebsam, wenn man ihn grade mir zuliebe für eine Verdächtigung strafen wollte, die sein Beruf ihm aufnötigte, und die anfangs — nicht wahr, ich irre wohl nicht — auch andern eifrigen Amtspersonen und Menschenfreunden begründet erschien. Er ist gestraft genug durch den Mißerfolg; nicht zu reden von dem Erbschaftsverlust, den er einst durch mich erlitten hat, wenn auch nur wegen seines eigenen Starrsinns.

Bürgermeister

Ich bewundre die Selbstlosigkeit, Herr Geheimrat, mit der Sie nach dieser herben Erprobung Ihrer mitmenschlichen Gefühle die Angelegenheit ins Auge fassen. Und ich darf mich also der Hoffnung hingeben, Sie werden auch unserm Gemeinwesen gegenüber Ihre rühmlichst bekannte Gesinnung nach wie vor betätigen?

Christian Wach

In der Tat, ich werde nach Kräften versuchen, mich auch fernerhin zu betä-hähähätigen — (sich an die Kehle fassend) Verzeihung, mein Nervenübel meldet sich wieder. — Aber wollen wir uns nicht doch lieber setzen? Vielleicht ein Gläschen Wein gefällig? Denn Sie lieben doch die geselligen Freuden.

Bürgermeister

O danke, danke, bedaure aufrichtig; muß mich heute leider besonders beeilen. Aufrichtig, verehrter Herr Geheimrat! — Also wiegesagt, um mich kurz zu fassen: ich wünsche allseitige Wiederherstellung unseres guten Einvernehmens und Ihrer so wertvollen Gesundheit. (Er verbeugt sich würdevollst.)

Christian Wach

Ich werde wiegesagt bestrebt sein — (er verbeugt sich etwas weniger und läßt den Bürgermeister hinausgehn, ohne ihm das Geleit zu geben; sinkt dann in den Lehnstuhl und nickt vor sich hin) — — „Aufrichtig, verehrter Herr Geheimrat" — — (es klopft, die alte Anne erscheint) —

Anne

Kann der Herr Juſtus jetzt eintreten?

Chriſtian

Natürlich. Weshalb fragſt du erſt?

Anne

Soll ich den Wein gleich mitbringen?

Chriſtian

Du ſollſt tun bitte, was ich dir ſagte. Ich werde ſchon rufen, wenn's an der Zeit iſt. (Anne geht — Juſtus erſcheint; tritt zögernd näher, bleibt halbwegs ſtehen) — — Nun? diesmal ohne Aktenmappe? — Sehr liebenswürdig; bitte ſetz dich. (Während Juſtus an den Tiſch tritt) Willſt dich wohl teilnehmend erkundigen, wie mir der Spaß bekommen iſt?

Juſtus

Ich muß deinen Spott leider hinnehmen, Vetter; oder vielmehr, ich nehme ihn gern hin. Ich habe das ehrliche Bedürfnis, dich um Verzeihung zu bitten für die Kränkung, die ich dir leider antat in meinem blinden Haß. Die alte Anne hatte ganz Recht: ſchließlich ſind wir doch Blutsverwandte.

Chriſtian

Ich habe ſchon ſoviel Ehrlichkeit heut genoſſen, daß ich dir auch die deine verzeihe. Alſo nochmals: nimm endlich Platz.

Juſtus

(ſetzt ſich links des Tiſches)

Ich begreife deine mißtrauiſche Laune. Aber ſie kann mich nicht hindern, dir zu bekennen, daß ſich meine Meinung über deinen Charakter von innerſtem Grund aus geändert hat. Du haſt mich entwaffnet — ganz und gar — bis unter die nackte Haut ſozuſagen — ſodaß ich mich vor mir ſelber ſchämte —

Chriſtian

Armer Vetter, wie ſtockend du redeſt; du haſt dich wieder mal gut präpariert. Beruhige dich: ich werde dir's nicht vergeſſen, wenn ich nächſtens mein Teſtament neu verfaſſe. Oder brauchſt du gleich einen Vorſchuß drauf?

Juſtus

Ich muß mir's gefallen laſſen, wenn du mich demütigſt; aber du brauchſt es nicht noch mehr zu tun, als ich es wahrlich ſelbſt ſchon tat. Es iſt mir nicht leicht geworden, Chriſtian, mich dermaßen zu überwinden, daß ich einem Menſchen Abbitte leiſte, den ich glaubte verachten zu dürfen. Ich hab's mir natürlich überlegt, und weiß alles, was du mir einwenden kannſt; aber mir deucht, auch du könnteſt wiſſen, nach meinem ganzen Verhalten bei dieſer Erbſchaftsgeſchichte, daß ich es nicht aus Berechnung tue.

Chriſtian

Nein, du biſt ja Juſtus, auf deutſch der Gerechte. Nun, es freut mich ehrlich, wenn du erkannt haſt, daß die Rachſucht ein ſchlechtes Geſchäft iſt; man verrechnet ſich leicht, wenn man gar zu eifrig iſt.

Juſtus

Ich gebe zu, ich wollte mich rächen. Aber ich glaube, ein Menſch wie du wird es menſchlich verſtehen können, daß ich mich einigermaßen gereizt dazu fühlte. Und jedenfalls: ich bereue es jetzt.

Chriſtian

Ja, das Lebensgeſchäft macht uns alle mürbe, ſelbſt den ſchneidigſten Rechenmeiſter.

Juſtus

Du legſt mir wirklich falſche Beweggründe unter.

Christian

O, jeder rechnet auf seine Weise, auch wer die Erbschleicher glaubt „verachten zu dürfen“. Du stößt wohl jetzt auf allerlei Schwierigkeiten in deiner amtlichen Regeldetri?

Justus

Es schmerzt mich um Deinetwillen, Christian, daß du dich boshafter stellst, als du bist. Oder fühlst du mir's in der Tat nicht an, daß auch ich aus reiner Wahrheitsliebe meine menschliche Schwachheit bekenne? Ich kann dich nicht für so fühllos halten; jetzt nicht mehr, du hast mich überwältigt. Dein letztes Bekenntnis vor Gericht hat mich ergriffen wie noch nichts im Leben.

Christian

Aber dann gönne mir doch den reinen Triumph, den meine Selbstbeherrschungskunst — „man könnte auch sagen: Verstellungskunst“ — über deine Schwachheit errungen hat. Nicht wahr, auf diesen ehrlichen Kunstgriff war deine Menschenkenntnis nicht vorbereitet? Ja ja, lieber Vetter, sie ist nicht so einfach, die Algebra der Verbrecherseele.

Justus

Du wirst mich nicht irre machen mit deinen Scherzen. Ich werde nicht aufstehn von diesem Stuhl, bis du mir die Hand zur Verzeihung reichst, meinethalben auf Nimmerwiedersehn. Ich traue dir nicht die kleinliche Rachsucht zu, daß du die einzige Genugtuung ablehnen wirst, die ich dir in meiner erbärmlichen Lage, der Besiegte dem Sieger, noch bieten kann.

Christian

O, du kannst noch allerlei von mir lernen, sogar im Satisfaktions-Comment. Ich gebe dir zum Beispiel den guten Rat, deine Rache nicht auf die lange Bank zu schieben; es ist dir schon einmal schlecht bekommen. Hättest du im Sommer

nicht vier Wochen gewartet, um mir die ſcherzhafte Überraſchung zu meinem Geburtstag zu bereiten: wer weiß, ob du jetzt der Beſiegte wäreſt. Einem ſimpeln Kommerzienrat hätte man eher die Maske des Menſchenfreunds abgeriſſen, als einem Ehrenbürger und Kronordensritter; die Behörden konnten es doch nicht wünſchen, durch meine Verurteilung mitsbasblamiert zu werden. Alſo lieber Juſtus, ich rate dir nochmals, deine geheimpolizeilichen Gerechtigkeitspläne nicht aus gar zu langer Hand weiter zu ſpinnen; du verwickelſt dich ſonſt im eigenen Netz.

Juſtus
(aufſtehend)

Wenn du mich durchaus wegjagen willſt: nun gut, du kannſt es, dann ſind wir quitt! Dann biſt du nicht der hochherzige Dulder, vor dem ich mich endlich beugen wollte! Dann biſt du wirklich vom Fluch des Reichtums ſo bis ins Mark zuſchanden gequält, daß du überall nur noch Schmarotzer witterſt!

Chriſtian

Dann bin ich der ehrloſe Knecht meines Geldes, der nicht geduldig zum Pranger geſchleift ſein wollte! (Gleichfalls aufſtehend) Dann bin ich der verworfene Heuchler, der nicht die gnädige Hand drücken will, die ihn dem Schandmaul des Pöbels pspreisgab! Dann bin ich der Schurke, der argwöhniſche, der auf all die wswohlfeilen Worte höhnt, womit wir unſre Untat beſchönigen! Dann — ah: (taumelnd) hahahalt mich, Juſtus: das Herz!

Juſtus
(ihm beiſpringend)

Verdammt ja, was iſt —?

Chriſtian

Laß — es geht ſchon vorüber. — (Sich ſetzend) Es war nur ein kleines Erinnerungszeichen — (lächelnd) an meine Selbſt-

beherrſchung, weißt du. Laß dich's nicht kümmern, ſetz dich wieder. — (Da Juſtus zögert) Was äffſt du uns beide mit Großmutsgrimaſſen. Du mußt doch merken, wie gern ich mich ausſprechen möchte; du biſt doch ſonſt ein witziger Menſch. Alſo ſetz dich; hier haſt du meine Hand.

Juſtus

Ich dank dir — (gibt ihm die Rechte)

Chriſtian

(ihn fixierend)

Ich trau dir! — Nun? Was zuckſt du zurück? —

Juſtus

Du biſt mir unheimlich, Chriſtian —

Chriſtian

Hahaherrlich! Siehſt du, wie ich mich freue! das war doch endlich ein ehrliches Wort! — Aber im Ernſt: haſt du wirklich nicht gemerkt, wie ich brenne auf eine Ausſprache, eine wirklich vertrauliche Ausſprache, nach meiner unfreiwilligen Einſamkeit? Mit der alten Anne, ſo redlich ſie iſt, kann man doch blos das Einfachſte reden; und andre Freunde hab ich ja nicht. — (Es klopft, und Anne tritt mit dem Sanitätsrat ein) — Ah, lieber Geheimrat, alter Freund, nett daß Sie auch auf den Buſch klopfen kommen; ich fühle mich recht behaglich heute (er weiſt auf die Stühle neben ſich).

Sanitätsrat

(hinter dem Tiſch Platz nehmend)

Kann mir's denken, verehrteſter Herr Kollege von der finanziellen Fakultät; traf eben den Bürgermeiſter, gratuliere — (ſich verneigend) zu der neuen Würde und Würdigung. Iſt ja ein wahrer Triumph der Gerechtigkeit; ſchade, daß Sie keine Zeitungen leſen. Die ganze Preſſe ſingt Ihnen Ho-

ſtanna; ſelbſt die Sozi blaſen ins Jubelhorn. (Zu Juſtus, der ſtehen geblieben iſt) Ich genier Sie doch nicht, Herr (gedehnt) Polizeikommiſſar — ?

Juſtus

Keineswegs, Herr Geheimer Sanitätsrat; ich wollte mich ohnehin empfehlen. Ich kam nur her, um meinem Vetter die gebührende Abbitte zu leiſten.

Chriſtian

Nein, Juſtus, das darfſt du mir jetzt nicht antun; ich muß dich tatſächlich noch etwas fragen.

Sanitätsrat

Dann nichts für ungut, Herr Leutnant, Sie kennen mich ja; (ihm mit komiſcher Würde die Hand hinſtreckend) es irrt der Menſch, ſolang es geht —

Chriſtian

Alſo bitte, im Ernſt: Verſöhnungsfeier — (Juſtus gibt läſſig dem Sanitätsrat die Hand und ſetzt ſich wieder links des Tiſches). Bitte, Anne, du weißt ja (ſie nickt, geht hinaus) — ich danke dir, Juſtus.

Sanitätsrat

Aber Sie haben's zu kalt hier im Zimmer; für Ihren Körper iſt Kälte jetzt Gift! (Chriſtian zuckt ein wenig zuſammen.) Ah Pardon, das verflixte Prozeßwort; man wird es garnicht mehr los aus den Ohren, alle Zeitungen wimmeln von Vergiftungs-Wortſpielen. Für einen Medizinmann recht amüſant; ich darf doch ruhig davon reden?

Chriſtian

O bitte — (lächelnd) ſeh ich denn unruhig aus?

Sanitätsrat

Na, Verehrter, nur keine Fiſimatenten; Ihre Ruhe iſt mir nicht ganz geheuer. (Inzwiſchen iſt Anne zurückgekommen, ſetzt eine Platte mit Gläſern und Weinflaſche auf den Tiſch.)

Chriſtian

Nun, dann wollen wir heizen, meine Herrn. Bitte, Anne, ſchänk ein

Sanitätsrat und Juſtus

Nein danke — danke — (ſtrecken gleichzeitig raſch die Hand zur Abwehr) —

Chriſtian

So enthaltſam auf einmal? Nun, Anne, dann mir nur. (Lächelnd.) Es iſt wirklich kein Gift drin, meine Herrn.

Sanitätsrat

Aber Beſter, empfindlich —? Na, Schweſter Anne, dann ſein Sie mal auch zu mir barmherzig (er läßt ſich gleichfalls einſchänken) —

Chriſtian

Juſtus —?

Juſtus

Ich bin's zwar nicht mehr gewohnt vormittags. Aber —

Anne

(nachdem ſie auch ihm eingeſchänkt)

Iſt gern geſchehen, Herr Juſtus.

Sanitätsrat

(während Anne hinausgeht)

Alſo dann, mein teuerſter Herr Patient: wie geſagt, es lebe die Herzensbewegung! — (Sie ſtoßen gemeſſen an und trinken) — Denn wie geſagt: Ihre Ruhe gefällt mir nicht, kommt mir nach all dem Traraa etwas unheimlich vor. Hatte eigentlich von der vertrackten Affäre eine Art Nervenbelebung für Sie erwartet. Drückt Sie vielleicht ein geheimer Schmerz? Das heißt, verſtehen Sie recht, ich meine: irgend ein Groll, ein verbiſſener Kummer? Nur nichts in ſich freſſen, Verehrter! Trinken Sie öfters ein Gläschen Champagner und ſprechen Sie ſich mit jemand aus, wenn die Geſchichte Sie immer noch wurmt.

Chriſtian

Ha-hörſt du's, Juſtus: ich ſoll mich geſund beichten! Vor Gericht, das genügte noch nicht! Alſo klopf mir mal gründlich aufs Gewiſſen!

Sanitätsrat

Spotten Sie nur, das iſt gut gegen Blutſtockung; der Herr Vetter wird's Ihnen nicht verargen. Wir müſſen uns hüten, Verehrter, vor Apoplexie! Und bei Neuroſen, ſo rätſelhaft wie die Ihre, kann Herzenserleichterung Wunder tun. War mir ſchon im Prozeß höchſt intreſſant, daß Sie plötzlich nicht mehr zu ſtottern brauchten. Alſo nochmals: nur keine Mördergrube!

Chriſtian

(Juſtus zutrinkend)

Haha-Heil dir alſo, du Wundertäter! — Aber, mein lieber Geheimrat, was reizt Sie blos, daß Sie mich durchaus geſund machen wollen? Meine Krankheit iſt doch viel intreſſanter.

Sanitätsrat

Na, erlauben Sie, Beſter, bedenken Sie: ich bin doch immerhin Vorſtandsmitglied der Geſellſchaft der Menſchenfreunde! Jahresbeitrag fufzig M, ungerechnet die Liebesmähler! — (Er trinkt aus und ſteht eilfertig auf) Alſo wohl bekomm's, meine Herrn; mehr als guten Rat kann ich leider nicht geben — (verbeugt ſich lächelnd, geht händereibend ab) — —

Chriſtian

Nun, ſo nachdenklich, Herr Gewiſſensrat? Trink doch, du ſollſt mich doch animieren!

Juſtus

Auf den neuen Charakter denn, Herr Geheimrat — (blickt ihn forſchend an und trinkt aus) —

Chriſtian

(ihm das Glas wieder füllend)

in der alten Mördergrube, nicht wahr? — Du dachteſt wohl wirklich im erſten Augenblick, ich wollte uns alle zuſammen vergiften?

Juſtus

Offen geſagt, Vetter, ich würde dir dankbar ſein, wenn du einen andern Ton zu mir anſchlagen könnteſt. Ich bin vielleicht doch nicht „witzig" genug, um über derlei Scherze zu lachen.

Chriſtian

Und wenn's nun keine Scherze wären? Wenn ich nun doch vielleicht gemordet hätte, noch viel planmäßiger, als du dachteſt? Wenn (nach dem Porträt weiſend) der Schlaganfall meines Opfers kein Zufall war, ſondern von mir herbeigeführt, um auf alle Fälle ſicher zu gehn? Biſt du noch garnicht auf den Einfall gekommen, daß man Wutanfälle künſtlich bewirken kann?

Juſtus

Es ſcheint, du gefällſt dir in der Rolle des ſkrupelloſen Übermenſchen. Du ſollteſt mit ſolchen Gedanken nicht ſpielen in deinem überreizten Zuſtand. Du kannſt dich doch unmöglich wohl dabei fühlen.

Chriſtian

Meinſt du, die menſchenfreundlichen Milliardäre, die in Amerika Kirchen und Schulen ſtiften und Krankenhäuſer und Volksküchen, die zögen ihre Gefühle zu Rate, wenn ſie mit ihren Börſenmanövern andere Menſchen zu Grunde richten? Oder um ein Beiſpiel zu wählen, das deinem Opferſinn näher liegt: hat ſich etwa der General Bonaparte, oder irgend ein andrer Schlachtenlenker, jemals mit Gewiſſensſkrupeln über M-Maſſenmord abgegeben? Und doch bewundert ihn die chriſtliche Menſchheit; genau wie den großen Kaiſer Karl, der zum höheren Ruhm ſeines Hahaha-Heilands ein ganzes Heer Heiden abſchlachtete, oder den edlen Bürger Robespierre,

der zu Ehren der Freiheit Tauſende Mitbürger in den Kerker und aufs Schaffott ſpedierte. Ja, die menſchliche Beſtie iſt ſehr befliſſen, heilige Zwecke zu erfinden, unter deren Nimbus ſie ſich austoben kann. (Sein Glas hebend) Trink, lieber Juſtus, und lerne lachen! —

Juſtus

(während Chriſtian trinkt und ſich haſtig das Glas wieder füllt)

Du könnteſt dich auch auf Nero berufen, an deſſen irrſinnigen Greueltaten ſich der Pöbel im Kino noch heute entzückt. Trotzdem hält jeder anſtändige Menſch ſolchen großſpurigen Böſewicht im Grunde für einen armen Teufel, der in die Beſſerungsanſtalt gehörte.

Chriſtian

(auflachend)

Hahahimmliſch! du biſt ja ungemein witzig! Wahrhaftig, das Alleranſtändigſte wäre, wir gingen alle in die Beſſerungsanſtalt; es iſt für Hans Jedermann immer noch leichter, ein Engel in Menſchengeſtalt zu werden als ein Teufel von Übermenſchengröße. Aber du trinkſt ja garnicht, du Menſchheitsretter; zum Wohl, mein gütiger Beichtvater! (Er trinkt mit ſichtlicher Erregtheit.)

Juſtus

(nur kurz Beſcheid tuend)

Zum Wohl — wenn dich die Beichte nicht reut. Vielleicht iſt es dir in Wahrheit lieber, dich nicht weiter auszuſprechen.

Chriſtian

Was weißt du von meiner Wahrheit, Menſch! (Sich mäßigend, ſtarr vor ſich hin) Was weiß ich ſchließlich ſelber davon.

Juſtus

Beruhige dich; ich will ſie nicht wiſſen.

Chriſtian

Wer kann denn die Wahrheit über ſich ſagen? Das Wahre iſt immer nur, was man tut!

Juſtus

Ich will auch von deinen Taten nichts wiſſen. Ich bin durchaus nicht darauf verſeſſen, mich in dein Vertrauen zu drängen.

Chriſtian

(lächelnd)

Aber du bleibſt mit Vergnügen ſitzen, weil meine Worte dein M-Mißtrauen ködern. Vergiß nicht, es ſind blos — „Gedankenſpiele". (Er trinkt wieder mit merklicher Haſt.)

Juſtus

Ich bin geblieben, Chriſtian, weil du mich etwas fragen wollteſt. Wenn's dir leid geworden iſt, gehe ich gern.

Chriſtian

Aber nein, das wirſt du mir doch nicht antun, du reue-voller Blutsverwandter! Du mußt doch anſtandshalber ein bißchen Mitleid haben mit meinem „überreizten Zuſtand"! Natürlich will ich dich etwas fragen, ſehr viel ſogar, du wirſt dich wundern! Du mußt doch auch von Berufswegen einigen Anteil daran nehmen, wie der verfolgten Unſchuld zumute iſt! Nicht wahr, lieber Vetter, das mußt du doch?

Juſtus

Alſo —?

Chriſtian

Du ſcheinſt es ja garnicht erwarten zu können — (er will wieder trinken, beherrſcht ſich aber). Alſo: geſetzt zum Beiſpiel den Fall, dir kämen jetzt, nachdem ſich dein Urteil über meinen Charakter geändert hat — von Grund aus geändert hat, wie du ſagteſt, — da käme dir nun ein D-Dokument in die Hand, womit du dem ho-hohohohen Gerichtshof den vollen Beweis erbringen könnteſt, daß ich mich in der Tat vor Jahren als Unmenſch (abſichtlich) betäterätätigt habe: was würdeſt du da tun, lieber Juſtus?

Justus

Du wirst doch nicht im Ernst erwarten, daß ich auf solche wahnwitzige Frage eine vernünftige Antwort geben soll.

Christian

Du meinst, ich würde jetzt nicht mehr ins Zuchthaus, sondern ins Irrenhaus gehören? Sehr freundlich, aber das scheint mir falsch; ich halte meine Vernunft für recht klar. Doch gesetzt, ich war wirklich so irrsinnig, aus allgemeiner M-Menschenliebe einen einzelnen Menschen zu morden, dann ist doch Irrsinn noch kein triftiger Grund, einen M-Mörder freizusprechen. Das wäre wohl höchstens dann vernünftig, wenn alle Irren Mörder wären. Du bist doch jedenfalls der Ansicht, mindestens doch von Amtswegen, daß man verbrecherische Gelüste aus der Menschheit ausrotten müsse, und daß sich das nur durchsetzen läßt, wenn man die Verbrecher bestraft. Warum also einen M-Mörder schonen, der zufällig auch noch irrsinnig ist; den müßte man doch erst recht bestrafen, damit sich nicht etwa andre Irre ein reizendes Beispiel an ihm nehmen. Ja, wär's noch ein Mammama-Massenmörder, vor dem sich die vernünftige Menschheit mit Staunen und Grauen verkriechen könnte! Aber ein ganz gewöhnlicher Gelegenheitsmörder: wozu denn den unter die Glasglocke setzen? — Ich glaube, du wirst mir zugeben müssen, daß meine überreizten Gedankenspiele ziemlich folgerichtig sind.

Justus

Unheimlich richtig — wie ich gleichfalls schon sagte.

Christian

(lächelnd)

Ja, es ist schwer, sich verstehen zu lernen. (Das Glas hebend) Zum Wohl! so trink doch endlich aus!

Justus

(ſein Glas mit der Hand bedeckend)

Nein, danke; keinen Tropfen mehr.

Chriſtian

Du fürchteſt wohl, du lernſt mich zu gut verſtehen? — (Das Glas hinſetzend, ohne getrunken zu haben) Soll ich dich lieber nicht weiter fragen?

Justus

(lächelnd)

Ich fürchte, du wirſt es nicht laſſen können.

Chriſtian

Sehr wahr! Du fängſt wirklich an zu verſtehen! — Alſo geſetzt, du fändeſt irgend ein Schriftſtück, das mein Verbrechen unwiderleglich bewieſe — zum Beiſpiel ein Tagebuch von mir, das ich damals geſchrieben hätte — in das ich alles verzeichnet hätte, was mich zu der Untat verführte — in dem ich mir Rechenſchaft ablegte, über meine Gedanken und Gefühle, vor der Tat und nach der Tat — wie ich mit meinem Gewiſſen kämpfte, jahraus jahrein, von W-Woche zu Woche — wie ich mich prüfte und mich quälte mit meiner ſchauderhaft klaren Vernunft — wie ich l-langſam die Feigheit überwand, die in unſern ſittlichen Grundſätzen niſtet — wie ich in allen Gründen und Abgründen meiner Seele herumſtocherte, um die Gewürme der Angſt und Reue, des E-Ekels und Dünkels zu zerquetſchen — (er hat ſich krampfig ans Herz gegriffen) —: würdeſt du jetzt noch w-willens ſein, mich auf Grund eines ſolchen Bekenntniſſes öffentlich zu brandmarken? —

Justus

Aber lieber Chriſtian, nimm's nicht übel, verzeih mir meine Offenheit: das ſind ja leere Hirngeſpinnſte. Solch Tagebuch iſt doch nicht vorhanden, alſo kann ich es auch nicht finden, alſo auch zu der Frage nicht Stellung nehmen.

Christian

Du meinſt, weil du's nicht gefunden haſt bei deiner amtlichen Hausſuchung hier? (Lächelnd) Haſt wohl gründlichſt an den Wänden geklopft? zum Beiſpiel (nach dem Porträt weiſend) hinter dem Erbſtück da! — Nun, vielleicht gibt es doch Verſtecke, die ſelbſt einem Detektivoffizier ein Buch mit ſieben Siegeln ſind.

Juſtus

(lachend)

Da kann ich dich gründlichſt beruhigen! In der alten Bude, die wir von Kindheit an kennen, iſt mir kein Blättchen verborgen geblieben, geſchweige ein ganzes Tagebuch.

Christian

Nun, die Mühe hätteſt du ſparen können. Es wäre doch gar zu gewöhnlich geweſen, ein ſolches Beweisſtück hier aufzubewahren, wo jeder Schnüffler es finden konnte; für einen ſo harmloſen Böſewicht wirſt du mich jetzt wohl nicht mehr halten. Aber geſetzt, ich hätte es anderswo, an ganz ſicherer Stelle, hinterlegt, unter unantaſtbarem Siegel — zum Beiſpiel bei irgend einem Notar, oder in der Stahlkammer einer Bank, etwa als Anhang zu meinem T-Teſtament, das erſt nach meinem ſeligen Tod gerichtlich geöffnet werden darf—: geſetzt, ich hätte meine Erben, zum Beiſpiel einen gewiſſen Juſtus, oder vielleicht auch die alte Anne, mit der Erlaubnis betrauen wollen, die Menſchheit darüber aufzuklären, welch Scheuſal dieſer M-Menſchenfreund war — mit welcher kaltblütigen Hihihi-Hinterliſt er ein gebrechliches Weib umgarnte, wie er ihre Krankheit mit langſamen Reizmitteln nährte, ihren zügellos gewordenen Jähzorn bis zur Selbſtzerrüttung aufpäppelte — wie er ihr ſchließlich ſeinen M-Mordplan enthüllte, daß ſie vor ohn-m-m-mächtiger Wut

Juſtus

(brüſt aufſtehend und ſich reckend)

Genug! jetzt hab ich genug gehört! — Ich bedauere meine Gutgläubigkeit, ich ſpeie auf deinen frechen Hohn. Du denkſt, du biſt jetzt ſicher vor mir; du wirſt dich irren, du kennſt mich noch nicht! Ich werde nicht ruhen, bis du entlarvt biſt; keinen Schritt mehr ſollſt du im Leben tun, hinter dem du nicht meine Augen ſpürſt! Bei Tag und Nacht, ich werde dir nah ſein: dein Doppelgänger, dein Alb, dein Geſpenſt —

Chriſtian

(hat ſich gleichfalls erhoben, ihm fiebrig in die Augen ſtarrend)

Du wirſt mir „von Grund aus" willkommen ſein. Du wirſt mir das höchſte Vergnügen bereiten, nach dem ich im Leben getrachtet habe. Du wirſt mir tagtäglich den vollen Genuß meiner M-Menſchenwürde verſchaffen! Du wirſt mir der Hund ſein, der bis zum Irrſinn nach meiner Gewiſſenspfeife tanzt! Du wirſt

Juſtus

Ich werde dein Spiegel ſein! Du biſt ja der bodenloſeſte Teufel, der ſich jemals vor ſich ſelber verſteckt hat! Ich werde dir endlich einmal zeigen

Chriſtian

dein wahres Antlitz! nicht wahr? ha-ha-hah! — Iſt das deine Reue, du „anſtändiger Menſch"?! Kenn ich dich jetzt, du ehrlicher Vetter?! Ich kann dir noch mehr Verbrechen vorlügen, um dein M-Mitgefühl zu befriedigen! Ich ſollte wohl gleich vor Rührung zerſchmelzen ob deiner edlen „Gutgläubigkeit"? Hahahimmliſch, du entlarvter Engel, du Cherub der Gerechtigkeit! Hab ich dir „endlich einmal" ins Herz geleuchtet? in die M-Mördergrube — hha-ha-ha — ah — (ſein Gelächter ſchlägt um in einen Wehlaut, er greift in die Luft und bricht zuſammen) —

Juſtus

(beugt ſich über den Tiſch vor, mit beiden Fäuſten aufgeſtemmt, betrachtet kalt den Ohnmächtigen)

— Diesmal ſcheint's echt; — du trauſt dir zuviel zu, Burſche. — (Er geht langſam zur Tür, öffnet, ruft) Schweſter Anne! — (Er zieht ſeine Taſchenuhr, überlegt) —

Anne

Was iſt? (Erſchreckend) Um Gottes willen — (ſie eilt an den Lehnſtuhl, nimmt Chriſtians Kopf in den Arm, lockert ihm Kragen und Halsbinde)

Juſtus

(an der Tür bleibend)

Dem Herrn iſt der Wein wohl zu ſtark geweſen; ich werde den Sanitätsrat holen. Und den Notar; wie heißt er doch gleich?

Anne

Welcher Notar? Ich weiß ihn nicht. Der Herr ſagt mir nichts von ſeinen Geſchäften.

Juſtus

Nun, dann nachher; auf bald, Schweſter Anne. Wir müſſen dem Herrn jetzt ein bißchen beiſtehn; wir wollen nachher darüber ſprechen.

Anne

Gewiß, Herr Juſtus, das wollen wir.

Juſtus

Alſo auf bald!

Anne

Auf bald, Herr Juſtus. — (Nachdem Juſtus gegangen iſt, leiſe) Vater, hilf deinen ſchwachen Kindern — —

(Vorhang)

*

Dritter Akt

Christian Wach

(sitzt im Lehnstuhl hinter dem Mitteltisch, den Unterkörper in schwarze Decken gehüllt. Vor ihm liegen Geschäftspapiere, in denen er blättert und Zahlen nachrechnet, in der linken Hand einen Bleistift haltend. Man sieht, sein rechter Arm ist gelähmt, hängt in einer schwarzen Binde. Seine Stimme klingt untergraben.)

— — Also noch knappe neun Millionen — (den Bleistift hinlegend) es geht zu Ende, Christian Wach. — (Sich mühsam nach dem Porträt umwendend) Deine Schatzgrube ist bald leer, alter Drachen! — (Hand aufs Herz legend, schwer vor sich hin) Und die Mördergrube wird immer voller — —

Die alte Anne

(tritt in die Tür, ein winziges, aber sorgsam geschmücktes Weihnachtsbäumchen auftragend)

So, Herr Christian, damit Sie doch merken, daß uns heute der Heiland geboren ist — (vor ihn hintretend) der Erlöser, lieber Herr Christian! — (Das Bäumchen auf den Tisch stellend) Gelt, ich darf es heut Abend uns anzünden; zu Heilig-Abend ist das keine Verschwendung.

Christian

Das hast du doch früher nicht getan. (Lächelnd) Du denkst wohl, jetzt bin ich hilflos genug, daß du mir neue Lichter aufstecken kannst?

Anne

Ja, ich hätt mir schon eher ein Herz fassen solln. Wir sind allesamt hilflos genug.

Christian

Besonders wenn wir's uns einreden lassen. Ich halte mich lieber an das Sprichwort: hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Das ist auch für die Gottlosen brauchbar.

Anne

Es gibt noch ein ander Sprichwort, Herr Christian: Gott verläßt die Seinen nicht. Und mancher ist sein, der's nicht wahr haben will.

Chriſtian

Wenn ich nicht wüßte, wie gut du's meinſt, könnt ich glauben, du dankſt deinem Gott im ſtillen, daß er mich damals nach meiner Freiſprechung (auf ſeinen rechten Arm deutend) mit dem Schlaganfall begnadet hat.

Anne

Seine Wege ſind nicht die unſern.

Chriſtian

Schon recht, ſchon recht; ich kenn deine Standreden. (Auf den Stuhl zu ſeiner Linken weiſend) Komm, ſetz dich lieber, ich muß dir was ſagen. Aber ſtell erſt das Bäumchen einſtweilen beiſeite, ſonſt vergeht mir bis Abend die Freude daran. (Während Anne es auf den Bücherbord trägt) Ich habe geſtern mit dem Notar mein Teſtament ins Reine gebracht (er berührt die Papiere, ſchüttelt ſich unwillkürlich) — aber leg noch bitte etwas Holz aufs Feuer. Und wenn nachher der Miniſter kommt, legſt du nochmals ein bißchen nach. Hat er nicht melden laſſen, worum ſich's handelt?

Anne

(ein paar Scheite in den Kamin legend)

Es wird halt wegen der neuen Stiftung ſein; die Grundſteinlegung der Radioklinik.

Chriſtian

Nein, das hab ich mir ſchon verbeten, daß ſie auf meinen Namen getauft wird. Alſo komm jetzt, wir wollen uns ausſprechen.

Anne

(ſich ſetzend, ihm in die Augen blickend)

Ja, wenn Sie das wollten, Herr Chriſtian —

Chriſtian

Willſt du mich wieder aufregen, Anne? Das kannſt du dem Juſtus überlaſſen! — Er hat ſich wohl jetzt mit dir ver-

ſchworen, meine werte S'Seele zu retten? Seitdem er hier mit im Hauſe wohnt, wird er von Tag zu Tag chriſtlicher.

Anne

Auch der Herr Juſtus meint's gut auf ſeine Weiſe.

Chriſtian

Gewiß, verſteht ſich; und ich lohn's ihm auf meine. Das eben will ich mit dir beſprechen.

Anne

Wenn Sie's aber doch aufregt! grad immer das! Immer wieder dieſe unſelige Erbſchaft, dieſe Sorge um den morgigen Tag. Und grad zum Chriſtfeſt; es hat doch Zeit.

Chriſtian

Nein, Anne, mit meiner Zeit iſt's bald aus; kannſt ruhig darüber reden mit mir. Meinſt du, ich fürchte mich vor dem T'Tod? Was tut's denn, ein bißchen früher zu ſterben, als es ohne die Sorge vielleicht geſchähe. Was heißt denn ſterben? keine Sorgen mehr haben! Kann man ſich davor fürchten im Leben? Kann man das überhaupt begreifen? Ich kann meinen Tod mir nicht vorſtellen.

Anne

Ja: ſie will nit ſterben, die ewige Seel —

Chriſtian

Kommſt du ſchon wieder mit deiner Gottesfurcht? Verſteh doch, ich habe andere Sorgen!

Anne

(ſeine Linke ſtreichelnd)

Nicht Furcht, nicht Furcht: Gott will Vertrauen. Furchtbar iſt blos die menſchliche Selbſtſucht.

Chriſtian

(lächelnd)

Dann ſei alſo ſelbſtlos und hör mir zu. (Ein Schriftſtück aus den Papieren nehmend) Hier iſt mein Vermögen drin verzeichnet. Es ſind, nach Abzug aller Unterhaltsgelder für die beſtehenden Stiftungen, noch etwa neun Millionen Mark. Davon habe ich drei dem Juſtus vermacht; den Reſt, wenn du nichts dagegen haſt, Dir.

Anne

Aber —

Chriſtian

Laß mich erſt ausreden, bitte. Du kannſt damit machen, was du willſt; kannſt den Plunder verſchenken, an wen du willſt, meinethalben an den verkommenſten Strolch. Nur die eine Bedingung iſt dir geſtellt: keinen Pfennig mehr darfſt du für irgend eine dieſer öffentlichen Anſtalten ſtiften, die unter der Maske des Samariterdienſtes eine Geſellſchaft von Phariſäern züchten. Denn daß du's nur weißt, liebe alte Anne: ich will dich nicht in Verſuchung führen, ob deine Barmherzigkeit auch am Ende in die allgemeine Herzloſigkeit umſchlägt, die ſich Menſchenfreundlichkeit nennt. Selbſt das größte Gefühl wird klein, wenn es ſich aufputzt mit großen Begriffen; ein bißchen Güte von Menſch zu Menſch iſt beſſer als alle Liebe zur Menſchheit.

Anne

Das ſagen Sie blos wieder, um ſich zu quälen. Der gute Wille iſt allzeit heilig.

Chriſtian

Wenn du alſo einverſtanden biſt, dann liegt es auch in deiner Hand, das Vermächtnis an Juſtus größer zu machen. Ich möchte mit ihm nicht darüber ſprechen, und ich bitte auch dich inſtändig, es nicht vor meinem Tode zu tun; er denkt

ſonſt, ich wolle ihn beſtechen, und das würde die Verſöhnung erſchweren, die ich noch von ihm zu erlangen hoffe. Alſo nicht wahr, du ſchweigſt darüber!

Anne

Ja gewiß, Herr Chriſtian, gern.

Chriſtian

Du kannſt dir ja immer überlegen, ob es vielleicht ein chriſtliches Werk iſt, ihm mehr als die drei Millionen zu geben, die er vor Jahren von mir verlangt hat; meinethalben das Doppelte.

Anne

Was iſt da groß zu überlegen? Was braucht ein einzelner Menſch ſoviel Geld? Es lädt ihm blos Ängſte auf die Seele. Sie, Herr Chriſtian, hätten's auch leichter gehabt, wär nit die große Erbſchaft geweſen.

Chriſtian

(lächelnd)

Du fühlſt dich wohl nicht als „einzelner Menſch"?

Anne

(lachend)

O, ich leichte Perſon! bei mir bleibt's nit lang! Hier in der Näh gibts 'ne ganze Straße, da könnt man in einer Nacht die Millionen los werden, damit das geſchminkte Elend mal ein rechtſchaffen Chriſtfeſt feiern kann.

Chriſtian

Du haſt's ja gut vor; gib nur Acht, daß dir die Lichter nicht den Baum verbrennen. Glaub mir: was der Menſch auch tun mag aus Mitleid, es iſt nie genug und immer zuviel. Du wirſt vielleicht noch zufrieden ſein, daß du dem Juſtus die Sorge aufpacken kannſt, wie man das Geld am beſten los wird.

Anne

Davor iſt mir nit bang, dafür ſorgt unſer Herrgott; iſt eitel Dunſt um jegliche Guttat, die ſeine Welt verbeſſern will. Einfach wohltun, ſoviel man kann, aus Freud am Wohltun, mehr kann man nit. Was würd denn der ſtolze Herr Juſtus ſagen, wollt ich vor ihn hintreten und ihm was ſchenken? Nein, das geht nit; dem kann ich das nicht antun.

Chriſtian

(langſam nach ihrer Hand taſtend)

Verzeih mir, Anne — ich hab dich zu ſpät erkannt — —

Anne

Und wenn's noch Zeit wär, Herr Chriſtian — die andere Sorge auch los zu werden —?

Chriſtian

(ſich aufraffend, rauh)

Was ſoll das! Laß das! Ich ſagte: zu ſpät!

Anne

(ſeine Linke mit beiden Händen ergreifend)

Ich hab geſchwiegen ſo viele Jahr lang, ich werd ſchweigen darüber bis ans Grab: ſprechen Sie aus, was Ihnen das Herz abdrückt!

Chriſtian

Sei vernünftig, Anne, reg mich nicht auf! (Lächelnd) Du weißt, das verträgt der Geheimrat nicht.

Anne

Ich bitt Sie, Herr Chriſtian, liebſter Herr: ſpotten Sie nicht, ich fleh Sie an! (Zu ihm hinkniend) Ich hab noch nie vor einem Menſchen gekniet — ich beſchwör Sie bei Ihrer Qual — (mit beiden Händen nach dem Porträt weiſend) bei den Augen, die Sie verfolgen —: nehmen Sie nicht das Geheimnis mit hinüber!

Chriſtian

Steh auf! du beſchämſt mich! Ich dulde das nicht! Der Juſtus hat dich ganz wirr gemacht! Steh auf, ſag ich dir,

du machſt mich zuſchanden! Willſt du mir noch einen Schlaganfall einjagen?

Anne

Ich will Ihrer armen Seele beiſtehn! Die macht's ja nur, daß der Körper büßt!

Chriſtian

(wild ſeine Linke gen Himmel ſpreizend)

Iſt denn ſelbſt die Barmherzigkeit eine Furie?! — (Die Hand auf Annens Kopf ſenkend, ſanft) Was weißt du von meiner Buße, du Engel. Steh auf, du überhebſt dich vor Demut. (Die Hand an ſeine Stirn legend) In dies Geheimfach dringt nur der Tod. (Draußen elektriſches Klingelzeichen, während Anne ſich erhebt) — Geh, öffne; (matt ihre Hand ergreifend) du haſt mir wohlgetan —

Anne

(küßt ſeine Stirn, dann mit traumhaftem Ausdruck)

Denn uns iſt heute der Heiland erſchienen — (legt beglückt ihre Hände vor die Bruſt und geht ſo leiſe nickend hinaus) — —

Chriſtian

(wendet ſich langſam nach dem Porträt um)

Verfolgſt du mich wirklich noch?! — (Wendet ſich langſam zurück, ſchließt die Augen; dann mit verklärtem Geſicht) Bald nicht mehr — — (Die Tür geht auf, Anne läßt den Miniſter und den Oberbürgermeiſter eintreten) —

Der Miniſter

(mit einer Verbeugung, der ſich der Bürgermeiſter anſchließt, während Anne Holz in den Kamin legt)

Guten Tag, Herr Geheimer Rat; es tut mir leid, Sie ſtören zu müſſen.

Chriſtian Wach

Nicht im geringſten, Euer Excellenz. Wollen Sie nur entſchuldigen, daß mein Zuſtand mir nicht erlaubt, den Herren geziemend entgegenzukommen. Darf ich bitten, Platz zu nehmen.

Miniſter

(während Anne hinausgeht)

Die Ehrerbietung erfordert zunächſt, meinen Auftrag ſtehend zu erſtatten. Auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit, unſers gnädigſten Landesherrn, habe ich Ihnen, Herr Geheimer Rat, die perſönliche Eröffnung zu machen: So ſehr die Geſinnung zu würdigen iſt, aus der Sie Ihre Namensverknüpfung mit dem von Ihnen geſtifteten radiokliniſchen Inſtitut ablehnen, kann doch des guten Beiſpiels wegen ein ſolches Geſchenk nicht angenommen werden, ohne es durch ein rühmliches Zeichen der allgemeinen Erkenntlichkeit zu erwidern. Seine Königliche Hoheit haben daher geruht, in der Annahme, daß es Ihnen eine Weihnachtsfreude bereiten wird, Sie in den Adelsſtand zu erheben; die Urkunde folgt heute Nachmittag. (Sich auf den Stuhl links des Tiſches ſetzend, mit lächelnder Unamtlichkeit) Ich erlaube mir, Herr von Wach, Ihnen ohne Phraſe zu ſagen, daß ich Ihren Dank richtig ausrichten werde.

Chriſtian von Wach

Es liegt meinem Selbſtgefühl fern, Excellenz, mich gegen ein gütiges Wort zu wehren — (ſie reichen einander unwillkürlich die Hand).

Der Bürgermeiſter

(iſt ſtehen geblieben, räuſpert ſich)

Ich bin nicht blos erſchienen, Herr Geheimrat von Wach, um Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunſch zu der ſoeben vernommenen hohen Auszeichnung darzubringen; ich ſtehe hier zugleich in Vertretung der behördlichen Körperſchaften unſerer Haupt- und Reſidenzſtadt, die auf mein ſachliches Betreiben, trotz der perſönlichen Widerſtände gewiſſer ſtarrköpfiger Mitbürger, den weitherzigen Beſchluß gefaßt haben, zur dauernden Erinnerung an die gemeinnützige Betätigung Ihrer unentwegten Menſchenliebe ein bedeutſames Merkmal zu errichten, ſowohl um Ihnen ſelbſt im Gedächtnis künftiger Zeiten und Geſchlechter

Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als auch um andere Menschenfreunde zu gleicher Betätigung anzuleiten. In diesem überpersönlichen Sinne, hochzuverehrender Herr Geheimrat, soll Ihr in Öl gemaltes Porträt, und zwar von der Hand des bewährten Direktors unserer Kunstakademie, in unserem Rathause aufgehängt werden; und in Rücksicht auf Ihre so werte Gesundheit, deren baldige Wiederherstellung jeder Wohlgesinnte wünschen muß, bitte ich Sie, ihm mitzuteilen, zu welchen Stunden Sie ihm in der Festwoche die leider aus künstlerischen Gründen unumgänglich erforderlichen Modellsitzungen gewähren wollen.

Christian von Wach

Sie dürfen überzeugt sein, Herr Oberbürgermeister, daß ich Ihren „weitherzigen Beschluß" im vollen Umfang zu schätzen weiß, sowohl die überpersönliche Gerechtigkeit wie die persönlichen Widerstände. Ich meinesteils würde zwar am liebsten ebenso starrköpfigen Widerstand leisten; aber da ich nicht mehr kräftig genug zu dieser (absich.lich) Betäterätätigung bin, so bitte ich dem Herrn Akademiedirektor mit einem verbindlichen Gruß zu bestellen, daß er seine Staffelei wohl bald vor meiner L-Leiche wird aufschlagen können.

Bürgermeister

Ich hoffe, verehrter Herr Geheimrat, Sie werden damit nicht sagen wollen

Christian von Wach

(erregt)

Ich will damit sagen, verehrter Herr Ober-b-bürgermeister, daß ich nach meinem Tod nicht verhindern kann, der M-Menschheit in Öl serviert zu werden; zu meinen L-Lebzeiten bin ich lalala-leider — (sich zusammennehmend) für diese „sachliche" Behandlung meiner nebensächlichen Person nicht ganz menschenfreundlich genug.

Bürgermeiſter
(ſich in die Bruſt werfend)

Ich hätte es kaum für möglich gehalten, daß eine ſo wohlerwogene Ehrung auf ſolche Verkennung ſtoßen würde. Zu meinem tiefſten Bedauern bleibt mir nur übrig, dies der Bürgerſchaft zur Kenntnis zu bringen; und wenn ich mich jetzt hier verabſchieden muß, ſo geſchieht es mit dem Bewußtſein, mit dem erhebenden Bewußtſein, daß ich des Beifalls der weiteſten Kreiſe in dieſem Falle gewiß ſein darf. Ich empfehle mich Euer Excellenz — (der Miniſter ſteht auf) oder falls Sie mich zu begleiten gedenken

Chriſtian von Wach

Darf ich wohl bitten, Excellenz, noch einen Augenblick zu verweilen?

Miniſter

Gern, Herr Geheimrat. Verzeihung, Herr Oberbürgermeiſter.

Bürgermeiſter

So empfehle ich mich denn wiegeſagt — (man verbeugt ſich gemeſſen — er geht gewichtig ab) — —

Miniſter
(indem er ſich wieder ſetzt)

Ich bin zu jeder Vermittlung bereit.

Chriſtian von Wach

Es tut keine mehr not, (lächelnd) ich bin erledigt. (Ernſthaft) Ich wollte nur fragen, Excellenz: würden Sie wohl einem Sterbenden eine unumwundene Antwort geben?

Miniſter

Soweit das menſchenmöglich iſt —

Chriſtian von Wach

Warum häuft man Ehren auf eine Perſon, die man doch für ſchädlich hält? Warum peinigt man mich mit Gnadenmienen, hinter denen der Abſcheu grinſt?

Minister

Die Ehre gilt niemals der Person, stets nur der Sache, der man dient. (Lächelnd) Das entschuldigt auch die Person, die uns soeben verlassen hat.

Christian von Wach

Also wir sind alle dazu verdammt, einander Böses zu tun im Kampf um das Gute?!

Minister

Wenn's die Sache verlangt — jeder Sieg kostet Opfer —

Christian von Wach

Wo bleibt dann die Grenze zwischen Tat und Untat, Heldentum und Verbrechertum? Was berechtigt uns, Andre zu opfern?

Minister

(diskret ihm huldigend)

Wohl was uns verpflichtet, uns selbst zu opfern. (Aufstehend) Wem es die innere Stimme sagt, der fragt wohl nicht nach dem Urteil der Welt.

Christian von Wach

Ich danke Euer Excellenz.

Minister

(ihm die Hand hinstreckend)

Ich wünsche Ihnen ein frohes Fest!

Christian von Wach

Ihnen noch viele, Excellenz! — — (Minister ab, an der Tür sich nochmals verneigend; Christian erwidert den Gruß, schließt dann die Augen und raunt vor sich hin) Wem es die innere Stimme sagt — ? — (Es klopft, und Justus Wach tritt ein) — — Nun, Justus, mein Spiegel, bist du schön blank heut?

Justus

(sich rechts des Tisches setzend)

Macht es dir wirklich noch immer Vergnügen, mir das unbedachte Wort nachzutragen, das ich damals in der Erregtheit hinwarf?

Chriſtian

Wie ſollte es nicht? Du biſt doch noch immer beſtrebt, mir mein wahres Geſicht zu zeigen. Das macht mir wirklich ein ungemeines Vergnügen; das einzige, das mir die Welt noch bietet. Ich bin dir auch wirklich dankbar dafür.

Juſtus

Alſo dazu haſt du mich in dein Haus gelockt: dem Herrn Geheimrat als Hofnarr zu dienen. Und ich war einfältig genug, mir von der guten Anne aufſchwatzen zu laſſen, es ſei dir ernſtlich um eine Verſöhnung zu tun.

Chriſtian

Außerordentlich rührend bei deinem Beruf, dies Selbſtbekenntnis deiner Einfalt. Seit wann biſt du denn ſo verſöhnlich geſtimmt?

Juſtus

Du weißt ſehr gut, daß es mich reut, deinen Schlaganfall veranlaßt zu haben; wenn es auch ohne Abſicht geſchah.

Chriſtian

Ja, das haſt du mir ſchon mehrmals geſagt. Aber nicht wahr: mein Tagebuch, das haſt du noch immer nicht aufgeſpürt —

Juſtus

Hältſt du es denn in der Tat für möglich, ich hätte bei einiger Überlegung nur eine Minute lang geglaubt, daß ein ſolches Geſtändnis vorhanden ſei? Wenn du es je geſchrieben hätteſt, wär es doch längſt von dir vernichtet.

Chriſtian

(wie zufällig die Hand auf ſeine Papiere legend)

Und wenn es nun doch noch irgendwo läge?

Juſtus

Ich laſſe mich nicht mehr zum Narren halten!

Christian

Wenn es mir nun eine Wollust wäre, mit der Entdeckungsgefahr zu spielen? Wenn mich immerfort die L-Lust stachelte, die unersättlich marternde Lust, mein Geheimnis der Welt ins Gesicht zu schreien? und dabei die W-Wonne der Selbstbeherrschung, der Welt nicht den Gefallen zu tun! mich nicht knechten zu lassen von dieser B-Beichtsucht! diesem schamlosen Mitteilungstrieb, der uns alle zu armen Sündern macht! — Hast du dir das noch nie überlegt? —

Justus

Wenn du mich etwa nötigen willst, Weihnachten anderswo zu feiern, dann bitte sage es mir doch offen! Die Anspielungen auf meinen Beruf werden mir nachgerade lästig.

Christian

Du kannst dir also garnicht denken, daß ein M-Mörder ein ehrlicher Mensch sein kann?

Justus

Ich denke mir, daß du durch deinen Reichtum, weil du keine andre Beschäftigung hattest, zum Grillenfänger geworden bist. Nun tüftelst du dir aus allerlei Zufällen ein neunmalkluges Verbrechen zusammen, blos um dir nicht einzugestehen, daß dir glücklicherweise der Mut dazu fehlte.

Christian

Deine Menschenkenntnis ist fast so gründlich wie deine gute Meinung von mir. In der Tat, Vetter: es ist tief beschämend, so als elender Mitmensch dazusitzen, wo man Teufel und Engel zugleich sein wollte.

Justus

Nun, die Märtyrer-Rolle hat auch ihre Glorie. Sonst hättest du wohl die Selbstquälerei nicht so lange ausgehalten.

Christian

Und wenn ich nun all die Jahre lang gegen die Versuchung angekämpft hätte, diese Qual mit eigner Hand abzu-b-brechen? (Krampfhaft die Hand aufs Herz drückend) Wenn's mir nun zu erbärmlich gewesen wäre, so vor mir selbst in die B-Binsen zu gehn? Wenn ich lieber die Buße ertragen hätte, vor jedem unbe-bedachten Wörtchen zu beben, als diese B-Babbala — (sich bezwingend, da Justus ihm Hilfe leisten will) laß — ich danke — — ich wollte sagen: Blamage des Selbstmords.

Justus

Ich muß es wohl aufgeben, Christian, dein Gewissen zu beruhigen.

Christian

(lächelnd)

Ja, wir haben beide unsern Beruf verfehlt; du als Mitmensch, und ich als Unmensch.

Justus

Ich will dich wahrhaftig nicht aufregen, aber du zwingst mich ja dazu. Warum bringst du das Unrecht, das ich dir antat, trotz meiner Abbitte immer wieder zur Sprache?

Christian

Vielleicht weil es mein „Gewissen beruhigt", deine Gerechtigkeit wanken zu sehen. Wenn du sicher wüßtest, ich hätte gemordet, würdest du dann wohl noch geneigt sein, mir die Hand zur Versöhnung zu bieten? —

Justus

Es gibt doch Morde, die sogar das Gericht verzeiht.

Christian

In der Tat; du bist sehr entgegenkommend. Und die M-Massenmorde fürs Vaterland, daß heißt für Thron und Altar und Kapital, oder für Freiheit, Gleichheit, L-Lüderlichkeit oder son-

ſtige große Roſinen: die verherrlicht ſogar die W-Weltgeſchichte. Blos, das ſind alles Morde aus Leidenſchaft, aus Eiferſucht, Rachſucht, Ehrgefühl, Pflichtgefühl; die freilich entſchuldigt man edelmütig.

Juſtus

Nun, wenn auch nicht grade vor Gericht, aber unter vier Augen betrachtet, iſt wohl auch deine Art Menſchenliebe eine entſchuldbare Leidenſchaft.

Chriſtian
(lächelnd)

Aber Juſtus, ich werde irre an dir! Sollte ich endlich dein Herz erweicht haben?

Juſtus
(ſchroff)

Wenn du mir keinen Glauben ſchenkſt, beweiſen läßt ſich dergleichen nicht.

Chriſtian
(die Hand auf ſeine Papiere legend)

Wer weiß; ich könnte mich doch vielleicht „unter vier Augen" überzeugen, wie weit du mein Vertrauen ehrſt.

Juſtus

So? Könnteſt du das?

Chriſtian

Wenn ich wüßte, Juſtus, wie weit du dir ſelber trauen darfſt? (Da Juſtus Miene macht aufzufahren) Bitte bleib ſitzen, ich will dich nicht kränken. An deinen guten Willen glaube ich gern. Ich wollte dich ſogar zum Chriſtfeſt um einen kleinen L-Liebesdienſt bitten.

Juſtus

Wenn es dir wirklich ernſt darum iſt —?

Chriſtian
(nimmt aus ſeinen Papieren ein mit fünf roten Siegeln verſchloſſenes Heft)

Ich habe geſtern mein Teſtament neu verfaßt; ich wollte

dich bitten, hier das alte — (draußen elektriſches Klingelzeichen) ah, der Sanitätsrat; nun, dann nachher. — (Das Heft wieder unter die Schriftſtücke ſchiebend) Ich bin ſein beſuchteſter Patient, ſeitdem er mich nicht mehr retten kann. (Anne läßt den Sanitätsrat eintreten) — Willkommen, mein werter L-Lebensretter!

Sanitätsrat

(während Anne an den Kamin geht und wieder Holz aufs Feuer legt)

Danke, danke, mein teuerſter Todeskandidat. (Zu Juſtus, der aufgeſtanden iſt) Aber bitte doch Platz zu behalten. (Sich gleichfalls ſetzend, links des Tiſches) Und bitte mich nicht mißzuverſtehen. Todeskandidaten ſind wir ja alle; Sie können mich noch gut überleben! — (Chriſtians linkes Handgelenk nehmend, ſich nach Anne umdrehend) Gelt, Schweſter: der reine Methuſalems-Puls! Sie meſſen den Blutdruck doch noch regelmäßig?

Anne

Gewiß, Herr Geheimrat; er iſt etwas niedriger.

Sanitätsrat

(während Anne hinausgeht)

Natürlich! Blos Aufregung vermeiden! Bei Ihrer zähen Konſtitution: wir werden ſchon wieder Lebensmut faſſen! In der letzten Sitzung der Menſchenfreunde hat man ſogar darauf gewettet, Sie würden doch noch Mitglied werden.

Chriſtian

Sehr gütig; aber einſtweilen ſcheint mir, der ehrlichſte Menſchenfreund iſt der T-Tod.

Sanitätsrat

Ja, der Menſch bleibt ewig ein Grillenfänger.

Chriſtian

Haha-hörſt du's, Vetter? Jetzt muß ich's wohl glauben.

Juſtus

(lachend)

Die Diagnoſe ſtellt dir Jeder!

Sanitätsrat

„Jeder Wohlgesinnte!“ sagt der Herr Bürgermeister. (Zu Christian) Aber was hat denn der Biedermann? Begegnete mir bei der neuen Klinik und machte ein Gesicht wie ein Truthahn, als ich Ihren Namen nannte.

Christian

Ist Ihnen vielleicht auch der Akademie-O-Direktor bei der neuen Klinik begegnet?

Sanitätsrat

Aber Verehrtester, ruhig Blut! Sie werden sich doch nicht einbilden, ich hätte den Kitsch mit ausgeheckt?

Christian

Nein; aber jeder P-Pinsel bildet sich ein, er dürfe mich mit Berühmtheit beschmaddern, weil ich das selber schon reichlich besorgt habe.

Sanitätsrat

Ja, der Mensch ist von Natur größenwahnsinnig. Aber wiegesagt: nur nichts tragisch nehmen! (Zu Justus) Nicht wahr, Herr Leutnant, Sie werden das Ihre tun, uns die Grillen vertreiben zu helfen.

Justus

Ja selbstverständlich! nach Kräften! mein Möglichstes!

Sanitätsrat

(aufstehend)

Also dann: gesundes Fest allerseits! Und nicht wahr: wenn das Herzchen doch wieder muckt: sind ja nur drei Schritte zu mir hinüber.

Christian

(lächelnd, die Hand ins Leere schwenkend)

Mancher geht auch ohne Schritte hinüber —

Sanitätsrat

Ohoh! solche Witze darf ich blos machen. (Beiden Herren

die Hand ſchüttelnd) Na wiegeſagt: geſegnete Mahlzeit — (geht händereibend eilends ab) — —

Chriſtian

Es ſcheint, die M-Menſchenfreunde wollen mich jetzt zum eingebildeten Kranken ſtempeln.

Juſtus

Das könnte dir doch nur angenehm ſein.

Chriſtian

Und wenn es mir nun — entſetzlich wäre?

Juſtus

Über dieſe Annahme darf ich wohl lächeln.

Chriſtian

Wenn ich dir aber nun eingeſtände, wie es mich manchmal ekelt und reut, daß ich mich nicht verurteilen ließ? wie es mich damals b-bohrend drängte, öffentlich für die Tat einzutreten, zu der mir, wie du jetzt gütigſt meinſt, g-glücklicherweiſe der Mut gefehlt hat?

Juſtus

Dann müßteſt du mir ſchon erlauben, auch dieſe Einbildung zu belächeln.

Chriſtian

Auch wenn ich w-wirklich gemordet hätte?

Juſtus

Dann doch erſt recht, bei deiner Gemütsart.

Chriſtian

Bei meiner Feigheit, willſt du wohl ſagen.

Juſtus

Nein, in dieſem Falle: bei deiner Verſtocktheit.

Chriſtian

Sehr ſchmeichelhaft, daß du die für ſo ſtark hältſt. Aber die Reue kann ebenſo ſtark ſein, ſelbſt im verſtockteſten Miſſe-

täter. Dein bewunderter Bonaparte zum Beiſpiel: Haha-Hunderttauſende hat er ſkrupellos auf ſeinen Schlachtfeldern umgebracht, aber der eine Duc d'Enghien, den er hi-hinterliſtig hinrichten ließ, der wurmte ihn noch auf Sankt-Helena, trotz aller ſtaatsklugen Entſchuldigungsgründe. Die Vernunft mag noch ſo zielbewußt über das Gewiſſen hinwegſchreiten, das Gemüt l-läßt ſich nicht hintergehen.

Juſtus

Nun, du merkſt wohl, ich ſprach dir blos zu Munde. Da es dir Spaß macht, dich ſelbſt zu narren, will ich kein Spielverderber ſein.

Chriſtian

Alſo du hältſt mich nicht für verſtockt?

Juſtus

Sonſt hätteſt du doch wohl kaum die Abſicht, grade mir einen Liebesdienſt anzuvertrauen.

Chriſtian

(lächelnd)

Sehr freundlich, daß du mich erinnerſt. (Das verſiegelte Heft wieder vorholend) Aber darf ich dich erſt noch bitten, mir mit deiner m-möglichſten Offenheit eine Frage zu beantworten?

Juſtus

Und —?

Chriſtian

Geſetzt, ich hä-hätte den Mut gehabt, den du mir ehrlicherweiſe abſprichſt, — geſetzt, ich hätte t-trotzdem die Reue, die du mir anſtandshalber nicht zutrauſt, — (ſchwer die Hand auf das Heft legend) geſetzt, ich würde es dir beweiſen — unter vier Augen, lieber Vetter — nicht vor Zeugen, Herr Ki-Kriminalkommiſſar —: wäreſt du dann noch bereit zu dem Liebesdienſt?

Juſtus

Wie kann ich das wiſſen — ohne Beweis —

Christian

Iſt mein Anblick dir nicht Beweis genug?! —

Juſtus

Ich muß wohl verſtummen, wenn du ſo fragſt.

Christian

Du meinſt, ein Verbrecher verdient kein Vertrauen?

Juſtus

Wenn er bereut, vertraut ihm ſogar der Richter.

Christian

Und wenn dich nun ein ſolcher Verbrecher, dem die Reue aus jeder Grimaſſe ſtiert, den ſie t=tauſendfältig härter geſtraft hat, als irgend ein Richter ſtrafen kann — wenn dich der nun unter vier Augen bäte: (wieder die Hand auf das Heft legend) hier iſt mein Geſtändnis, vernichte es! du hältſt meine Seele in der Hand! du kannſt ſie aus der Verzweiflung retten! du ſiehſt, es foltert mich ſtückweis zu T=Tode, daß ich ein einzig Mal un=menſchlich war! du gibſt mir den Glauben ans L=Leben zu=rück, ans Ewige Leben, an Gott und die Menſchheit, wenn du m=menſchlicher handelſt als ich —

Juſtus

(die Hand nach dem Heft ausſtreckend)

Ich ſoll es alſo — ins Feuer werfen —

Christian

(überläßt es ihm lächelnd)

Ja, Juſtus — zum Chriſtfeſt wiegeſagt — —

Juſtus

(ſteht auf, macht einige Schritte nach dem Kamin hin, wendet ſich plötzlich ruckhaft um)

Und du denkſt, ſo laſſe ich mich begimpeln? Du bildeſt dir ein, ich durchſchau nicht dein Lächeln? Du glaubſt, du kannſt mich (nach dem Porträt weiſend) beſchwatzen wie die da und dann mich auslachen wie noch nie? Du Narr, der Andre zu narren meint! —

(Den Umſchlag von den Heftblättern reißend und ihn vor Chriſtians Füße ſchleudernd)

Hier: ſo behandle ich dein Geſtändnis! kraft meines Amtes, du Auswurf der Menſchheit! — (Haſtig die Blätter muſternd) Was? — wa — (ſteht in ſprachloſer Verblüfftheit da) —

Chriſtian

Nun? Was ſagt dir das leere Papier? —

Juſtus

(die Blätter zerfetzend und wegſchmeißend)

Ah, du Jammergeſtalt, du ſchandſchnäuzige! (Mit geballten Fäuſten auf Chriſtian los) Du biſt ja die raffinierteſte Viper, die je den Erdball begeifert hat! (Vor Chriſtians Blick zurückzuckend) Wenn mir nicht graute, dich anzurühren, ich ſchlüg dir die Zähne aus dem Giftmaul! (Die Fäuſte in die Hüften ſtemmend) Iſt denn kein Funken Scham in dir, ſo mein heiligſtes Pflichtgefühl zu verhöhnen?

Chriſtian

(endlich gell loslachend)

Ha-ha-ha-hei — dein hei — hahahei — (plötzlich krampfhaft nach Luft ringend, lallend) heili — ha-heili — ha-hilf — hilf!

Juſtus

Dir —?

Chriſtian

(röchelnd)

Hilf, Juſtus! ich dank dir's! ich ſterbe! ich fühl's!

Juſtus

Dann ſtirb, Giftmiſcher!

Chriſtian

(mit brechender Stimme, unſäglich lächelnd)

Hab Dank, du — M-Mörder! (er ſinkt zuſammen) —

Juſtus

(ſich an die Bruſt faſſend)

Ich —? — (Hart, mit abwälzender Handbewegung) Lächerlich! — (Er geht erhobenen Hauptes zur Tür; öffnet, ruft) Anne! Schweſter Anne! —, (Sie kommt, er zeigt auf Chriſtian) Sehen Sie nach, ob noch zu helfen iſt; ich möchte den Arzt nicht unnütz bemühen.

Anne

(auf die Papierfetzen deutend)

Was iſt geſchehen? War das die Verſöhnung?

Juſtus

Raſch! helfen Sie lieber! Mir ſcheint, er regt ſich —

Anne

(rechts des Tiſches ſich über Chriſtian beugend, während Juſtus ſich links auf die Stuhllehne ſtützt)

Das Herz, das klopft noch — —

Chriſtian

(traumhaft)

Anne, biſt Du's —?

Anne

Ja, Herr Chriſtian, ich; — nur ſtill — nur nit bang —

Chriſtian

Sie ſollen mich nicht ſo anſehn alle!

Anne

Nein, Herr Chriſtian, niemand — nur ich! — (Sich aufrichtend, mit unabweisbarer Frage) Herr Juſtus —?

Juſtus

(von ihrem Blick bezwungen)

Ja, dann iſt's meine Pflicht, den Arzt zu rufen — (geht geſenkten Hauptes hinaus) — —

Chriſtian

Sind wir allein, Anne?

Anne

Ganz allein — (ſie legt ihren Arm um ſeine Schultern) —

Chriſtian

Ich ſeh noch immer die Augen alle — — nicht M-Menſchenaugen —

Anne

Engelaugen — —

Chriſtian

Sie wollen alle, ich ſoll es ſ⸗ſagen — — nur einmal ſagen —

Anne

Dann iſt's geſühnt — —

Chriſtian

Ich — hörſt du, Anne?

Anne

Gott will es hören — —

Chriſtian

Ich — hilf doch, Anne!

Anne

Nur Gott kann helfen — —

Chriſtian

Ich — ich — haha⸗habe — — (läh ſich aufbäumend, ſchreiend) Nein, Gott — (ſich ans Herz greifend, ſelig lächelnd) ich nicht! — (er ſtürzt mit dem Geſicht auf den Tiſch) — —

Anne

(faßt ihn bang bei der Schulter)

Herr Chriſtian — lieber Herr Chriſtian — — (neigt ihr Ohr an ſeine linke Seite, kniet dann ehrfürchtig neben ihm nieder, faltet die Hände zu ſtillem Gebet) — —

Juſtus

(öffnet horchend die Tür, läßt ſie offen, tritt leiſe ein, nähert ſich verhalten dem Tiſch, wartet bis Anne ſich erhebt; dann mit heiſer drängender Stimme)

Hat er gebeichtet? was hat er geſagt? — (Da Anne zurückweicht, barſch auf ſie los) Was hat er geſagt? ich treib Sie zum Zeugeneid!

Anne

(noch einen Schritt zurücktretend, hoheitsvoll nach der Tür weiſend)

Gehen Sie endlich, Sie armer Menſch! — (Juſtus, langſam ſich an die Bruſt faſſend, ſtarrt auf den Toten) —

(Vorhang)

* * *

Michel Michael

Komödie in Versen

Zweite Ausgabe

Personen:

Michel Michael, ein deutscher Bergarbeiter.
Lise Lied, sein Mündel.
Die Frau Venus.
Tyll Eulenspiegel.
Der getreue Eckart.
Der Kaiser Rotbart.
Der rote Karl, ein Sozialdemokrat.
Der schwarze Karl, ein Ultramontaner.
Der Bergrat.
Der Landrat.
Der Bürgermeister.
Die Frau Bürgermeisterin.
Ein Kaplan.
Ein Pastor.
Drei Maschinenheizer.
Polizisten. Kobolde. Leute in Masken.

Zeit und Ort:

Eine Johannisnacht in einer mitteldeutschen Kreisstadt.

(Rechts und links immer vom Zuschauer aus.)

Eulenſpiegel als Vorredner

(von rechts kommend, in roter Gugeltracht mit Pritſche):

Meine allergnädigſten Damen und ſehr verehrlichen Herrn!
Sie werden mirs wohl glauben: ich gefiele Ihnen gern.
Aber mein Herr, der Dichter, hat mich leider auserſehn,
Jedem eine Naſe zu drehn.
Wer weiß, vielleicht dreh ich ihm ſelber auch eine;
indeſſen dieſe Naſe hat — lange Beine.
Zunächſt nämlich ſoll ich mich erfrechen,
über den Gang der Handlung im Voraus mit Ihnen zu ſprechen.
Sie ſehn's ſchon an mir, und merken mit Gruſeln: huh,
hier gehts offenbar geheimnisvoll zu.
Meine Maske hat weder Haut noch Haar,
blos ein unverſchämtes Allerweltsſpiegellöcherpaar

(er weiſt auf ſeine Augen)

und einen Schlitz für dieſe meine Zunge

(er ſtreckt ſie heraus) —

und darunter, ganz im Dunkeln, hängt mein Herz und meine Lunge.
Damit mach ich meiſtens nichts weiter als den Wind,
in den meine Worte geſprochen ſind.
Denn mit Worten, da die Worte im Kopf entſtehn,
kann der Menſch zwar herrlich andern Menſchen den Kopf verdrehn;
aber da es in der Welt, die ſich um uns dreht,
dennoch nicht nach unſerm Kopf zugeht,
ſo verläuft der Gang der Handlung auf den 2 mal 5 Beinen
der Hauptperſonen, ausſchließlich der meinen.
Ich bin alſo kein großſchnäuziger Tugendſchweinigel,
ſondern heiße Tyll — mit Ypſilon bitte — Eulenſpiegel;
das heißt, ich huſche als närriſcher Kauz durch die Welt,
der ſich und andre närriſche Käuze mit ſeinem Doppelſpiegel prellt —

(er weiſt wieder auf ſeine Augen).

Was für Nebenperſonen noch drin herumlaufen,
das iſt ein kaum zu zählender Haufen;
denn zu den Nebenperſonen um jede Menſchenſeele herum
gehört bekanntlich das ganze p. p. Publikum —
(er verbeugt ſich).
Manche Perſon iſt übrigens eigentlich keine;
und zwei der Hauptperſonen ſind im Grunde nur eine.
Manche andre zählt mindeſtens fürn paar Schock;
und die hauptperſönlichſte natürlich ſteckt in Jedermanns Rock.
Kurz, jegliche Seele tut alles, was ſie kann;
aha! es ſcheint, ſie fangen ſchon an.

Vierſtimmiger Geſang mit Lautenſpiel
(hinterm Vorhang):

Wir tragen alle ein Licht durch die Nacht,
unter Tag.

Eulenſpiegel
(horcht und ſpricht parodierend nach):

Sie tragen alle ein Licht durch die Nacht.

Geſang:

Wir träumen von unerſchöpflicher Pracht,
über Tag.

Eulenſpiegel
(wie vorher):

Sie träumen von unerſchöpflicher Pracht.

Geſang:

Wir helfen ein Werk tun, iſt keins ihm gleich;
Glückauf!

Eulenſpiegel:

Sie helfen ein Werk tun, iſt keins ihm gleich.

Geſang:

Wir machen das Erdreich zum Himmelreich;
Glückauf!

Eulenſpiegel:

Sie machen das Erdreich zum Himmelreich.

Da verkriech ich mich ſchleunigſt, ich armer Schuft;
ſonſt ſprengen ſie mich am End in die Luft.

(Er dreht eine Naſe, wickelt ſich in den Vorhang, und dieſen mit wegziehend verſchwindet er rechts).

Erſter Aufzug

(Bild: Altes kleines Landhaus mit Obſtgärtchen. Rechts Wald und Gartenzaun. Links hinten das Haus. Vorn entlang Landſtraße. An der Hauswand links ein Wegweiſer, deſſen drei Arme folgende Aufſchriften tragen: Zur Stadt, Zur Grube, Feldweg. Am Gartentiſch ſitzen Michel Michael, der rote Karl und der ſchwarze Karl; daneben ſteht Liſe Lied mit der Laute, in hellgrünem Sommerkleid und weißer Schürze.)

Liſe Lied

(ſingt bei offener Bühne weiter, während die Andern nur den Kehrreim mitſummen):

Einſt fiel alles Leben vom Himmel herab,
über Tag.
Wir Bergleute ſchürfen's aus dem Grab,
unter Tag.
Wir fördern's herauf, das tote Geſtein;
Glückauf!
Wir machen's wieder zu Sonnenſchein;
Glückauf!

(Die Männer ſtoßen mit ihren großen Schnapsgläſern an und trinken ſie leer).

Michel Michael

(in ſchwarzer Gamaſchenhoſe und weißem Hemd mit offenem Halskragen).

So, Liſe, nun hol uns noch jedem ſo ein Glas;
denn die Bergmannskehle

Liſe:

Weiß ſchon: iſt mehr trocken als naß.

O Michel! —

Michel:

Blos heut mal ſo'n kleinen Seelenwärmer;
morgen fließt wieder Milch und Sauerbrunn durch die Därmer.
Man muß ſich doch für das nächtliche Feſt vorbereiten.

Liſe:

Ja, und dann ſtöhnt ihr über die ſchweren Zeiten.

(Sie geht mit den Gläſern und der Laute ins Haus.)

Der rote Karl

(trägt gewöhnlichen ſchwarzen Jackettanzug, ſchwarzen Schlapphut und rote Krawatte):

Alſo willſt du wirklich nachher aufs Johannisfeſt?

Michel:

Warum nicht?

Der rote Karl:

O blos: weil der Michel ſonſt ſich zehnmal bitten läßt,
eh er einmal kommt. Aber ja: der Herr Bergrat hat's gewunſchen,
da iſts freilich ratſam, ſich untertänigſt mitzubepunſchen.
Sicher wittert man's da oben ſo gut wie ich:
manche Stimme in der Knappſchaft ſchwört auf dich.
Haſt ein eigen Haus, biſt bald Vorhäuer, kannſt Leute dingen,
möchteſt dich gewiß gar zum Steiger aufſchwingen;
wirſt morgen für 'ne Stütze von Thron und Altar gelten,
und der Bergrat

Michel:

Hör mal, roter Karl: den laſſ ich nicht ſchelten.
Er meint's leutſelig mit uns Arbeitern allzumal.
Er bezahlt auch heute Nacht wieder Muſik und Saal.

Der rote Karl:

Sehr wahr! und in vier Wochen iſt Reichstagswahl.
Du Schäferſohn läßt dir leicht was vormuſizieren.

Der ſchwarze Karl

(trägt gleichfalls ſchwarzen Jackettanzug, aber ſteifen Hut, ſchwarze Krawatte und eine auffällig große Hornbrille mit dunkelblauen Gläſern):

Ja, ich meine auch: man muß ſich doch wohl etwas ſalvieren.
Ich ſage nichts gegen den Regierungskandidaten,
aber der Herr Bergrat privatim iſt doch ſozuſagen ein Teufelsbraten.

Nicht etwa weil er — obzwar: auch das ist bedeutungsvoll —
'ne jüdische Urgroßmutter gehabt haben soll.
Aber was man so im stillen von seinem Lebenswandel hört —

Der rote Karl:

Du, hörst du's, Michel? der Schwarze ist christlich empört!
Fraglos ist er einzig drum aus der Stadt gekommen,
um hier dem Heil deiner armen Seele zu frommen.

(Lise kommt mit den gefüllten Schnapsgläsern wieder.)

Der schwarze Karl:

Hoffte allerdings, Sie, Herr Namensvetter, nicht anzutreffen.

Der rote Karl

(sein Glas nehmend):

Ja, gottvoll, wie sich die Menschen äffen.

Der schwarze Karl

(ebenso):

Nun, Gevatter Michael weiß, welche Tiere am lautesten klaffen.

Michel

(mit ihnen anstoßend):

Holla! Frieden, ihr Karle! Gäste solln sich vertragen!
Muß ich junger Kerl das euch beiden alten sagen?
Hie Knappschaft! Glückauf! Jeder Knappe im Schacht
nehm sich vor falschen Wettern in Acht!

Der schwarze Karl.

Glückauf, Jungfer Lise! auf das schöne Lied vom Himmel.

Lise

(während die Männer trinken):

O, das ist am schönsten ohne euer Kümmelgebimmel.

Michel:

Sieh mal, roter Karl: deine Zukunftsrepublik,
das ist doch auch 'ne Art Rattenfängermusik.
Und sehn Sie, schwarzer Karl: Ihr Ewigkeitsparadies
lockt wohl erst recht die liebe Maus zur Mies.
Und derweil ihr Pfiffikusse so die Gegenwart vexiert,
hat der dumme Michel sie längst sehre anderst kapiert.

Denkt ihr, ich will blos drum heut aufs Maskenfeſt,
weil der Bergrat da ein paar Sektproppen tanzen läßt?
dann tät ich mich lieber mit euch hier draußen beſaufen.
Nein, ich will mein Haus an die Grubengeſellſchaft verkaufen
und in die Stadt ziehn, werte Zeitgenoſſen!

Liſe:

Michel, nein!

Michel:

Ja, Liſe; das iſt nun mal beſchloſſen.

(Er langt ein paar Schriftſtücke aus der Bruſttaſche.)

Hier, ich hab ſchon alles mit dem Rechtsanwalt aufgeſetzt,
und der Bergrat iſt kein Knicker; beſonders jetzt,
wo ſie doch die Vorſtadtzeche weiter austeufen wollen
und Platz brauchen für den neuen Wetterſtollen,
da wird er heut Nacht bei'ner Buddel Wein
gern zu ſprechen ſein
und mir die werte Unterſchrift geben.
Potz Taler, Liſe! ſollſt ſehn, das wird ein Leben!
Na, was machſt du denn fürn Sechsdreiergeſicht?

Liſe:

Mir iſt bang um dich, Michel. O bitte, tu's nicht!

Michel:

Achgottedoch! daß dir's Herzchen nur nicht bricht!
Brennſt doch ſonſt drauf, mit in die Stadt zu fluttſchen.

Liſe:

Aber für immer?

Michel:

Für immer tut kein Weibsbild muckſchen.

(Er nimmt ihre Hand.)

Weißt du: wenn wir Abends hier manchmal ſo einſam ſitzen
und ich ſeh da drüben im Tal den großen Lichterknäul blitzen,
die Bahnkörperlampen, die Schaufenſter, die Straßenlaternen,
wie ſie wetteifern mit den Sternen,

und was hinter den erleuchteten Scheiben
all die tauſend Menſchenköpfe wohl ſinnen und treiben,
was für Strahlen hin-und-herzucken zwiſchen ihnen
aus den wunderlichen Inſtrumenten, Apparaten, Maſchinen,
elektriſchen Drähten — (er erhebt ſich)
ich kann's garnicht ganz ſagen,
wie das ſtrahlt — und mittendurch rollen funkelnd die Wagen,
wodrin Hoch und Niedrig zuſammen übers Pflaſter jagen,
zu Feſtſälen, Theatern, Bibliotheken, Klubs, Volkshallen,
kann ſich jedermann immer höher bilden mit Allen —
ja, dann fühl ichs wild: da beweg t ſich die Welt!
ſo wild, du, daß mirs manchmal die Stirnadern ſchwellt!
(Er ſetzt ſich und nimmt einen großen Schluck.)

Der rote Karl:

Ja, Fräulein Liſe: Sie können's noch nicht ermeſſen:
in der Stadt, da erwacht der Menſch zu edlern Intereſſen.
(Er nimmt gleichfalls einen großen Schluck.)

Der ſchwarze Karl:

Ja —! Nämlich auch die Kirchen nicht zu vergeſſen!
(Er trinkt ſein Glas leer.)

Michel
(auf die Schriftſtücke hauend):

Kurzum, ich will mehr, als mein väterlich Erbteil begaffen,
ich will mir auf eigne Fauſt meinen Fußboden ſchaffen;
das iſt mein Intreſſe! Jawohl! Wirſt es auch noch kapieren;
wirſt vielleicht dereinſt noch in ſeidnen Kleidern ſtolzieren,
in Glaßeehandſchuhen und Diamanten und ausländiſchen
Spitzen,
und an Einer Tafel mit dem Bergrat ſitzen.
Alſo Kopf hoch, Liſe! maul nicht! du übertreibſt es.

Liſe:

O Michel, du biſt ein Träumer — und bleibſt es.

Michel:

Hat noch niemand unter meinen Träumen gelitten.
(Er trinkt Reſt mit dem roten Karl.)

Komm, bring uns lieber noch ſolchen lütten dritten
und ſing eins!

Der ſchwarze Karl:

Darum allerdings möcht ich gleichfalls ſchön bitten.
Das heißt, ums Singen mein'ich.

Liſe:

Meinen Sie! ums Singen!
O, euch ſollt alle miteinander der Hörſelberg verſchlingen! —

(Sie ſtampft mit dem Fuß auf und rennt ins Haus.)

Der rote Karl:

Haſt ſie doch wohl ein bißchen gar zu herriſch überraſcht.
Mich auch, muß ich ſagen. Wer erſt am Kapitalismus naſcht —

Michel

(nochmals auf die Schriftſtücke hauend):

Ach was, Redensarten! Ich tue, was ſich verintreſſiert.
Ihr lauert blos immer und lamentiert.

(Er ſteckt die Papiere wieder in die Taſche.)

Der rote Karl:

Michel, Michel —: jeder Knappe im Schacht
nehm ſich vor falſchen Wettern in Acht!

Der ſchwarze Karl:

Deren gibts allerdings manche auch über Tag.

Michel:

Ja, wenns eure Trinkſprüche täten, dann ging's Schlag auf Schlag.
Schwerenot! ihr macht einem wirklich den Feiertag ſchwül;
und dabei iſts ein Abend, wie feucht Moos ſo ſchön kühl.
Hee, Liſe! Racker! gleich kommſt du! auf der Stelle!

Der ſchwarze Karl:

Ich hol ſie —

(er begibt ſich durch die Gartenpforte vors Haus zur Tür) —

Liſe

(mit einer ſehr großen Schnapsflaſche ihm entgegen):

Da habt ihr eure Intreſſenquelle!

(Sie drückt ihm die Flaſche in den Arm.)

Der ſchwarze Karl
(heimlich, während der rote mit Michel geſtikuliert):
Pſt, Jungfer Liſe, im Vertrauen! ich mein's wirklich gut.
Wenn der Michel nun, und ſein Sie froh, daß ers tut,
in die Stadt zieht: dann drängen ſie ihn ſo Schritt für Schritt,
daß er in das Kränzchen zur heiligen Eliſabeth tritt!
und Sie, Jungfer Liſe, natürlich mit!
Es iſt vergnüglich, und lohnt ſich, wie jede Chriſtenpflicht.

Liſe:
Ja, wenn Sie Eins mir verſprechen als Chriſt; ſonſt nicht.

Der ſchwarze Karl:
Gern! Und?

Liſe:
Daß er nicht in die Stadt zieht, Sie Kirchenlicht!
(Sie macht ihm einen Knix und verſchwindet.)

Der ſchwarze Karl:
Verflixte Hexe! —

Michel:
Alſo wirklich, Roter: gib dich endlich zufrieden:
die hohen Herrn, die dienen mir blos, um vorerſt mein Eiſen zu ſchmieden.
Nachher — — Was! die ganze Flaſche ſchickt ſie uns her?

Der ſchwarze Karl
(die Flaſche auf den Tiſch ſtellend):
Ja, die Jungfer ſcheint ſehr entgegenkommend; ſehr.

Michel:
Aha! ſie will ihren Vormund mal wieder im ſtillen beſchämen.
Jetzt ſoll ſie's aber merken: ich kann mich bezähmen!
Kein Schluck jetzt wird getrunken!

Der ſchwarze Karl:
Hm —

Der rote Karl:
Nu ja —

Der ſchwarze Karl:

Ja, im Grunde
ſoll der Menſch ſich beherrſchen —

Der rote Karl:

Beſonders mit dem Munde.

Michel:

Sie denkt gewiß, weil ich manchmal Händel anfange;
und da iſt ihr vor den fremden Stadtmenſchen bange.

Der ſchwarze Karl:

Oder vielleicht auch — hm — vor den Menſchern.

Michel:

Wie?
Ach ſo! Nein, Schwarzer: ich bin kein ſolches Vieh.
Und ſie kennt mich; wie Bruder und Schweſter ſich kennen.

Der rote Karl:

Könnt drum doch wohl ſo'n Fünkchen Eiferſucht brennen.
Woher haſt du ſie eigentlich ſo als Mündel genommen?

Michel:

Ja, woher? — Aus fernem Süden wohl iſt ſie gekommen.
Es war ein Abend wie heute. Da im Wald.
Ich ſuchte Vogelneſter, war ſo zwölf dreizehn Jahre alt,
da hör ich auf einmal ein fremdländiſch Lied erklingen;
rein als wollt mich ein Bergquell tief aus der Erde durchdringen.
Und wie ich mich leiſe im Mooſe näher ſtehle,
ſitzt da ein klein braun Mädel in einer Höhle,
ſo klein noch, und barfuß, gewiß kaum ſechs Jahr,
einen Kranz wilde Efeuranken im Haar,
und mit Augen, wie der Kuckuck fürwahr —
ja, ſo ſaß ſie unter dem Felſenhang
und ſang — und ſang — —
Konnte anfangs kein deutſches Wörtchen ſagen,
ließ ſich nur ihren Namen, der hieß Lilith, abfragen,

aber weil sie sang, wo sie ging und stand,
haben wir sie Lise Lied genannt;
bis sie schließlich ganz unsre Sprache angenommen
und vergessen hat, woher sie gekommen.
Und da mein Vater starb, eh daß sie großjährig war,
bin eben Ich jetzt ihr Vormund; bis zum neuen Jahr.

Der schwarze Karl:

Wird wahrscheinlich irgend ein verlaufen Zigeunerkind sein.
Ward sie denn getauft?

Michel:

O! reichlich! mit Wasser und mit Wein.

Der rote Karl:

Da sollt man doch eigentlich eins drauf trinken.

Der schwarze Karl:

Hm. Ist Alles Gottesgabe.

Michel:

Jawoll! prost Schinken:
jetzt wird gefastet! und wenn ihr noch so druckst!
(Leise:)
Sie steht nämlich hinter der Gardine und luchst;
ich kenn sie.

Der schwarze Karl:

Scheint ja indertat recht schwesterlich aufzupassen.

Michel:

Je nun, ich muß sie doch im Haus schalten lassen;
hütet auch heute Nacht wieder allein das Nest.

Der rote Karl:

So — sie geht nicht mit aufs Johannisfest?

Michel:

Nein; sonst würd sie mir doch vielleicht das Geschäft verleiden.

Der rote Karl:

So, so —

Der ſchwarze Karl
(an der Flaſche fingernd):

ſo, ſo —

Der rote Karl:

Und wie willſt denn Du dich verkleiden?

Michel:

Ich geh einfach in Vaters Schäferhut-und-rock
und mit ſeinem langen Hirtenſtock.
Hat nun manch Jahr ſchon ſtill in der Ecke geſtanden,
und ſtrich früher wie'n Feldherrnſtab hier herum in den Landen.
Ja: kannſt mirs glauben: gern zieh ich auch nicht heraus
aus dem lieben alten Haus,
wo ich von Kind auf jeden Holzpflock drin kenne.
Aber wenn ich Morgen für Morgen zur Schicht auf die Zeche renne
und ich denk mir, wir ſolln hier ewig ſo hocken,
uns immer wieder denſelben Alltagsbrei einbrocken —
denn ihr, was wollt ihr denn? blos lüſtern aufmucken
und euch dann untern öffentlichen Suppenlöffel ducken,
zu dem ſchon jetzt alle Ja und Amen nicken,
bis ſelbſt die Bettelleute ſchließlich im Fett miterſticken —
hrr, dann fühl ich's heiß mir durch jede Pore toben:
Luft!!! ſchenkt uns einen Krieg, ihr Herrn da oben!

(Er greift nach der Flaſche, gießt ſich das Glas voll und trinkt.)

Der ſchwarze Karl
(ſich bekreuzend):

Joſef-Maria, Krieg! Gevatter, das heißt Gott verſuchen!
Mit Verlaub — (er gießt ſich gleichfalls ein) —

Der rote Karl:

Ja, erlaube, Michel: du haſt leicht fluchen.
Du biſt noch jung, und kennſt den Krieg nicht, und meinſt voll Feuer,
er ſei 'ne Art Welteroberungsabenteuer.
Iſt er auch; und tät heute die Sturmtrommel ſchlagen,
ich würd meine Knochen wieder mit auf die Schanze tragen;

das ſteckt uns im Blut, uns Beſtien. Ja, 'ne Wolluſt iſt der Krieg,
verhilft unſern Raubtiergelüſten zum Sieg;
aber Glück, Michel, menſchlich Glück ſchafft er keins.

Michel:

Papperlapapp, Karl; iſt dein Glück etwa meins?
Halt keine Volksreden, Roter! trink lieber eins!
(Ihm einſchänkend und dann mit Beiden anſtoßend:)
Glück, das iſt ein Wort wie'ne Fliegenfalle;
Glückauf! es lebe der Sirup für Alle!
(Sie trinken.)

Liſe

(tritt lachend aus der Tür an die Hausecke):

Wohl bekomm's! — Ihr beherrſcht euch aber luſtig.

Michel:

O, du Kobold du! Seht ihr's, da habt ihr's, das wußt'ich.

Liſe

(tritt an den Gartentiſch und nimmt die Flaſche):

Will ſie aber doch vor euch Selbſtbeherrſchern lieber verſtecken.
Gute Nacht, ihr Herrn! und laßt's euch ſchön langſam ſchmecken!
(Sie geht wieder ins Haus.)

Der ſchwarze Karl:

Potz Kuckuck —

Der rote Karl:

Glaub mirs, Michel: du kennſt die Kriegswut ſchlecht.
Höchſtens aus Notwehr iſt ſie ein Menſchenrecht;
das ſollte man nicht als ein Glücksſpiel verkündigen.

Der ſchwarze Karl:

Nein, bei den heiligen Nothelfern allen: das heißt ſich verſündigen.

Der rote Karl:

Verſpielſt blos deine Kraft, wenn du immer ſo überſchäumſt

Michel:

und dabei den Zukunftsſtaat verſäumſt —

Der rote Karl:

Auch die Gegenwart, Michel. Glaub mirs: du träumst! —

Der ſchwarze Karl:

Das kommt, wenn man ſich dem ewigen Heil verſchließt
und zuviel in den neuen Büchern lieſt.

(Er nippt behutſam an ſeinem Glas.)

Michel:

O, auch in den alten. Ich könnt euch manche Hiſtorie ſagen,
wie ſichs hier in Wahrheit einſtmals hat zugetragen,
als unſre Väter im Herzgau von allen deutſchen Landen
hier zwiſchen der Wartburg und dem Blocksberg ihr Seelenheil fanden,
zwiſchen dem Kyffhäuſer und dem Hörſelberg.
Damals ging's Handeln noch nicht ſo überzwerch
mit Klauſen und Klauſeln und Staatsrückſichten wie heute;
damals vermochten noch ſtracks die aufſtrebſamen Leute,
mit der Fauſt oder Stirn ihren Hochſinn durchzudrücken,
ſich ſelbſt und allen Nachkommen zum Entzücken.
O, ich ſag euch: hier ſo leſen von den glorreichen Zeiten,
und die Dämmrung beginnt aus den Schatten der Zweige zu gleiten,
daß die Buchſtaben flimmern auf den vergilbten Seiten:
ſchier leibhaftig ſeh ich ſie dann Geſtalt annehmen
und einherſchreiten, die gewaltigen Schemen,
die gewappneten Herren aus trutzigem Bauerngeſchlechte,
die frommen Einſiedler, die klugen Schalksknechte,
mit ihren blinkenden Schwertern, Kruzifixen, Helmzierden, Drommeten,
gleich als wollten ſie da aus dem Wald zu mir treten
und mit mir beten — —

Der ſchwarze Karl:

Was! Hier? Geſtalten? hier unter dieſen Bäumen?
Nein, Gevatter Michael: es ſcheint wirklich, Sie träumen.

(Er nippt wieder ein Schlückchen.)

Michel:

Na! dann ſeid ihr Beiden ja endlich einmal einig.
Und könnt austrinken! Es wird dunkel, mein'ich.

Der rote Karl:

Iſt freilich Mondſchein. Erſtes Viertel, wie du ſiehſt.
Aber wenn du meinſt — und dich unſre Geſellſchaft verdrießt —

(Er trinkt aus.)

Der ſchwarze Karl:

Ja, dann wollen wir wahrlich keine Zeit verlieren.

(Er trinkt ebenfalls aus.)

Michel:

Na, ich mein blos: ich muß mich doch zum Feſt ausſtaffieren.

Liſe Lied

(ſingt im Innern des Hauſes, durchs Dachfenſter ſichtbar):

Willkommen, weißer Mond im Blauen,
allein!
Laß mich in Deine Heimat ſchauen,
ſei mein!
Ich ſitz im Dunkeln voll Geduld,
du ſcheinſt!
O leuchte Jedem heim voll Huld,
dereinſt!

(Sie ſchließt das Fenſter.)

Der ſchwarze Karl:

Meiner Seel! wenn ſie ſingt, dann iſt ſie der reine Engel.

Der rote Karl

(aufſtehend):

Ja, und winkt uns heim mit dem Tulpenſtengel.

(Im Haus wird Licht angeſteckt, hinterm Dachfenſter.)

Alſo, Michel, Glückauf; vielleicht ſiehſt du mich noch um Mitternacht.

Michel

(gleichfalls aufſtehend):

Wie?

Der rote Karl:

Nu, es ist doch Maskenfreiheit angesagt
und jeder wahlberechtigte Bürger nebst Familie eingeladen;
da wirds 'nem alten Kriegsveteranen, denk ich, wohl auch nicht schaden.

Michel:

Siehst du, Roter: das ist wacker! Wahrhaftig, das freut mich.

Der rote Karl:

Trotz dem Bergrat? — Na! ich will nicht hoffen, es reut dich.

(Er schüttelt ihm die Hand und geht langsam links ab.)

Der schwarze Karl:

Ich denk, ich komm auch.

Michel:

So.

Der schwarze Karl:

Ja. Ich denk, es bringt Segen,
unsre alte ehrwürdige Knappentracht wieder mal anzulegen.

Michel:

Schön; stolper nur niemand nicht übern Degen!
Glückauf, Gevatter! —

(Er winkt ihm Abschied und geht ins Haus; der schwarze Karl folgt verdutzt dem roten.)

Tyll Eulenspiegel

(kommt von rechts aus dem Wald geschlichen, steigt über den Zaun auf die Gartenbank und ruft gedämpft):

Immer vorwärts, gnädiger Herr! die Luft ist jetzt rein.
Nur das Jungfräulein wäscht sich im Kämmerlein.

(Auch unten im Haus wird ein Fenster hell.)

Der Kaiser Rotbart

(tritt aus dem Wald, in goldner Rüstung, mit geschlossnem Visier, sodaß nur sein langer Bart sichtbar ist):

Hüt dich, Schalk: sie hat Augen, hurtig wie Eidechsen.

Der getreue Eckart

(in schwarzer Kutte mit hohem Kreuzstab, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, sodaß nur sein weißer Bart hervorguckt):

Und könnt dich leicht wie den braven Michael behexen.

Eulenſpiegel:

O, der Michel, der iſt gänzlich in ſich ſelber verſunken.
Seht: er hat nicht mal ſein Glas ausgetrunken.

Der Rotbart

(zu Eckart):

Wie ſtellen wirs an, Getreuer, ihm zu erſcheinen?

Eulenſpiegel

(von der Bank ſpringend):

Hopp! wir erſcheinen eben. Das genügt, ſollt ich meinen.

Eckart:

Mir deucht, gnädiger Herr, der Schalk rät gut.

Eulenſpiegel

(nach dem unteren Fenſter deutend):

Seht: er iſt ganz behext von — dem alten Schäferhut.
Ach, er küßt ihn — (ahmt den Kuß ulkig nach) —

Eckart:

Darüber ſoll man nicht lachen!

Eulenſpiegel:

Nun, dann werd ich uns mal ernſtlich bemerkbar machen.

(Er klappt mit der Pritſche an die Scheibe und klingelt dazu mit einer Schelle, die am linken Zipfel ſeiner Gugelkappe hängt; dieſer Zipfel iſt ſo lang, daß Eulenſpiegel die Schelle in die Gürteltaſche ſtecken kann, damit ſie nicht von ſelbſt klingelt, ſondern nur wenn er ſie herausnimmt.)

Michel Michael

(tritt in Schäfertracht auf die Schwelle, in blauem Rock und grauem Mantel, eine brennende Kerze in der Hand, ſodaß die Scheibe nun dunkel iſt):

Wer klopft ſo ſpät und dringlich an meinem Fenſter?
Wer ſind die Herren —

Der Rotbart

(wie ein Standbild aufs Schwert geſtemmt):

Geſtalten —

Eckart:

Geſtalten —

Eulenſpiegel

(mit Verbeugung): ſozuſagen Geſpenſter.

Michel:

Die Herren ſcheinen ſehr ſpaßhaft gelaunt. Ich vermute,
Sie wollen in die Stadt

Eulenſpiegel:

mit dir auf die Maskenredute;
wenn du uns den Weg zeigen willſt. Denn merke dir:
mit Geſpenſtern ſpricht man per Du und Ihr.

Eckart:

Wir kommen, Michel Michael, um dich aus deinem Unmut zu reißen;
ich vom Hörſelberg, der getrene Eckart geheißen.

Der Rotbart:

Ich habe bislang im Kyffhäuſer meinen Rotbart beglotzt;
nun hat mich dein Wagmut endlich heraufgetrotzt.

Eulenſpiegel:

Ich branch mich, Vetter Michel, wohl nicht vorzuſtelln.
Ich bin überallher nnd ſtarb bekanntlich in Mölln.

(Das Dachfenſter wird plötzlich dunkel.)

Weiß alſo nirgends mehr auf dieſer Erde Beſcheid,
aber deſto gründlicher in der Ewigkeit.

(Liſe kommt die Flurtreppe herab, wie früher gekleidet, doch ohne Schürze; tritt unbemerkt hinter Michel.)

Eckart:

Willſt du uns nnn, hier wo ſich die Wege verzweigen,
die rechte Richtnng durchs nächtliche Vaterland zeigen —

Der Rotbart:

ſo wollen wir's lohnen und dir zum guten Gelingen
deines gewagten Geſchäftes beiſpringen —

Eulenſpiegel:

znm Verkauf deines Hauſes —

Michel:

Wie?? Ihr wißt??

Enlenſpiegel:

Daß der Herr Michael heute durchaus kein Träumer mehr iſt.

Eckart:

Brauchſt nicht ſtarrſtehn, als ſtünd hier der Antichriſt;
wir haben nur im Wald da vorhin ein wenig gelauſcht.

Liſe:

Michel, tu's nicht! Stehſt ja jetzt ſchon wie ausgetauſcht!

Michel:

Was! du biſt noch auf, Liſe?

Liſe:

Soll wohl mit dir um die Wette träumen?
Ich muß doch noch euer Teufelsgeſchirr da beiſeite räumen.

(Sie will an ihm vorbei in den Garten.)

Eulenſpiegel

(ihr zuvorkommend):

Auf Ihr Wohl, mein frommes Fräulein, den teufliſchen Reſt!

(Er ſpritzt ihn hoch in die Luft und überreicht ihr die Gläſer.)

Dürfen wir hoffen, Sie wallfahrten auch mit aufs Feſt?

Liſe:

Danke. Hab keine Luſt. (Leiſe) Ich bitt dich, Michel, tu's nicht!
Was ſind das für Leute?

Eulenſpiegel

(durch die hohle Hand):

Lockſpitzel fürs Jüngſte Gericht!

Michel

(noch leiſer):

Sind wohl Grubenbeſitzer aus dem Nachbarkreis.
Sei friedlich, Liſe!

Liſe

(ihm den Leuchter abnehmend):

Iſt mancher friedloſer, als er weiß — —

(Sie geht mit den Gläſern und dem Licht ins Haus; ein andres Fenſter als vorher wird hell.)

Michel:

Entſchuldigen die Herrn: ſie kommt wenig unter Leute,
mein Mündel. Und iſt voller Unruh heute.

Der Rotbart
(nach links zeigend):
Das dort unten, der Lichterhaufen, das ist wohl die Stadt?

Michel:
Ja, Herr. Nicht wahr: was das einen Andrang nach oben hat!
Wie die Glanzpunkte einander immer übersteigen,
überflügeln, und doch sich zusammentun zum Reigen;
rein als möcht sich der Erdkreis da selber von Grund aus beschwingen,
immer heller hinauf in den dunkeln Weltkreis zu dringen

Eulenspiegel
(pathetisch):
und nachher kopfüber wieder herunter zu springen.

Michel:
Wie?

Eckart:
Der Eulenspiegel hat dir nur andeuten wollen —

Der Rotbart:
daß es nun wohl Zeit sei, uns langsam hinunter zu trollen.

Michel:
Ja so! Ja. (Ins Haus rufend) Lise! bring mir mal Vaters Stock,
den langen! — Ich hoffe, mein schlichter alter Rock
paßt zu den Herren Gespenstern nicht schlecht amende?

Eulenspiegel:
Vortrefflich, Vetter! Besonders (leise) zu meinem nagelneuen Hemde.

Lise:
Hier, Michel.

Michel
(den Stock nehmend):
So! — Jetzt, ihr Herrn, sollt ihr sehn,
ob der Michel versteht, durchs nächtliche Deutschland zu gehn
und bis Tagesanbruch sein festlich Geschäft zu vollbringen
und auch ohne euern Beistand

Liſe:

einen Rauſch zu erringen.

Der Rotbart:

Ei, geſtrenges Fräulein, im Rauſch wird die Herzensluſt rege.
Gute Nacht! Ich gönn euch ein rauſchend Herz allerwege.

(Er verneigt ſich und ſchreitet lustshin davon.)

Eulenſpiegel

(ihm folgend):

Ich ſchenk euch alles Rauſchgold droben im Blauen.

Eckart

(ebenſo):

Ich wünſch euch, allen himmliſchen Feſtrauſch zu ſchauen.

Liſe

(ihnen nachrufend):

Und ich euch ein hölliſches Morgengrauen! —
Ach, Michel!

Michel:

Gute Nacht, du ewige Unruh du.
Geh ſchön ſchlafen. Und ſchließ die Haustür hübſch zu.
Wirſt ſchon ſehn, ich ſorge für dich aufs väterlich beſte;
und übers Jahr kannſt du auch mit auf ſolche Feſte.

Liſe:

Wirklich?

Michel:

Ja wirklich, du. Aber jetzt laß mich gehn;
horch, man hört ſchon Muſik herüberwehn —

(eine ferne leiſe Walzermuſik tönt bis zum Schluß des Aktes fort) —

und die Herren da warten, es iſt höchſte Zeit.
Alſo leg dich aufs Ohr und träum dir ein fein neu Kleid.

(Indem er den Andern nacheilt):

Und ſchick deine Mucken heim, du! da auf die Mondſichel,
du dumme Liſe — (er verſchwindet) —

Liſe

(ihm mit beiden Händen einen Kuß nachwerfend):

Du dummer Michel! —

(Sie huſcht ins Haus, löſcht das Licht, kommt gleich darauf wieder, in einen langen ſchwarzen Schleier gehüllt, ein ſilbernes Diadem mit flimmerndem Stern auf dem Haar, einen langen ſilbernen Stab in der Hand, der oben wie eine Wünſchelrute geſpalten iſt, und verſchließt die vom Mond beglänzte Tür. Dann ſich reckend:)

O ja, ich ſchließ zu. Und den Schlüſſel, (ihn hebend) den ſollſt du erſt finden,

(ihn ins Mieder ſteckend)

wenn dir die Sinne vor Unruh um mich ſchwinden,
du Väterlicher! — Ja: berauſch dich nur gut,
du Lieber! Ich fühl's, was dir brauſt im Blut.
Ich folg dir, ich halt dich im Heimatland —
O, er weiß noch, wie er ſein Findelkind fand!
wie's ihn durchdrang, durchdrang, Herz, als er mich ſah:
wie ein Bergquell tief aus der Erde —

(in Geſang ausbrechend) ja —:

ſo ſaß ich unter dem Felſenhang —

(linkshin davonſchreitend, während der Vorhang ſich ſchließt)

und ſang — und ſang — —

Eulenſpiegel als Zwiſchenredner

(tritt aus dem Mittelſpalt des Vorhangs, klingelt mit ſeinem Schellenzipfel):

Meine Herrſchaften, das Feſt iſt in vollem Schwung;
ſelbſtverſtändlich mit polizeilicher Genehmigung.
Die ganze Stadt ſchwebt auf dem Gipfel der Seligkeit;
einſchließlich der beiderſeitigen Geiſtlichkeit.
Jeder darf ſich alſo, ohne irgend eine Pflicht zu entheiligen,
an der allgemeinen Begeiſterung voll-und-ganz beteiligen.
Das ſoll nicht etwa heißen, ich buhle um Ihre Gunſt;
ſondern blos mein Herr, der Dichter, betreibt dieſe ſchändliche Kunſt.

Er betreibt ſie leider mit höchſt wohlgeziemenden Mitteln
(das Geſtampf einer Maſchine wird hörbar)
und iſt feſt überzeugt, Sie finden nichts dran zu kritteln;
wie Sie hören, ſogar mit Dampfkraft und Elektrizität,
weils ohne dieſe Errungenſchaften heut nicht mehr geht.
Dennoch muß ich ſagen
(eine laut ſchnarrende Stimme hinterm Vorhang wird hörbar)
— na aber! das wird denn doch zu kräftig;
ich bitte um Ruhe dadrinne! Hee! Sie begeiſtern ſich zu heftig!
Heda, Ruhe! oder ich ruf die Regie!
Ich bin ein Geſpenſt, ich kann nicht ſo ſchrein wie Sie,
(er ſchreit immer ſtärker)
Sie rattern ja lauter als die Dynamomaſchine;
bitte ſchließen Sie gefälligſt Ihre Phraſenterrine! —
Sie! hören Sie nicht? jetzt habe Ich das Wort! —
Er hört nicht. Er rattert ruhig fort.
Ich fürchte, über ſolchen voll-und-ganzen Begeiſterungston
verfügt nur eine wirkliche neuhochdeutſche Regierungsperſon;
jeder andre Geiſt krigte davon den Schlucken.
Da muß ich braves altdeutſches Geſpenſt mich wohl ducken
(er tut es)
und ehrerbietigſt das Mundwerk der hohen Behörde enthüllen,
damit Sie auch lernen, ſo begeiſtert zu brüllen.
(Er ſchiebt geduckt den Vorhang linkshin auf und verkriecht ſich im Vordergrund der Bühne.)

Zweiter Aufzug

(Bild: Eine Gartenwirtſchaft mit elektriſchen Ampeln, bunt voller Leute in Maskenkoſtümen, doch herrſcht die ſchwarze Farbe vor. Im Hintergrund ein erleuchteter Tanzſaal. Rechts ein Laubengang mit Tiſchen und Stühlen, die grün und weiß geſtrichen ſind; auf dem vorderſten Tiſch ein weißes Tiſchtuch und ein Schild mit der Aufſchrift „Reſerviert!" Links unter Bäumen ein langer Tiſch, an deſſen hinterem Ende der ſchnarrende Landrat ſteht, mit aufgedrehten Schnauzbartſpitzen, in ſchwarzer Halbmaske, Frack und Domino. An den Seiten dieſes Tiſches ſitzen der Bergrat und der Bürgermeiſter, ähnlich maskiert, nur mit anderen Bärten, der Bergrat mit dunkelm ſpaniſchen Spitzbart, der Bürgermeiſter mit grauem Tintenwiſcher-Schnurrbart; dann die Frau Bürgermeiſterin und andre Damen in farbigen

Masken, ein Kaplan und ein Pastor unmaskiert, der schwaeze Kael in Bergknappentracht mit Hornbrille, ihm gegenüber Michel Michael ohne Maske, an der linken Ecke vorn. Die Honoratioren tragen Zylinderhüte; nur der Kaplan hat flachen Seidenhut. Hinter Michel stehen wie Wachtposten der Kalsee Rothaet und der geteene Eckaet, immer mit geschlossnem Visier und Kapuze; und Eulenspiegel hat sich zu seinen Füßen unter die Tischplatte gehockt. In der Mitte der Bühne ein Lindenbaum, hinter dessen Stamm Lise Lied verboegen steht; davor eine grün und weiß gestrichene grade Bank ohne Lehne. Ringsherum maskiertes Volk; darunter auch Kinder.)

Der Landrat

(immer lauter schnarrend, um das Gestampf der Maschine zu übertönen):

Und demnach, da Sie merken -á- bin zwar in Maske erschienen,
aber -á- unverkennbar: Ihr Landrat redet zu Ihnen —
demnach, sag'ich, will ich hier -á- in Ihrer festlichen Mitte,
wo uns Alle nach guter, echter, alter Sitte
sozusagen die brüderlichsten -áh- Gefühle beseelen,
will ich, sag'ich, Jedem väterlichst anempfehlen,
trotz allen, wie Schiller sagt, feindlichen Gewalten
unentwegt unsre heiligsten Güter -á- hochzuhalten.
Und diese -á- Gefühle — Gefühle, sag'ich — sollen uns auch geleiten,
wenn wir in diesen unverzeihlich vaterlandslosen Zeiten
demnächst, meine Herrn, wie Sie wissen, zur Wahlurne schreiten.
Also, meine Herrn -áh- und Damen, wolln wir uns jetzt von den Stühlen
zum Zeichen von unsern -á- unsern -áh-

Eulenspiegel

(über den Tischrand weg):

Hochgefühlen —

Der Landrat:

jawohl: von unsern vaterländischen Hochgefühlen —
wollen wir uns, sag'ich, jetzt mit unsern Gläsern erheben:
unser allverehrter Reichstagskandidat, der Herr Bergrat, er soll lebcn! hoch!

Chorgeſang mit Muſik

(während der Landrat dem Bergrat die Hand ſchüttelt und Alle anſtoßen):

Hoch ſoll er leben, hoch ſoll er leben, dreimal hoch!

(Dann noch immer das Geräuſch der Maſchine.)

Der Landrat:

Himmelkreizrudiment! da muß ja's Trommelfell reißen!

(Nach hinten ſchreiend:)

Die Kerls, die Heizer, ſollen die Tür zuſchmeißen!

Heda!!! Tür zu, ſag' ich! Sofort den Keſſelraum ſchließen! —

(Man hört eine eiſerne Tür zuklappen; das ſtampfende Geräuſch verſtummt.)

Bande! Frechheit! Da ſoll man nu Volksfeſt genießen.

Unerhört! verſtand kaum mein eigen Wort.

Tun's ſelbſtredend extra, dieſe Sozi, uns hier zum Tort.

Mußte ſchrein, daß mir jetzt noch's Trommelfell klirrt.

Der Bergrat:

Ach bitte, Herr Bürgermeiſter, Sie ſorgen wohl gütigſt beim Wirt,

daß uns die Lichtmaſchine, bitte, nicht wieder ſtört.

Der Bürgermeiſter:

Mit Vergnügen, Herr Bergrat.

Der Landrat:

Ja! bin wirklich empört!

Der Bergrat:

Er ſoll den Heizern ein Achtel Pilſner auflegen.

Der Bürgermeiſter:

Gern, Herr Bergrat.

(Er entfernt ſich mit der Volksmenge nach dem Tanzſaal.)

Der Landrat:

Proſ't, Herr Corpsbruder! meinen volks-freundlichſten Segen!

(Er trinkt dem Bergrat zu.)

Dieſe Raſſelbande! dieſe roten Radaugeſellen!

Michel

(hat wieder Platz genommen, ſtampft ſeine Weinflaſche auf den Tiſch):

Mit Verlaub! Indeſſen: von wegen den Trommelfellen —

Der Landrat
(etwas schwerhörig):
Ah —?

Eulenspiegel
(unterm Tisch hervor):
Trommelfellen —

Michel:
so im Kesselraum schuften, ist auch kein Volksvergnügen.

Der Rotbart:
Volksvergnügen.

Eckart:
Volksvergnügen.

Der Bergrat:
Bravo, Michel!

Die Frau Bürgermeisterin
(auffällig bunt kostümiert, lorgnettierend):
Entzückende Gruppe!

Der Landrat:
Gottvoll!

Michel:
Verfluchtige Lügen!!!

Eulenspiegel (Fistel) und Eckart (Baß):
Lügen! Lügen!

Der Rotbart
(Baryton):
Man soll nicht meinen, ihr Leute, man könne den Michel betrügen.

Die Bürgermeisterin
(während die Andern lachen):
Nein, wie reizend!

Der Landrat:
Köstlich!

Die Bürgermeisterin:

Wie echt gemacht! So natürlich!
so romantisch! so richtig sagenfigürlich!
nicht wahr, Herr Pastor?

Der Pastor

(in schwarzem Gehrock, zugeknöpft, wohlbeleibt):

In der Tat, Frau Bürgermeisterin;
ein Maskenscherz mit tiefem evangelischen Sinn.

Der Kaplan

(in schwarzer Sutane, noch beleibter):

Man könnte, Herr Amtsbruder, eher wohl katholischen sagen.

Der Bergrat:

Also, meine Damen und Herrn, erlaub'ich mir vorzuschlagen,
weil der biedre Zecher da Michel Michael heißt
und offenbar erfüllt ist von wahrhaft volkstümlichem Geist:
wir erteilen nachher dem deutschen Michel nebst Geisterbegleitung
den Maskenpreis!

Alle:

Bravo!

Eulenspiegel

(aufstehend und klingelnd):

Und setzen's in die Zeitung!

Der Landrat:

Selbstredend!

Eulenspiegel

(sich vor ihm verbeugend und weiterklingelnd):

Es lebe die hochwohlweisliche Volksfestleitung! —

(Im Saal fängt gedämpfte Tanzmusik an.)

Michel

(ist gleichfalls aufgestanden):

Herr Bergrat spaßen sehr gütig; ja; und ich danke auch sehr.
Aber, wie Herr Bergrat wissen, kam ich eigentlich her,
um mein Haus —

Der Rotbart und Eckart:

(während Liſe Lied hinter dem Baum hervorſchaut)

Haus — Haus —

Michel:

(die Vertragspapiere aus der Bruſttaſche holend)

Hier — ich bin ſo frei —

Der Bergrat:

Schon gut, lieber Michel; gewiß, kommt auch an die Reih.
Jetzt muß ich erſt tanzen gehn.

(Zur Bürgermeiſterin:)

Gnädige Frau, darf ich bitten! —

(Verſchiedene Paare, auch der Landrat mit einer Dame, ab nach dem Saal.)

Michel

(die Papiere einſteckend und ſich wieder ſetzend):

Verdammte, verquere, katzenfreundliche Sitten!

(Er ſtürzt ein Glas Wein hinunter.)

Eulenſpiegel:

Ja, Sitten!

Der Rotbart und Eckart:

Sitten! —

Der ſchwarze Karl

(hat bis dahin mit dem Kaplan getuſchelt):

Gratuliere, Freund Gevatter; ſcheinſt hier recht wohlgelitten.

Michel:

Halt's Maul!!!

Liſe Lied

(ganz hervortretend, dicht verſchleiert, mit verſtellter Stimme):

Michel Michael, laß dich zum erſten Mal warnen!
ſchon beginnt der Stadtrauſch deinen Geiſt zu umgarnen.
Ich bin deine Glücksfee; bang von fern komm ich her,
von den Sternen, durch die Nacht, übers gründunkle Meer.
meinen Wünſchelſtab in bebender Hand,
flüchtigen Fußes von Land zu Land,
durch den Wald deiner Kindheit bin ich gegangen,
in den Schooß der Berge trieb mich dein Glückverlangen,

bis zum Hörſelgrund tief, wo Frau Venus wacht
und den feurigen Quell der Jugendträume entfacht —
Michel Michael, jetzt durch meinen Mund
tut dir die ewige Göttin kund:
du ſollſt deiner lieben Heimat nicht untreu werden,
damit du kein Flüchtling wirſt auf Erden.
Lebe wohl!

Der Rotbart:

Halt, Flüchtling!

Eulenſpiegel:

Halt, edle Fee! Nicht ſo ſchnell!

(Er läuft ihr nach; ſie verſchwinden im Hintergrund rechts.)

Der Rotbart:

Du ſcheinſt wahrlich kein Flüchtling, Glücksvogel Michael!

Michel:

Ach was, Maskenſchnack! Lachhaft! Lauter Alfanzerein!
Hee, Bedienung!

(Ein altdeutſch gekleideter Kellner erſcheint und bringt auf ſeinen Wink eine neue Flaſche.)

Der ſchwarze Karl:

Wer mag's wohl geweſen ſein?
Die Jungfer Liſe?

Michel:

Schnack, ſag'ich! Die liegt zu Hauſe im Bett!
Verſtanden?! — Höchſtens etwa, daß ſie 'ne Freundin hätt
und läßt ihrem Vormund heimlich ſo'n kleinen Stupps auf-
ſchwenken;
braucht drum Niemand nichts Schlechtes von ihr zu denken!

Eckart:

Michel Michael, hüt dich vor des Hörſelbergs Ränken!

Der ſchwarze Karl:

Ja, ich meine auch —

Michel:

wie??

Der ſchwarze Karl:

das heißt, natürlich nur ſo im Allgemeinen;
die böſeſten Weibsbilder ſind, die die beſten ſcheinen.
So zum Beiſpiel der Bergrat und die Frau Bürgermeiſtern.
Da hilft kein Vertuſchen mehr, kein Verkleiſtern;
rein ſchon öffentlich tut ſie's ja mit ihm treiben.

Michel:

Meinethalben! Man ſoll mir mit Stadtklatſch vom Halſe bleiben!

Der Kaplan:

Wohlgeſprochen, mein Sohn. Jedoch, in dem ſtädtiſchen Sündenſchwarm
braucht der Menſch eines Schutzpatrons ſtarken Arm;
du haſt ihn ſchon lange nicht mehr im Beichtſtuhl erprobt.
Wirſt hoffentlich trotzdem, wenn nun die Wahlſchlacht tobt,
wiſſen den rechten Schild hochzuhalten.

Michel
(aufſtehend):

Zu Gnaden, Ehrwürden; ich laſſ den alten Gott walten.
Obgleich ich, verzeihn Sie, in meinem einfältigen Sinn
eigentlich mehr für die Proteſtanten bin.

Der Paſtor
(gleichfalls aufſtehend):

Ein männliches Wort, lieber Freund! Und ich darf wohl hoffen,
Sie wiſſen, auch unſer Arm ſteht der chriſtlichen Einfalt offen.

Michel:

Viel Ehre, Herr Pfarrer. Indeß, um Sie nicht zu vexieren:
ich bin überhaupt fürs Proteſtieren.
Wenn ich wählen müßt zwiſchen Paſtor und Kaplan,
wär ich doch wohl lieber dem — Stärkeren untertan.

(Er verbeugt ſich ſchwerfällig, dreht ihnen den Rücken und ſetzt ſich ans andre Ende des Tiſches; der Rotbart und Eckart folgen ihm, ſeine Flaſche und ſein Glas nachtragend.)

Der Paſtor

(zum Kaplan, der ebenfalls aufgeſtanden iſt):

Hm. Wer iſt nun der Stärkere von uns Beiden?

Der Kaplan

(die Hände über den Bauch faltend):

Ich ſchätze, Herr Collega, wir laſſen's vom Publiko entſcheiden.

(Die Tanzmuſik im Saal hört auf.)

Eulenſpiegel

(zurückkommend):

Vetter Michel, ich habe den ganzen Stadtpark durch-und-durch-
gekuckt:
deine Glücksfee ſcheint von der Hölle verſchluckt.

Michel:

Glückauf!

Der Rotbart:

Wahr dich, Schalk! daß der Michel nicht Flammen ſpuckt! —

(Währenddem kommt Maskengewühl aus dem Saal. Voran dee Bergrat und der Landrat, hinter ihnen her der Kellner mit Sektkübel und Würfelbecher, zu dem reſervierten Tiſch hin im Vordeegrund rechts.)

Der Landrat

(ſich mit dem Taſchentuch fächelnd):

Himmelkreiz! Doller Fez! Bewundre Sie. Ohne zu ſchmeicheln.

Der Bergrat:

Ja, man lernt allmählich die Volkstatze ſtreicheln.

Der Landrat:

Na, ich danke!

Michel

(hat ſich durch die Leute nach vorn gedrängt:)

Herr Bergrat — wenn Sie jetzt — ich will nicht behelligen —
aber ſolche Unterſchrift iſt doch leicht zu bewerkſtelligen —
da Sie doch geneigt —

Der Bergrat:

Aber beſter Michael,
Sie benehmen ſich wirklich etwas auffällig ſchnell.
Hat doch Zeit bis morgen.

Michel:

Morgen muß ich arbeiten gehn!

Der Bergrat

(den Würfelbecher nehmend):

Na, dann nachher! Jetzt bin ich beſchäftigt, wie Sie ſehn.

Michel:

Ich — ſeh — —

Liſe Lied

(erſcheint im Hintergrund):

Michel Michael, ich warn dich zum zweiten Mal —
horch: ſchon ſingen die Bergleut ein Spottlied im Saal —

Sprechgeſang

(auch Kinderſtimmen):

Der deutſche Michel, der hat ſich verlaufen;
Glückauf!
Er will ſein Haus an die Stadtleut verkaufen;
Glückauf!

Ein Zug maskierter Bergknappen

(kommt weiterſingend aus dem Saal, geführt vom roten Karl, der als Militär-Invalide maskiert iſt, und begleitet von Kindern in blaugrauen Koboldtrachten mit Zippelmützen und weißen Bärten):

O Michel, die Stadt hat ein Herz von Stein,
bald wirſt du ein ſteinreiches Schindluder ſein;
Glückauf!

Liſe Lied:

Drum, aus der Berge feurigem Herzensgrund,
tut die Herrin der Zukunftsträume dir kund:
Du ſollſt deine herzwarmen Augen heller aufmachen,
dann wirſt du zum goldenſten Traum erwachen.
Glückauf! (Sie verſchwindet.)

Der rote Karl

(ſeine Mütze abziehend):

Ein alter Kriegsveteran, der um ein Almoſen bettelt —

Michel:

Ah, roter Karl! Du haſt das angezettelt?!
Ich ſag dir: hüt dich! ich kenn dich! ſcher dich um Deine Sachen!
der Michel läßt ſich von niemand zum Popanz machen!
Merk dirs! Sonſt: hier: bei meines Vaters Stock —

(Die Maſchine ſtampft plötzlich wieder los)

Der Landrat

(den Würfelbecher aufſtampfend und ſich die Ohren zuhaltend):

Kreizrudiment —

Der rote Karl:

man ſtopp —

Dumpfe Stimmen im Hintergrund:

man ſtopp! man ſtopp! man ſtopp!

Eulenſpiegel:

Platz da, Michel!

Der rote Karl:

Platz! ſonſt gibts Flecke am Rock!

(Drei Maſchinenheizer, rußgeſchwärzt, kommen mit geſchulterten Schaufeln im Marſchtritt nach vorn; Eulenſpiegel klappt mit der Pritſche den Takt dazu.)

Der Oberheizer:

Stopp! — (Zum Bergrat:) Euer Hochwohlgeboren haben die Gnade gehabt
und uns mit einer Erfriſchung

Der rote Karl

(ſoufflierend): kleinen Erfriſchung

Der Oberheizer:

kleinen Erfriſchung gelabt.
Euer Hochwohlgeboren, wir danken Ihnen ſehr
und melden

Der rote Karl

(wie vorher): gehorſamſt

Der Oberheizer:

gehorſamſt: das Achtel iſt bald leer.
Euer Hochwohlgeboren wiſſen, die Nacht iſt noch lang,
und wir halten

Der rote Karl:

ergebenſt

Der Oberheizer:

ergebenſt die Beleuchtung in Gang.
Euer Hochwohlgeboren, wir möchten

Der rote Karl:

mit unter

Der Oberheizer:

mit untertänigſtem Reſpekt

Der rote Karl:

mal probieren

Alle drei Heizer:

mal probieren, ob auch Sekt uns ſchmeckt!!!

Der Landrat
(vor ſich hin):

Kreuzſchwerebrett —

Der Bergrat
(aufſtehend, räuſpernd):

Leute! Hört mal —

Eulenſpiegel
(ſteigt hinten auf einen Stuhl und klingelt):

Hört, hört!

Der Bergrat:

Ich bitte doch dringend, daß man den Geiſt des Feſtes nicht ſtört!

Eulenſpiegel
(nochmals klingelnd):

Ich ſchließe mich dringend dem verehrten Herrn Vorredner an
und verordne ſomit ſtrengſtens, ſo geiſterhaft ich kann,
auf Geheiß Seiner Allerhöchſtgeiſtigen Majeſtät
des weiland Kaiſers Rotbart, weil er hier auf Gebet
des annoch deutſchen Michels auferſtanden ſteht
im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität,
und weils ohne dieſe Errungenſchaften nicht geht

Eckart
(mit Grabesſtimme):
in euerm erleuchteten Jahrhnndert —

Der Rotbart
(mit Donnerſtimme):
über das er ſich ungeheuer wundert —

Eulenſpiegel:
ſo verordnet er hiermit den Anſtiftern der Beleuchtung
zur weiteren nächtlichen Keſſelraumbefeuchtnng
aus ſeiner johannisfeſtlichen Kellerei
unter Aufſicht der hochwohlwürdigen Geiſterpolizei
einen Korb Henkell-trocken —

Die Heizer und Bergknappen:
Ha! Hurra! Bravo! Hei!

Eulenſpiegel:
Wir werden nnverzüglich die nötigen Amtsbefehle geben.
(Er ſpringt vom Stuhl und läuft nach dem Saal.)

Die Heizer und Bergknappen
(während Michel ſich auf den leeren Stuhl ſetzt):
Hurra! hoch! der deutſche Michel ſoll leben!
leben! leben! und Kaiſer Rotbart daneben! —

Der Landrat
(während die Heizer und Knappen mit dem roten Karl nach links abmarſchieren):
Schwerebrett, Herr Corpsbruder! war ja 'ne nette Beſcherung.
Na, proſ't! Immerhin ſoznſagen 'ne ſoziale Belehrung.
(Sie ſtoßen an und trinken Reſt; zugleich klappt wieder die eiſerne Tür, und das Geräuſch der Maſchine hört auf.)
Wird der Michelſpaß nicht amende bedenklich?

Der Bergrat:
Unbeſorgt. Der Mann iſt abſolut nnverfänglich;
hat ſicher mit dem kleinen Putſch nichts zn tun.
Etwas Dickopf, aber ſonſt ein gemütliches Hnhn;
will mir blos partout ſein bißchen Grundſtück beibiegen.
Iſt auch preiswert; und wie die Chancen liegen,

müßt ich ihn sowieso bald aus seiner Waldbude schaffen.
Wollt ihn blos noch 'ne Zeitlang zappeln lassen;
Sie verstehn.

Der Landrat:

Vollkommen. Blos diese -á- Geistergestalten,
die uns da eben die noble -á- Abfuhr aufknallten —

Der Bergrat:

Ja, sonderbarer Scherz.

Der Landrat:

Schon mehr Impertinenz.

Der Bergrat

(während die Tanzmusik wieder anfängt):

Vermutlich Herren von der linksseitigen Konkurrenz;
scheint mir ratsam, hier niemand zur Entlarvung zu zwingen! —

(Sie stehen auf, um sich nach dem Saal zu begeben.)

Eulenspiegel

(vom Maschinenhaus zurückkommend):

Gnädiger Herr, ich habe zu hinterbringen:

(mit Trinkgeberde)

der kaiserliche Geist beginnt schon ins Volk zu dringen.
Held Michel, halt dich zum Hurraschrein bereit!

Michel

(steht brüst auf, ein wenig schwankend, und steuert zu dem Bergrat hin):

Um Verzeihung, Herr Rat — in aller Bescheidenheit —
aber es könnt sonst sein, Herr Rat, das Geschäft wird mir leid; —
den Bittsteller machen, fällt mir von Hause aus schwer —

Der Rotbart und Eckart

(sind ihm nachgeschritten):

schwer — schwer —

Der Bergrat:

So! Seh einer! — Na! Dann geben Sie mal her.
Pardon, Herr Corpsbruder.

Der Landrat:

Bitte. (Ab zum Saal.)

Michel
(die Vertragspapiere überreichend):
Hier — zu dienen, Herr Rat —
Liſe Lied
(aus dem Laubengang tretend):
Michel Michael, hör mich! Zum dritten Mal naht
Michel:
Ruhe!!!
Eulenſpiegel:
Holla, die Glücksfee! Halt, Göttin, halt!
(Er ſetzt ihr nach; ſie verſchwinden beide.)
Michel:
Verzeihung, Herr Bergrat; ſie drängt ſich mit Gewalt
Der Bergrat:
Wohl ein Schatz?
Michel:
Gott bewahre, Herr Bergrat; nein, keine Spur.
Der Bergrat
(ſich wieder an den reſervierten Tiſch ſetzend):
Wär doch keine Schande, Mann; delikate Figur! —
Na, nehmen Sie Platz —
(die Papiere aufmachend und ſeinen Füllfederhalter herauslangend)
aber Eins, mein Lieber, ſchick ich voraus:
Sie müſſen nicht denken, Sie wären der Herr im Haus.
Ihre Scholle iſt uns auf alle Fälle verfallen.
Michel:
Wie??
Der Bergrat:
Nun: wenn wir den Luftſchacht etwas mehr ſeitwärts verſtallen
und legen 'ne Schutthalde vor Ihre Tür,
dann gibt kein Menſch mehr 'ne Schippe Kooks dafür
Michel:
Ja, aber —

Der Rotbart und Eckart
(wieder hinter ihm Wache stehend):
aber! — aber! —
Der Bergrat:
Da gibt's nichts zu abern leider.
Im Übrigen bin ich kein Halsabschneider.
Kellner, noch'n Glas! — Wollte blos meinen Standpunkt klar-
machen — —
(Den Vertrag durchsehend:)
Nein — aber — Bester — das ist ja rein zum Lachen:
ich nannte Ihnen fünfzehntausend als unsern äußersten Preis,
und hier stehn achtzehn?!
Michel:
Ja, Herr Bergrat, weil —: ich weiß nicht, ob
der Herr Bergrat weiß:
mein Großahn war Grobschmied — und — und —
Der Bergrat
(während der Kellner das Glas bringt): Na? und?
Michel:
Es geht eine alte Sage von Mund zu Mund —:
Der Rotbart:
Des Michel Michaels Haus steht auf eisernem Grund —
Eckart:
könnte mancheiner Silber und Gold draus schlagen — —
Michel:
Ja! — Das heißt, Herr Rat, ich wollte damit nur sagen —
(da der Bergrat ihm einschänkt)
sehr gütig, Herr Rat —
Der Bergrat:
Na, Michel: viel ist nicht zu profitieren.
Aber — na gut: Lufthalber wollen wir's mal riskieren.
Also (ihm zutrinkend) Glückauf!
Michel:
Glückauf! (er leert sein Glas.)

Der Bergrat

(unterschreibt): So. Abgemacht. Hier: nun Sie! Nein, hier: auf dem andern Papier.

Michel

(nachdem er das Duplikat unterschrieben hat):

Uff. Heiß!

Der Bergrat

(hat das erste Schriftstück gefaltet und gibt es ihm zurück):

So; bitte. Nun? sind Sie nun zufrieden?

Michel

(während jeder sein Schriftstück sorgfältig einsteckt):

Hoh, Herr Bergrat, schon? Jetzt geht's doch erst los, das Schmieden!
das Glückschmieden mein' ich. Hier die paar tausend Mark Geldeswert,
die sind doch blos erst das erste Roheisen auf dem Herd;
hoffe dereinst die Welt noch als Feinschmied untern Hammer zu kriegen.

Der Rotbart:

Michel Michael, laß nur das Feuer nicht verfliegen!

Eckart:

Ist schon manche Glut zu Asche zerstoben auf Erden.

Der Bergrat

(Michels Glas wieder füllend):

Ja, ich rate auch, lieber Michel: nicht übermütig werden!

Michel:

Oh, Herr Rat — das sind blos so Volksfestgeberden.

(Sein Glas abermals leerend)

Auf Ihr Wohl, Herr Rat! — Ich muß schon den ganzen Abend denken:
wie wir hier so sitzen auf den schönen Stühlen und Bänken,
Hoch und Niedrig zusammen bei den guten Getränken,
und fühlt sich jeder so recht mitbeglückt im Gewühl —
das ist doch ein sehr erhebendes Gefühl!
nicht wahr?

Der Bergrat
(aufſtehend):
Hm. Ja. Sehr erhebend. Ja. Aber jetzt —

Eulenſpiegel
(kommt mit Liſe Lied Arm in Arm angetanzt):
Hurra, Vetter Michel, hier kommt dein Glück angeſetzt!
Hat ſich endlich von mir am Schlafittchen kriegen laſſen.
(Die Tanzmuſik hört auf.)

Eckart:
Schalk, Schalk! des Michels Glück, das kann nur er ſelber faſſen.

Michel
(ſeine Bruſttaſche befühlend):
Ja, wahrhaftig! —

Liſe Lied:
Michel — ! —

Michel
(unwillkürlich): Liſe — ! — (Sich beſinnend) Ach nein; dumm Zeuch;
was rührt dich, Michel?! — (Auffahrend) Schockſchwerenot, ihr: was kümmert's euch?
ſchert euch zum Teufel! (ſetzt ſich wieder und ſtiert ins Glas.)

Eulenſpiegel:
Ha! Hörſt du's, Göttin? Verſchmäht!
Das fordert Rache! Rache! (Den Würfelbecher nehmend:)
Soll ich mit dieſem Gerät,
kraft meiner ſpiritiſtiſchen Wupptizität,
hehre Fee, ihn zerſchmettern? — Nein? — Ach! das iſt bitter.

Der Bergrat:
O: eine Fee, die findet wohl zartere Ritter.
Aber eine Glücksfee, die ſollte ſich eigentlich entſchleiern;
darf ich's wagen?

Liſe Lied
(während die Tanzpaare aus dem Saal kommen):
Vielleicht, Herr Ritter — doch müſſen wir ihn erſt feiern,
der da ſelig in ſeiner Selbſtherrlichkeit thront
und die Dienſte der Geiſter mit eitel Nichtachtung lohnt.
Verſteht Ihr, Ritter?

Der Bergrat:
Stolze Fee, ich beuge in Demut das Knie (er tut es)
und verſtehe.

Die Bürgermeiſterin
(dazwiſchentretend): Aber Bergrat, was treiben Sie!
Man iſt ſehr erſtaunt —

Der Bergrat
(knieen bleibend): Oh, gnädigſte Frau, ich desgleichen!
In der Johannisnacht

Eulenſpiegel:
erlebt man Wunder und Zeichen!

Der Rotbart und Eckart:
Wunder und Zeichen!

Der Bergrat:
Eine holde Fee ſtieg die Himmelsleiter herab

Die Bürgermeiſterin:
ſhocking!

Der Bergrat
(ſich erhebend): und gebeut uns mit ihrem Zauberſtab,
damit wir die Geiſter der Vor- und Nachwelt verſöhnen,
den deutſchen Michel zum Weltherrn von ihren Gnaden zu krönen.

Die Bürgermeiſterin:
Empörend!

Der Landrat:
Gottvoll, Bergrat!

Eulenſpiegel:

Hurra, Michel! Jetzt heißt es erſcheinen!
Kopf hoch, Bruſt raus!

Der Rotbart:

Stehſt du auch feſt auf den Beinen?

Michel
(aufſtehend):

Hoh! Ich? (er ſtolpert.)

Die Bürgermeiſterin:

Huch!

Michel
(brüllend): Bombenfeſt, ſollt ich meinen!!!
(Er ſtellt ſich breitbeinig vor die Bank in der Mitte, während der Rotbart und Eckart hinter ſie treten.)

Der Bergrat:

Alſo — vielwerte Gäſte!

Etliche Bengel in Koboldtracht:

hurrra!

Der Bergrat:

und Zaungäſte!

Die Kobolde:

hurrra!

Eulenſpiegel:

und Geiſter, bitte!

Der Bergrat:

Bitte!

Eulenſpiegel:

Danke.

Der Bergrat:

Hier ſteht er —

Kobolde:

ſteht er —

Der Bergrat:

in unſrer beglückten Mitte —

Kobolde:

Mitte —

Eulenspiegel:

leibhaftig —

Kobolde:

leibhaftig —

Der Bergrat:

unter dem Lindenbaum —

Kobolde:

Lindenbaum —

Der Bergrat:

unser teurer deutscher Michel —

Kobolde:

hurrra —

Eulenspiegel:

es ist kein Traum!

Der Rotbart und Eckart:

Kein Traum.

Der Landrat:

Himmelkreizrudiment zum Donner! Silenzium jetzt!!!
Ruhe, Bengels! sonst werdt ihr rausgesetzt!

(Er nimmt einem der Kobolde seine Zippelmütze weg und treibt die Schreihälse nach hinten.)

Weiter, Bergrat!

Der Bergrat
(Lisens Arm nehmend):

Also — bezaubert von dieser Himmelserscheinung

Die Bürgermeisterin:

unglaublich!

Der Landrat:

pßt —!

Eulenspiegel:

und nach der offenbar völlig einstimmigen Meinung

Der Bergrat:

aller Freunde und Freundinnen der höheren Sphären

Liſe Lied:

wollen wir ihn jetzt zum Beherrſcher der — Lüfte erklären!

Der Bergrat:

zum Alleinherrſcher ſämtlicher Zukunftsflugmaſchinen!

Eulenſpiegel:

Glücksgondeln, Traumſchiffe und ſonſtiger Zeppelinen!

Der Bergrat:

Möge er immer flügger, lenkbarer

Eulenſpiegel:

und bombenfeſter werden!

Liſe Lied:

und ſelig enden als Luftſchloßbeſitzer auf Erden! —

Der Landrat

(die Zippelmütze ſchwenkend):

Hurrra, deutſcher Michel!

Alle durcheinander

(während Michel auf die Bank gehoben wird und ein Glas Wein in die Hand bekommt):

Hurra! Hurra!

Michel

(an den Baumſtamm gelehnt):

Halt!!! Jetzt komm Ich an die Reih!

Der Bergrat:

Glückauf, Michel! (trinkt ihm zu.)

Michel:

Schön Dank, Herr Bergrat! (trinkt.) Ja! Schön Dank fürs Geſchrei!

Denn der Michel nämlich — ja — kann viel Spaß vertragen.

Der Landrat:

Bravo, Michel! (trinkt ihm zu.)

Michel

(immer wieder Bescheid trinkend, worauf ihm unter Gelächter immer wieder das Glas gefüllt wird, bald mit weißem, bald mit rotem Wein):

Schön Dank, Herr Landrat! — Ja! — Aber — wollt ich sagen: kann auch Ernst machen! kann — kann sich lange ducken —

Der Kaplan:

Wohl ihm, Michel!

Michel:

Schön Dank, Ehrwürden (trinkt) — Kann seine dummen Mucken — ja — vor euch Stadtleuten — ja — auch sein Heimweh verschlucken —

Der Bürgermeister:

Hoch, Michel!

Michel:

Schön Dank, Herr Bürgermeister (trinkt) — Ja —: kann sich recken —
kann auf einmal — ja: kann er — seine Hand ausstrecken — kann vielleicht dereinst noch — hupp — die ganze Welt in die Tasche stecken —

Der Pastor:

Heil, Michel!

Michel:

Schön Dank, Herr Pfarrer (trinkt) — Jawohl —: Luft — Erde — hupp — Meer —
den ganzen Himmel — hupp — (er fällt von der Bank herunter)

Lise Lieb

(wirft sich aufschreiend über ihn):

Michel!!!

Eulenspiegel

(sehr laut): Kellner! den Eiskübel her! —

Der Bergrat

(während der Kellner Eiskübel und Tischtuch bringt):

Aber teuerste Göttin, er hat sich ja nichts zerbrochen!

Der Landrat

(während man Michel auf die Bank ſetzt und an den Baum lehnt):

Kein Bein! Der fällt einfach auf ſeine geſunden Knochen!

Eulenſpiegel:

aus der Zippel- der Zappel- der Zeppeline!

Der Bergrat:

Da! er macht eine ganz majeſtätiſche Miene!

Der Landrat:

Na, dann kann man ja endlich ſozuſagen die Krönung voll-
ziehn!

(Er ſetzt Micheln die Zippelmütze auf, ſodaß die Troddel ihm über die Naſe herab-baumelt.)

Hoch lebe unſer Michel!

Alle:

(während man ihm das Tiſchtuch wie einen Mantel umhängt)

Hoch! Hoch! Hoch!

Eckart

(ernſt): Der Himmel erhalte ihn!

Der Rotbart:

Er mache ihm jede Bank zum Throne —

Die Kobolde:

Throne —

Eulenſpiegel:

jede deutſche Zippelmütze zur Siegeskrone —

Kobolde:

Siegeskrone —

Eckart:

jedes deutſche Stück Leinwand zum Hermelin —

Kobolde:

Hermelin —

Der Rotbart:

jeder deutſche Baum ſei ein Baldachin —

Kobolde:

Baldachin —

Eulenſpiegel

(während man Michel lang auf die Bank ſtreckt und das Tiſchtuch über ihn breitet):

für den allerhöchſten, allerſtärkſten, allerlängſten, allergrößten

Die Bürgermeiſterin

(hinter dem Bergrat her, der die halb lachende halb ſchluchzende Liſe nach rechts beiſeite führt):

Nein, Sie Wüſtling, Sie ſollen das arme Kind nicht tröſten!

Der Landrat:

Pßßt!

Eulenſpiegel:

und allerreichſten unter den Potentaten

Michel

(halb erwachend):

wie —?

Eulenſpiegel:

ſtill, Michel — mit und ohne Staaten.

Seht, hier ruht er —

Der Rotbart:

daheim im Weltgebrauſe; —

Eulenſpiegel:

jetzt kann er ſelig —

Michel

(wie vorher): Liſe —

Eulenſpiegel:

ja, Michel —

Michel:

ich — will — nach Hauſe —

Eulenſpiegel:

ja, Michel —

Eckart:

daheim im unendlichen Hafen —

Eulenſpiegel:

zwiſchen Himmel und Erde und Hölle ſchlafen —

Der Landrat

(während man Michel auf die Bank setzt und an den Baum lehnt)

Kein Bein! Der fällt einfach auf seine gesunden Kn

Eulenspiegel:

aus der Zippels der Zappels der Zeppeline!

Der Bergrat:

Da! er macht eine ganz majestätische Miene

Der Landrat:

Na, dann kann man ja endlich sozusage

(Er setzt Micheln die Zippelmütze auf, sodaß die Tr
baumelt.)

Hoch lebe unser Michel!

Alle:

(während man ihm das Tischtuch

Hoch! Hoc

Er

De

Er mache ihm jede Bank

jede deutsche Zippe

jedes deutsche

jeder d

Die Bürgermeisterin

Eulenspiegel:

Der Landrat:

gestalten,
...igkeit enthalten —

...mer zum Dienst der Mensch-
heit hergeben;
...chter, dieser Auchmensch, will davon
leben.
Nicht genug, daß wir wirklich leibhaftig er-
schienen,

uns ſogar noch als Hirngeſpinſte nun dienen;
ch ein Menſch, ich glaube, mir graute vor mir.
ganz Geiſt bin, und jetzt ein Doppelgeiſt ſchier,
nicht mit derlei Halbgottsgefühlen beglücken,
en — den Gefühlen nämlich — im Geiſte den
Rücken.

henen Armen um und teilt mit beiden Händen den Vorhang.)

r Aufzug

eiß-und-grüner Flackerbeleuchtung. Rechts
n der Mitte des Hintergrundes, auf
Venus, ebenſo vermummt wie Liſe
und ihr grünes Kleid iſt aus fun-
beſetzt. Zu Füßen des Throns,
r blaugrau mit Zippelmützen
ftete Grotten, mit Schnüren
ühender Glanz bald auf-
es Netzgeflecht ausſehn;
Höhle.)

as Knie ſinkend):

., Ihr glaubt es kaum:
nichts als Traum —
poſſenreißerſtreich!

rau Venus
(zögernd):

ein in mein heimlich Reich?

Eulenſpiegel:

armer Schalk namens Tyll, aber abgeſandt
(er erhebt ſich)
von Euerm mächtigſten Nachbarn im ganzen deutſchen Land,
von des Kaiſer Rotbarts verewigter Majeſtät,
der voll Unruh, Schönſte, hinab in den Hörſelberg ſpäht,
denn auch ihn treibt des Michels Traumblick her.

Frau Venus:

So vermelde des hohen Herrn Begehr,

Der Rotbart:

jenſeits von euern Zeiten und Räumen —

Eulenſpiegel

(mit wild phantaſtiſcher Geſte):

und träumen —

Eckart

(ruhig, während der Vorhang ſich ſchließt):

träumen — —

⁂

Eulenſpiegel als Zwiſchenredner

(von links kommend, anfangs mit verhaltener Stimme):

Sſſt —: er träumt! — Eine Menſchenſeele im Traum
iſt ein ſchaurig Ding, iſt ein Unding, iſt verflochtner als ein Baum
in alle Wurzelwirren und Wipfelwehen aus Staub und aus Licht,
iſt Feuer, Waſſer, Luft, was ſie will, und — iſts nicht:
verſchlafnes Tier, wacher Gott, urweltvoller Stern, hohler Ball,
allmächtig bis zur Ohnmacht, ſpielt ſich auf als All.
Wahrlich: einen Menſchen im Traum belauſchen, das heißt
mitſpielen mit einem hölliſch lebensluſtigen Geiſt.
Ich und wir andern längſt verſtorbenen Geiſtergeſtalten,
wir würden uns gern ſolcher ſpukhaften Tätigkeit enthalten —

(allmählich lauter)

aber wir müſſen uns, ach, noch immer zum Dienſt der Menſchheit hergeben;
denn unſer Herr, der Dichter, dieſer Auchmenſch, will davon leben.
Dieſer Teufel! Nicht genug, daß wir wirklich leibhaftig erſchienen,

er läßt uns ſogar noch als Hirngeſpinſte nun dienen;
oh, wär ich ein Menſch, ich glaube, mir graute vor mir.
Aber da ich ganz Geiſt bin, und jetzt ein Doppelgeiſt ſchier,
ſo kann ich Sie nicht mit derlei Halbgottsgefühlen beglücken,
ſondern drehe ihnen — den Gefühlen nämlich — im Geiſte den
Rücken.

(Er dreht ſich mit hoch erhobenen Armen um und teilt mit beiden Händen den Vorhang.)

Dritter Aufzug

(Bild: Große Höhle aus Bergkriſtall in weiß-und-grüner Flackerbeleuchtung. Rechts und links durcheinandergetürmte Pfeiler. In der Mitte des Hintergrundes, auf einer phantaſtiſchen Pyramide, thront Frau Venus, ebenſo vermummt wie Liſe Lieb; nur trägt ſie lange weiße Glaßcehandſchuhe, und ihr grünes Kleid iſt aus funkelnder Seide, ihr ſchwarzer Schleier mit Diamanten beſetzt. Zu Füßen des Throns, in Geſteinſpalten, hocken ſchlafende Kobolde, wieder blaugrau mit Zipfelmützen und weißen Bärten. Zu beiden Seiten des Throns zerklüftete Grotten, mit Schnüren aus Bruchkriſtallen verhängt, hinter denen ein rotgelb glühender Glanz bald aufwärts bald abwärts quillt und ſtrudelt, ſodaß ſie wie feuriges Netzgeflecht ausſehn; hin und wieder zieht rötlicher Rauch durch die Höhle.)

Eulenſpiegel

(ſofort, noch während der Vorhang ſich öffnet, ins Knie ſinkend):

Verzeiht, Göttin Venus: ich weiß zwar, Ihr glaubt es kaum:
aber wirklich, wir ſind Beide jetzt nichts als Traum —
alſo entſchuldigt den frechen Poſſenreißerſtreich!

Frau Venus

(zögernd):

Wer dringt hier ein in mein heimlich Reich?

Eulenſpiegel:

Nur ein armer Schalk namens Tyll, aber abgeſandt
(er erhebt ſich)
von Euerm mächtigſten Nachbarn im ganzen deutſchen Land,
von des Kaiſer Rotbarts verewigter Majeſtät,
der voll Unruh, Schönſte, hinab in den Hörſelberg ſpäht,
denn auch ihn treibt des Michels Traumblick her.

Frau Venus:

So vermelde des hohen Herrn Begehr,

der so mächtig ist, daß ein stiller schlaftrunkner Mann
seinen ewig wachen Willen verunruhen kann.

Eulenspiegel:

Oh, Frau Venus, Zaubrin, sehr gewaltig ist dein Bann,
aber nimm in Gnaden die zarte Gewissensfrage hin:
Traumschöpferin,
warst du niemals von deinen Geschöpfen gebannt?

Frau Venus:

O Schalk! —

Eulenspiegel:

So erfahre: des Michels Seele ist unauslöschlich entbrannt
von all und jeder Machtsehnsucht Himmels und der Erden,
heute Nacht soll sein Hauptwunsch entschieden werden.
Du hast eine Flamme in seinem Blut angefacht,
die hat all sein junges Hirn in Rausch und Aufruhr gebracht;
nun kennt er sich selbst kaum vor lauter hochfliegenden Brünsten.
Drum, erlauchte Göttin, dank deinen Zauberkünsten,
sind die andern unsterblichen Hauptpersonen,
die seit Alters in seiner Geisterwelt wohnen,
aus ihrer gottseligen Ruhe (klappt mit der Pritsche) jählings mit-
aufgeschreckt —
und als der stärkste von seinen Schutzgeistern streckt
der Kyffhäuserherr die gepanzerte Faust dir entgegen:
Wenn du ebenso mächtig bist wie verwegen,
mögest du ehrlichen Wettstreit mit ihm pflegen
um des Michel Michaels wahres Seelenheil.
Desgleichen mit mir für mein bescheiden Teil;
du wirst es nicht weigern, erlauben wir uns zu hoffen.

Frau Venus:

Mein Reich steht allen Geistern, starken und schwachen, offen.

Eulenspiegel:

Ja, Gnädigste: offen wie ein Grab.
Und dein zauberkräftiger Wünschelstab

glänzt empor über deine dunkeln Schleierfalten
wie ein Irrſternſchweif nach zwei Seiten geſpalten,
indeſſen die Weltküglein an den beiden Spitzen
gar nach jeglicher Windrichtung drehbar blitzen.
Ich ſeh's, Vielgewandte, trotz unſern verhüllten Mienen;
denn auch ich verſtehe, Herrin, zweeen Welten zu dienen.

Frau Venus:

So ſchwör ich bei dieſem einen unlöslichen Ringe,
kraft deſſen mein Szepter die zwiegeſpaltene Schwinge
der immer wieder ſich verjüngenden Welt
in der Schwebe hält:
du nahſt ungefährdet meinen vulkaniſchen Quellen.

Eulenſpiegel:

Und meine Begleitung?

Frau Venus:

Iſt gefeit wie du vor den feuerbrünſtigen Wellen.

Eulenſpiegel

(tritt dem Thron etwas näher und klappt mit der Pritſche):

Wohlan, edle Hexe! du ſiehſt, wie ſtracks wir uns ſtellen.

(Zugleich ſind der Rotbart von links und Eckart von rechts aus den Pfeilergängen getreten, Beide noch immer mit vermummten Geſichtern.)

Frau Venus

(auffahrend):

Ah, Schalk! du verkündeteſt mir der Wettkämpen zwei!
jetzt ſeid ihr drei? — (Wieder ruhig ſich ſetzend:)
Nun, Eckart: du warſt von jeher ein Schleichwegverfechter.

Eckart:

Ich war von jeher, Frau Venus, dein treuſter Torwächter.
Ich tue nichts wider dich, als am Eingang des Hörſelbergs warnen;
wer der Warnung trotzt, den magſt du getroſt umgarnen.

Eulenſpiegel:

Und ſelbſt für Göttinnen bleibt's doch ein Akt der Huldigung immer,

wenn ſich drei Mannsleute mühn um ein Frauenzimmer.
Sieh da, du lächelſt! dein ganzer Schleier lacht!

Frau Venus:

Vor Dir, Eulenſpiegel, hat wohl mein Ernſt keine Macht.
Und auch den Rotbart wird ſchwerlich ein trauerndes Weibsbild rühren.

Der Rotbart:

Hoh, Huldin, wir hoffen noch innigſt Eure Trauer zu ſpüren,
wenn erſt der Michel von uns Selbſtbeherrſchung annimmt.
Inzwiſchen freilich ſind wir herzlich wenig geſtimmt,
chriſtliche Stufen zu Euerm heidniſchen Thronſitz zu hobeln.

Eulenſpiegel:

Alſo kurz und gut: ich ſchlage vor, ſein Seelenheil auszuknobeln.

(Er holt den Würfelbecher aus der Taſche und ſchüttelt ihn.)

Beſter Wurf: Alles Eins! —

(Er ſtülpt die Würfel auf einen Kriſtallblock.)

Hier —: dreimal der nackte Spatz!

Frau Venus:

In der Tat: ein unwiderleglicher Satz.
Gib her!

Eckart:

Halt, Hexe! leg erſt den Zauberſtab nieder!

Frau Venus:

Das verſprach ich nie wem.

Eckart:

Dann, Schalk, nimm den Becher wieder!
Raſch! nimm ihn! raſch! —
Die Unholdin wirft dir Paſch auf Paſch;
ſo bliebe das Wettſpiel in alle Ewigkeit gleich.

Frau Venus:

Ich hätt ihn heimzahlen können, den ſchnöden Gauklerſtreich;
aber, Tyll, des Michels Seele gilt mir zu viel

für ein Würfelspiel!
Ich sehe, Rotbart, zu meiner Freude: du nickst.

Der Rotbart:

Ich fühle, Feindin, wie ehrlich du um dich blickst.

Frau Venus:

So hört meinen rückhaltlosen Bescheid:
der Michel Michael selber löse im Traum unsern Streit!
Wenn du Herrscher in seinem dir zugeweihten Land,
du Wächter an deinem ihm geheiligten Stand,
du Landstreicher da aus vogelfreien Bezirken,
wenn ihr vermögt seiner Sehnsucht ein habhaftes Ziel zu erwirken,
das ihm wettmacht den einen einzigen unruhvollen Bann,
den meine Inbrunst, die verwunschne, ihm antun kann:
so sei er hinfort, in Zeit und Ewigkeit,
von mir befreit! —
Seid ihrs zufrieden?

Der Rotbart und Eulenspiegel:

Zufrieden! Zufrieden!

Eckart:

Nur unter der Sicherheit,
daß dein Szepter, solange der Streit dich drängt,
sein träumendes Haupt nicht berührt noch umkreist noch sonstwie lenkt.

Frau Venus:

Die Sicherheit geb ich.

Eckart:

Dann ruf ihn! die Wette hängt.

Frau Venus
(berührt die Kobolde mit dem Szepter):

Aufgewacht, Klopfgeister, aufgewacht!
der Wunschquell sprudelt; öffnet den Schacht!
Feuerfluß werde kristallene Flut!

Erde, enthölle dein Himmelsblut!
verſchlinge das Trübe, beſchwinge das Reine!
Erſcheine, Michael, erſcheine! —

(Die Kobolde haben die Kriſtallſchnurgeflechte der rechten Grotte inzwiſchen geöffnet und eine ferne langſame Tanzmuſik ertönt. Aus rötlichem Qualm auftauchend erſcheint ein Zug ſchwarzgekleideter Geſtalten. Voran fünf Kaplane, im Gänſemarſch mit Polkaſchritt. Dann je fünf Landräte und Bürgermeiſter, die den ſchlafenden Michel Michael auf ſeiner Bank einhertragen; er hat noch immer die Zippelmütze auf dem Kopf und iſt mit dem Tiſchtuch an die Bank feſtgebunden, mit dickem Knoten auf der Bruſt, doch ſo, daß ſeine Arme frei ſind. Hinterdrein fünf Paſtoren, wieder im Polkaſchritt. Jeder Kaplan, Landrat, Bürgermeiſter, Paſtor iſt den vier übrigen zum Verwechſeln ähnlich, in den gleichen Koſtümen und Masken wie früher.)

Chor der Landräte und Bürgermeiſter:
Hier naht er, hier naht er,
der Weltpotentater.

Chor der Kaplane und Paſtoren:
Da liegt er im Wickel,
das Hochmutskarnickel.

Die Landräte und Bürgermeiſter:
Du Großmaul! du Sauſack! du Raufbold! du Strolch!

Die Kaplane und Paſtoren:
Jetzt kommt die Vergeltung, du Sündenmolch!
Rache! —

(Der Zug macht ruckhaft in vier Kolonnen Halt und ſtellt die Bank in der Mitte der Höhle nieder, Michels Füße dem Venusthron zugekehrt; zugleich wird die Grotte wieder verhängt, ſodaß die Tanzmuſik verſtummt, und die Kobolde eilen auf ihre Sitze zurück. Michel liegt immerfort regungslos.)

Frau Venus:
Erhebt ihn!

Die Landräte:
Ah —?

Der Rotbart:
Erhebt ihn!!!

Eulenſpiegel:
Ja ja! hier pariert man aufs Wort!
Immer artig, werte Herrn! hübſch kuſch und apport!

(Halblaut:)

Held Michel, hier braucht dich blos das geheimſte Lüſtchen zu jucken,
und wir ſind alleſamt deine tiefſt leibeignen Haiducken.

(Die Amtsperſonen haben inzwiſchen, unter ſchreckhaften Bücklingen, die Bank mit Michel hochgekippt, ſodaß ſein ganzer Körper verdeckt ſteht; ſo dem Venusthron zugewandt, an die aufgerichtete Bank gebunden, bleibt er ſtehen, bis ſich der Vorhang ſchließt, und nur ab und zu wird Arm oder Hand von ihm ſichtbar.)

Der Rotbart:

Hier ſchützt dich mein Schwert, es iſt allzeit unbeſtechlich.

Eckart:

Hier ſtützt dich mein Kreuz, es iſt unzerbrechlich.

Eulenſpiegel:

Hier nützt dir meine Pritſche, ſie iſt unüberwindlich;
und deine Schlafmütze, ſie iſt unergründlich.

Michel

(immer mit ſchlafbefangener Stimme):

Wo — bin — ich?

Frau Venus:

Im Reich deiner reinſten Kräfte.
Hier ſiehſt du im Glanz kriſtallklarer Säulenſchäfte
deine ſtärkſten Schutzgeiſter tauſendfältig ſich ſpiegeln
und dir ihre innerſte Strahlenfülle entriegeln.
Hier haſt du für immer die Wahl zwiſchen ihnen und mir;
hier biſt du Alleinherr. (Zu den Amtsperſonen:) Kniet nieder, ihr!

Die Kaplane

(gehorchend):

Herr, erbarme!

Die Paſtoren und Bürgermeiſter

(ebenſo):

dich unſer!

Die Landräte

(aufmuckend):

Himmelkreizrudiment!

Eulenſpiegel

(ſie einzeln raſch mit der Pritſche duckend):

Nieder! nieder! nieder! nieder! nieder! Blitzelement!

Der Rotbart

(Michels Kopf mit dem Schwert berührend):

Ich, Michel, kröne dein Haupt mit dem herrlichſten Mut,
dem zu dir ſelbſt; bewahre ihn gut!

Eckart

(desgleichen mit dem Kreuzſtab):

Ich, Michael, mit der heiligſten Macht,
der über dich ſelbſt; nimm ſie wohl in Acht!

Eulenſpiegel:

Ich verhalte mich ſelbſtverſtändlich ergebenſt ſtille,
denn die Hauptſache bleibt: es geſchehe dein Wille!

(Ihm ins Ohr:)

Wenn du willſt, iſt der ganze Weltrummel nichts als 'ne
Flauſe.

Michel:

Ich — will — nach Hauſe!

Der Rotbart:

Hier biſt du's!

Eckart:

Ewig!

Frau Venus:

Dies Haus kannſt du nie verkaufen.
Michel Michael, bald iſt die Zeit abgelaufen,
in der du den Raum der Geiſter heimlich erleuchtet ſiehſt;
wenn du willſt, daß dein innerſtes Heim ſich erſchließt,
ich zeig dir's!

Michel:

Wer — biſt — du?

Frau Venus

(von feurigem Rauch verhüllt):

Ich weiß nicht mehr.
Wohl aus tiefem Süden kam ich einſt her,
wohl aus höchſtem Norden: aus allen Zonen,
wo Urvater Schmerz und Allmutter Wonne wohnen.

Wohl der einſamen Glut ſeines Geiſtes bin ich entſproſſen,
wohl vom willigen Feuer ihrer Seele durchfloſſen
in des Erdgrunds kreiſenden Leib getropft,
aus dem nun mein Himmelsblut flammt und flackert und
drängt und klopft,
aufbegehrlich durch deine, auch deine irdiſchen Adern hin —

Eckart:

Hüt dich, hüt dich, Michael, vor der Teufelin!

Die Kaplane
(ſich bekreuzend): Teufelin!

Der Rotbart:

Schweigt, ihr Winſler!

Frau Venus:

Hab Dank! Ja, Gebieter, ich bin
nur die Stimme, die aus dir ſelber lacht,
wenn dein Mutwille hochlodert aus dem Kyffhäuſerſchacht.
Ich, Eckart, brauche des Michels Haupt nicht mit wirren
Machtſprüchen ewigen Heils zu kirren,
nicht wie du, Freund Tyll, mit gleißenden Freiheitsblicken
ſein Hirn beſtricken:
ich rühre nur leiſe an ſein Herz —
(ſie ſenkt ihren Stab auf Michels Bruſt)
ſeht, wie er aufzuckt! — Sag, Michel: Iſt's Schmerz?

Michel:

Schmerz —

Frau Venus:

Iſt's Wonne?

Michel:

Wonne —

Frau Venus:

Iſt's Heimweh nach dem Licht?

Michel:

Licht!

Frau Venus
(ihren Stab wieder hebend):
Fühlst du nun des Blutes selige Unruhpflicht?
Oder willst du leben — sprich — wie diese Machtstreber hier,
ein Ruhestifter voll furchtsamer Gier?

Michel
(die Arme breitend):
O Göttin! —

Die Pastoren:
Gnade!

Eulenspiegel
(mit der Pritsche klappend): Ruhe!

Die Bürgermeister
(während sich die Kaplane bekreuzen):
Gnade, Göttin!

Eulenspiegel:
Ruhe!!!

Die Landräte:
Göttlichste Göttin!!

Frau Venus:
Ihr??
Ihr meint eine Andre! Ihr meint die teuflische Fratze,
die jene Diener des Heils da (auf die Kaplane weisend) mit plump geiler Tatze
an die Wand euch malten; drum sitz ich im Trauerschleier.
Aber auch euch treibt heimlich — wißt es! — mein mißgunstfreier
Hauch, eure Angste auszurasen
und euren unreinen Atem irgendwie von euch zu blasen;
drum habt ihr den Erdball zum Höllenkessel gemacht.
(Die Kobolde mit dem Szepter streifend:)
Auf, Klopfgeister! öffnet den Wetterschacht,
durch den der Qualm ihrer Süchte zur Läuterung niederquillt!
Jetzt, ihr Herrn, beseht, beseht euch das Ebenbild

eurer knechtiſchen Notdurft und krampfhaften Mühſeligkeit,
eurer zielbewußten Wohlfahrtsbefliſſenheit,
eurer mammonstollen Stoffwechſelpracherei,
eurer jammervollen Naturgeſetzſchacherei,
des ziviliſierten Barbaren würdigſte Konkubine:
da ſteht eure Göttin: die Maſchine! —

(Die Kobolde haben währenddem das kriſtaliene Flechtwerk der linken Grotte geöffnet, und ſchwarzgrauer Dampf iſt herausgequollen. Nun wird ein feuriges Ofenloch ſichtbar, neben dem der rote Karl in ſeiner militäriſchen Maske zwiſchen maskierten Bergleuten und rußſchwarzen Heizern hockt, und darüber eine Schwungradmaſchine; zugleich hört man wieder das dumpfe Kolbengeſtampf, aber weniger laut als früher.)

Die Landräte

(ſich die Ohren zuhaltend):

Himmelkreizru —

Der rote Karl

(tritt drohend vor): man ſtopp!

Chor der Heizer und Bergleute

(dumpf): man ſtopp, man ſtopp, man ſtopp!

Der rote Karl:

Jetzt kommt die Vergeltung! los, Genoſſen! hopp hopp!

Rache!

Die Heizer und Bergleute

(Schaufeln und Spitzhacken ſchwingend, bilden mit hoppſenden Tanzſchritten einen Halbkreis um die Amtsperſonen, die ſich mit flehenden Geberden knierutſchend um Michel zuſammendrängen):

Wir ſind nicht mehr Menſchen; wir dienen, wir dienen,
lebend'ge Maſchinen, den toten Maſchinen.
Jetzt wolln wir mal herrſchen, mit Gewalt, mit Gewalt,
wir armen Teufel in Menſchengeſtalt.

Rache!

Die Kaplane und Landräte:

Wir flehn ehrerbietigſt um Gnade, um Gnade.

Die Paſtoren und Bürgermeiſter:

Es wäre doch ſchade, jammerſchade, jammerſchade

Die Kaplane und Landräte:

um unſre chriſtlich-germaniſche Staatskultur, Staatskultur.

Die Paſtoren und Bürgermeiſter:

O Michel, o Michel, beſinne dich nur! —

Eulenſpiegel

(klopft laut mit dem Finger an die Rückſeite von Michels Bank):

Michel, hörſt du??

Michel:

Ich höre.

Der Rotbart:

So verſchließ dir einſtweilen die Ohren!

Eckart:

Und verwechſle nicht Uns mit dieſen vom Zeitgeiſt beſeſſenen Toren!

Frau Venus:

Nein, hör ſie nur betteln, die dich mit ſtädtiſcher Hoffahrt benebeln,
um hinterrücks deinen bäuriſchen Waghals zu knebeln;
ſeht, ihr Kriecher, jetzt ſchlägt ſie über die Schnur,
die tückiſche Glut eurer Unnatur!

(Eine grelle Flamme pufft aus dem Ofenloch; die Amtsperſonen fahren entſetzt in die Höhe und taumeln geblendet durcheinander.)

Sie macht alles ſo hell,
ſie macht alles ſo ſchnell,
daß eure lichtſcheuen Sinne ſich dran verbrennen,
bis ihr nichts mehr könnt als blindwütig haſten und rennen:
nun, ich will euch erlöſen, ihr armen Irrlichtſchürer.
Los, ihr Hetzteufel alle, packt eure Verführer!

Die Heizer und Bergleute

(hinter den flüchtenden Amtsperſonen her):

Hetz hetz, ins Feuer!

Die Kaplane und Landräte:

Erbarmen, Erbarmen!

Die Heizer und Bergleute:

Ihr Fettungeheuer!

Die Paſtoren und Bürgermeiſter:

Wir Armen, wir Armen!

Die Heizer und Bergleute

(nehmen einen Landrat und einen Kaplan am Kragen, während die übrigen in den Pfeilergängen verschwinden):

Ihr Schweinepriester, ihr Rindviehmagnaten,
jetzt singt Halleluja, jetzt werdt ihr gebraten!
marsch!

Der Kaplan:

O Sankt Michael, hilf uns!

Der Landrat:

Inhibieren Sie diesen Radau!

Der Kaplan:

O Sankt Eckart, bitt für uns bei der gnädigen Frau!

Eckart:

Fahr zur Hölle, Memme!

Der rote Karl:

Höllaluja! marsch, marsch!

Die Heizer:

Ins Feuer!

Der Kaplan

(wird ins Ofenloch geschoben): Au! au!! —

Der Landrat:

Sackerment — (plötzlich sich losreißend) Herr Corpsbruder!!!

Der Bergrat

(kommt sofort durch das Flechtwerk der rechten Grotte gehopst, maskiert wie früher):

— wünschen? —

Der Landrat

(während er wieder gepackt wird): Na Hilfe, kreuzsackerment!

Der Bergrat

(nach der linken Grotte hinübergaloppierend):

Bedaure! bin beschäftigt! im Dienst der Herrin! es brennt!

Die Bürgermeisterin

(kommt plötzlich aus der rechten Grotte ihm nachgaloppiert):

Ach bitte, bitte, bitte! Na warte, ich werd dich schon kriegen!

Der rote Karl:

Jawollja! marſch marſch! immer ran, verehrliche Fliegen!

Die Heizer

(den Bergrat gleichfalls ins Feuer ſchiebend und die Bürgermeiſterin hinterdrein):

Immer rin, immer rin, immer rin ins Vergniegen! —

Der rote Karl

(zum Landrat):

Marſch marſch! immer ſchneidig!

Der Landrat:

Na, wenn's ſein muß, dann los!

Platz da — (er ſtürzt ſich ſelbſt in das Ofenloch) —

Der rote Karl:

Allerhand Achtung!

Die Heizer und Bergleute:

So'n Schubbiak! ſo'n Gernegroß!

Der rote Karl:

Still, Genoſſen!

Die Bergleute:

Ohoh!

Der rote Karl:

Ich ſag euch: der Kerl hatte Schneid für drei!

Die drei Heizer:

Hoh!!!

Eulenſpiegel

(ihm mit der Pritſche auf die Schulter klopfend):

Nimm dir'n Beiſpiel dran, Roter! jetzt kommſt Du an die Reih!

Der rote Karl:

Wa —?

Eulenſpiegel:

Zu dienen, Herr Volksbefreier! jetzt iſt man ſo frei.

Der rote Karl:

Zu Hilfe, Genoſſen!

Die Heizer und Bergleute:

Hoh! ohoh!

Eulenſpiegel:

Die Zeit iſt vorbei!

Der Oberheizer:

Vorbei, du Schreihals! jetzt wird nicht mehr ſchwadroniert.

Der rote Karl:

Aber Kameraden!

Ein Bergmann:

Jawollja! haſt uns lange genug kommandiert!
Marſch ins Feuer!

Die ganze Bande:

Marſch marſch, du Freiheitsverräter!
du Rädelsführer! du Erzſchuft! du Hauptattentäter!

Der rote Karl:

Zu Hilfe, Michel!

Eulenſpiegel:

Der läßt ſich erſt recht nicht drillen.

Der Rotbart

(mit beſonders wuchtigem Tonfall):

Hier iſt Jeder nur Bruchſtück von Seinem Willen.

Frau Venus:

Und ſein Wille iſt, ihr Schächer: ich ſoll euch ein bißchen läutern!
euch Alle!

Eulenſpiegel:

Nachher könnt ihr ſäuberlich weitermeutern —

Eckart:

und einer den andern mit reinem Gewiſſen regieren —

Eulenſpiegel:

und euch gegenſeitig immer reiner kuli-kultivieren.
Was meinſt Du, Michel?

Michel

(die Hand nach dem Feuerloch hebend):

Marſch, marſch!

Frau Venus:

Hinein, ihr Teufel, hinweg!
Klopfgeiſter, ſchließt den Sündenverſteck!
Erde, enthülle dein Himmelsblut!
Feuerfluß werde kriſtallene Flut,
beſchwinge die Zeiten, durchdringe die Räume,
bringe Klarheit ins Reich der Träume!

(Der rote Karl wird inzwiſchen ſamt ſeinen Genoſſen von den Kobolden an das Ofenloch gedrängt, und das Flechtwerk der Grotte ſchließt ſich hinter ihnen, auch die Kobolde mitverbergend; zugleich verſtummt das Geräuſch der Maſchine.)

Sag, Kyffhäuſerherr, iſt nun zur Genüge geſtritten?

Der Rotbart:

Frag den Michel, edle Feindin! du kennſt die Geiſterſitten.

Frau Venus:

Ja, du Herrlicher du, werd's endlich inne:
ich bin nur den Armſünderſeelen die Teufelinne.
Aus dem Samen, den ich Verſchwenderin ſtreue,
keimt alles Künftige, alles Junge und Neue,
jeder Traum von Schönheit und Kühnheit, von Freude und Ruhm,
jeder Glaube an wahrhaftes Heiligtum.
Wahrlich, Eckart, unſer Wettſtreit bleibt ewig gleich;
denn dein wie mein iſt das Erd- wie das Himmelreich.
Alſo, Eulenſpiegel, ſchür ſie nur immer fort,
die Hölle der Freiheit zwiſchen hier und dort!
und ſorge dafür, daß deine Schelle
ſelbſt in die verſchlafenſten Ohren gelle!

Eulenſpiegel:

Zu Befehl, gnädige Frau!

(Er hockt ſich ans Fußende von Michels Bank.)

Frau Venus:

Ich nehm dich beim Wort auf der Stelle.
Sprich, Michel: glaubſt du an unſre Schutz- und Trutz-Einigkeit?
und willſt du ihr treu ſein, treu ſein in Luſt und Leid?

Michel:

Luſt — und — Leid!

Frau Venus:

Und willſt du mir, was dein Mund ſo im Traum verſpricht,
auch beſchwören von Augen- zu Augenlicht?

Michel:

Augenlicht!

Frau Venus:

O, erkenne mich erſt, du! — Weißt du nicht mehr:
Fremd aus fernem Süden wohl kam ich einſt her,
ſo fremd, daß ein Schreck dein nordiſches Blut durchlief,
wie ein Bergquell wohl aus der Erde tief,
eines Abends im Wald, war kaum ſechs Jahr,
einen Kranz wilde Efeuranken im Haar —
(ſie lüftet lächelnd ihren Schleier)
und mit Augen, wie der Kuckuk fürwahr —

Michel
(jäh emporgreifend):

Liſe!! —

Frau Venus:

Ja, ſo ſaß ich unter dem Felſenhang
und ſang —

Michel:

und ſang — —

Frau Venus
(nickt und verhüllt ſich wieder):

Und nun ſiehſt du mich hier, wie du wünſchteſt, in ſeidnen
Kleidern ſitzen,
mit Glaßeehandſchuhen und Diamanten und ausländiſchen
Spitzen;
und gilt dir doch alldas in Wahrheit nicht einen Niet
gegen ein einziges kleines heimatliches Lied
von Herzensgrund
aus meinem Mund —

Michel:

deinem Mund —

Frau Venus

(ſich erhebend):

Hört's, Geiſter, hört's! ſchlingt den Zauberreigen:

(Die Kobolde eilen von rechts wie links durch das Flechtwerk aus den Grotten herbei; eine leiſe Walzermuſik beginnt von fern.)

Raunt mein Gebet ihm ein in ſein innigſtes Eigen:
in Fleiſch und Blut,
in Mark und Mut:
Körperrauſch werde Seelenglut!

(Sie ſenkt ihr Szepter wieder auf Michels Bruſt, während der Rotbart mit dem Schwert und Eckart mit dem Kreuzſtab ſein Haupt berühren; zugleich beginnen die Kobolde ringelreih um die Bank zu ſchreiten, während Eulenſpiegel am Fußende kauern bleibt.)

Frau Venus:

Michel Michael! Mehr kann kein menſchlicher Geiſt erwerben

Die Kobolde

(gedämpft): Geiſt erwerben

Frau Venus:

als ein Haus, das er heiligt für ſeine Erben!

Die Kobolde

(wie vorher): ſeine Erben!

Frau Venus:

als einen Hof, wo er ſpielt mit Weib und Kind!

Die Kobolde:

Weib und Kind!

Eckart:

als einen Herd, an dem er Frieden findt!

Die Kobolde:

Frieden findt!

Der Rotbart:

eine Schwelle zum Himmel, wenn er den Kampf beſtand
für ſeine Muttererde, ſein Vaterland!

Die Kobolde
(allmählich lauter):
ſeine Muttererde, ſein Vaterland.
Eulenſpiegel
(alle zehn Finger hochſpreizend):
Dieſer Traum der Menſchheit, Michel, hat vielerlei Enden!
Die Kobolde:
vielerlei Enden!
Frau Venus:
laß dich nicht von Träumen, die eitel ſind, blenden!
Die Kobolde
(plötzlich niederknieend, Hände vors Geſicht): blenden!
(Die ferne Tanzmuſik hört auf.)
Eckart:
Bei dem Gott, dem der Geiſt deiner Väter entſprang —
Der Rotbart:
bei deines Namens hellem Erzengelklang —
Eulenſpiegel
(den Schellenzipfel gen Himmel hebend, doch noch nicht klingelnd):
bei der dunkeln Macht, über die ich weine und lache —
Frau Venus:
erwache, Michael —
Die Kobolde und Eulenſpiegel
(aufſpringend, Zippelmützen und Schellenzipfel ſchwenkend, während der Vorhang ſich ſchließt): erwache! — —

*

Eulenſpiegel als Zwiſchenredner
(aus dem Mittelſpalt des Vorhangs tretend, mit verlegenem Achſelzucken):
Er ſchläft immer noch. Was tun? — (Aufhorchend) Jetzt ſchnarcht er ſogar.
Das iſt höchſt bedenklich; denn wir laufen alle miteinander Gefahr,

noch geiſterhafter von ihm geträumt zu werden,
und das könnte doch vielleicht unſern leiblichen Zuſtand gefährden.
Ich würde ihn wecken; aber wer weiß, was paſſiert,
wenn er unverſehens ſeine Zippelmütze verliert
und ernſtlich nachdenkt über dies nächtliche Abenteuer.
Auch unſerm Herrn Dichter übrigens ſcheint das durchaus nicht geheuer;
ich glaube, er fragt ſich lieber ſchon garnicht mehr,
wer jetzt wirklich Herr iſt, wir oder er.

(Hinterm Vorhang beginnt leiſe Tanzmuſik.)

Aha! da läßt er gleich wieder den Fidelbogen ſchwingen;
vermutlich, um den Gang der Handlung beſſer in Trab zu bringen.
Seit wir dem Michel klarmachen mußten, was er im Grunde will,
ſteht dem Herrn ſein Wille ebenſo gründlich ſtill
vor den unberechenbaren Folgen dieſer Geiſterſtunde.
Ich hör ihn bereits mit ſperrangelweitem Munde
um unſern Beiſtand gegen ſeinen ſchnarchenden Helden flehn;
ja, ſo dreht ſich der Weltlauf im Handumdrehn.
Wenn nun der Michel träumen will bis zum Jüngſten Tage,
was wird dann aus der ganzen tatſächlichen Lage?
Sein Haus fällt der Grubengeſellſchaft in die Hände,
und ſeine Glücksfee nimmt womöglich als alte Jungfer ein Ende;
ich muß doch mal nachſehn, was ſich da machen läßt.

(Er ſteckt einen Augenblick den Kopf in den Vorhangſpalt.)

Halt! er ſchnarcht nicht mehr. Er liegt bombenfeſt;
nicht einmal ſeine Krone iſt verſchoben,
und man hat ihn inzwiſchen ſogar auf den Thron gehoben.
Da heißt's doppelt Vorſicht. Ich warne nochmals Jeden vor Schaden;
denn Sie wiſſen, er iſt reichlich mit allerlei Sprengſtoff geladen,

und wie leicht kann der plötzlich ganz von selber loskrachen!
Also werd ich ihm mal Platz für den Explosionsfall machen.

(Er schiebt den Vorhang nach rechts beiseite.)

Vierter Aufzug

(Bild: wie beim zweiten Aufzug. Doch ist jetzt die Bank mit dem angebundenen Michel quer auf zwei zusammengerückte Tische gesetzt, die rechts unter dem Laubengang stehn; und überhaupt sieht alles ziemlich verrattert aus. Hinter Michel, auf Stühlen zu ebner Erde, sitzen der Rotbart und Eckart, ebenfalls schlafend; und an dem langen Tisch links schläft der schwarze Karl, mit einer leeren Flasche im Arm. Vorn, unten vor Michel, sitzt und wacht Lise Lieb, noch immer als verschleierte Glücksfee; neben ihr steht der maskierte Bergrat, mit zwei Sektgläsern in der Hand. Die leise Musik im Saal dauert fort; man sieht, es wird eine Cotillontour getanzt, und ab und zu huscht ein Pärchen heraus in die Büsche.)

Eulenspiegel
(prallt mit dem Vorhang an den Bergrat, sodaß dieser die Sektgläser fallen läßt):
Oh Pardon, Herr Rat!

Der Bergrat:
O zum Teufel, Sie Tr —

Eulenspiegel:
Tr —?

Der Bergrat:
Sie — Traumspuk mein'ich!

Eulenspiegel:
Ah, danke höflichst, Sie Rr —
Sie Raumspuk mein'ich — und werde sofort das Glas neu erscheinen lassen;
unterdeß dürften Scherben nicht schlecht zu dem Fräulein Glücksfee passen.

Der Bergrat:
Also zwei Gläser, bitte.

Lise Lieb:
Nein, danke! Nichts mehr! nicht einen Tropfen!
(Halblaut zum Bergrat, etwas kokett):
Ach, ich fühle mein Herz schon rasch genug klopfen.

Eulenſpiegel:

Alſo eins, Herr Glücksrat?

Der Bergrat:

Nein, danke gleichfalls! danke!

Eulenſpiegel:

Alſo keins. Glückauf, Spuk! (Ab nach dem Saal.)

Der Bergrat

(Liſens Schleier faſſend): O dieſe ſchwarze Schranke,
wann wird ſie endlich von dem klopfenden Herzchen weichen?!
O wüßt ich den Preis, ſpröde Fee, für dies Glück ohnegleichen!

Liſe:

Nicht ſo ſtürmiſch, Herr Ritter; Ihr werdet ſogleich erſchrecken.
Ihr habt den Preis nämlich in der Taſche ſtecken.
Ja ja! Und er iſt nur ein Blatt Papier.

Der Bergrat

(ſeine Brieftaſche herauslangend):

Aber Herz, natürlich! Wie hoch ſoll der Check ſein? Hier!

Liſe:

Check? was iſt das? — Ach ſo! Hahahah! Nein, danke recht ſehr;
ich meinte — (zupft an dem Vertragspapier; — plötzlich ſchreckhaft) ogott! er hat ſich gerührt!

Der Bergrat

(den Vertrag raſch wieder einſteckend): Was! Wer!

Liſe:

Na, Er! Wenn er aufwacht! Ach bitte, Herr Bergrat: ſchnell: bringen Sie mich heim!

Der Bergrat:

Ja natürlich, Schatz! In welches Hotel?

Liſe:

Hotel? Nein, nach Hauſe!

Der Bergrat:

Hauſe?

Liſe:

Ja bitte! geſchwind!

Der Bergrat:

Hm — wer biſt du denn?

Liſe:

Ach, Herr Rat — blos dem Michel ſein Pflegekind.

(Die Tanzmuſik ſetzt ab.)

Der Bergrat:

Ach ſo —! Hahahah! — Süßer Racker!

Liſe:

Er darf mich hier nicht finden!
Will ihn blos noch raſch von der Bank losbinden.

(Sie tut es.)

Eulenſpiegel

(erſcheint im Hintergrund mit der noch immer maskierten Bürgermeiſterin):

Bitte dort, ſchöne Frau; Sie ſehn, man will ſchon verſchwinden.

Der Bergrat

(Liſens Arm nehmend):

Alſo los!

Die Bürgermeiſterin

(nach vorn eilend, während Eulenſpiegel zurück in den Saal geht):

Ah, monsieur, Sie treiben's ja rein ſchon zum Skandal!

Der Bergrat:

Oui, madame! drum verlaſſ ich auch das Lokal.
Ihr Diener!

Liſe:

Empfehl mich, Madam!

Die Bürgermeiſterin

(während die Beiden nach rechts verſchwinden):

Sie Dirne! Sie freches Stück!
O, meine Nerven! — O Theodor, komm zurück!!! —

(Sie iſt dabei auf den Stuhl geſunken, auf dem vorher Liſe geſeſſen hat. Die Tanzmuſik ſetzt wieder ein.)

Eulenspiegel

(erscheint mit dem etwas schwankenden Bürgermeister):

Bitte dort, Herr Bürgermeister — (entfernt sich wieder) —

Der Bürgermeister

(gleichfalls noch immer maskiert, mit einigen Cotillon-Orden am Domino):

Aber Wally, was sollen die Leute denken!
so mitten aus dem Cotillon abzuschwenken!
ich bitt dich!

Die Bürgermeisterin

(schluchzend): Ach, Männe!

Der Bürgermeister:

Ach, laß das Getu!

Die Bürgermeisterin:

Was?! — (kreischend:) Pfui, du Flaps! du elender Fatzke du!
Geh!!!

Der Bürgermeister:

Aber Frauchen!

Die Bürgermeisterin:

Geh, sag ich! oder ich schrei!!!

Der Bürgermeister:

Um Gottes willen — (er schlägt sich nach rechts in die Büsche) —

Die Bürgermeisterin

(schluchzend): So'n Stiefel! Und riecht noch nach
Bier dabei! —

Eulenspiegel

(erscheint im Hintergrund mit dem Kaplan):

Bitte dort, Ehrwürden — (dann wieder ab in den Saal) —

Der Kaplan

(auch schon ein bißchen schwankend, zur Bürgermeisterin):

Ei, teuerstes Beichtkind, ei:
so vereinsamt inmitten der Fröhlichkeit?

(Er nimmt einen Stuhl und setzt sich dicht neben sie.)

Die Bürgermeisterin:

Ach, Ehrwürden, es gibt soviel Herzeleid!

Der Kaplan
(ihre Hand nehmend):

Ei, ei —

Die Bürgermeisterin:

O fühlen Sie, wie ich zittre und bebe —

(sie drückt seine Hand an ihren Busen, während Michel oben hinter ihnen erwacht und unbemerkt sich allmählich auf seiner Bank zurechtsetzt)

Ach —

Der Kaplan:

Ach —

Die Bürgermeisterin:

O hätt ich etwas, wofür ich lebe!
mir ist manchmal so schwach, so unbeschreiblich schwach!

Der Kaplan:

Ja, ich fühl es —

Die Bürgermeisterin:

Ach, wie das wohltut — ach —
wie das wonnig klang, als Sie sagten: Ei, ei —

Der Kaplan
(weiterfühlend):

Ei, ei —

Die Bürgermeisterin:

Ach, mir wird auf einmal so anders, so frei!
wie das himmlisch ist, so getröstet zu werden!

Der Kaplan:

Ja, da fühlt man das Paradies auf Erden —

Die Bürgermeisterin:

Ach — wenn ich auch etwas abgehärmt scheine —

Der Kaplan:

O — das sind ja gottgesegnete Beine —

Eulenspiegel
(erscheint im Hintergrund mit dem Pastor):

Bitte dort, Herr Pastor —

Michel

(breit von oben herab zu dem Pärchen):

Ihr Schweine —

Die Bürgermeisterin:

Huch — (läuft nach rechts davon) —

Der Kaplan

(ruhig aufstehend):

Was! Er Säufer erfrecht sich, hier fromme Gespräche zu stören?

Michel

(über die Stühle vom Tisch niedersteigend):

Platz da, Pfaff!

Der Rotbart und Eckart

(von Eulenspiegel wachgemacht, treten aus dem Laubengang):

Platz! Platz!

Der Kaplan

(vor Michel zurückprallend): Ah! Er soll von mir hören!

Wart, Bursch! (Ab in den Saal mit dem Pastor zusammen, der im Hintergrund gewartet hat.)

Eulenspiegel:

Nun, hehrer Helde? zurück aus dem Geisterland?

wie steht's?

Michel

(ganz mit sich beschäftigt, schlägt nach der Troddel der Zipfelmütze):

Verdammtes Gebammel! (und reißt sie sich vom Kopf.)

Eulenspiegel:

O aber! Solch Ehrenpfand,

das schlägt man doch nicht!

Michel

(die Mütze anstarrend): Was ist das? was soll das? — Hee:

wer tat das, Schwarzer?!

Der schwarze Karl

(von Michel gerüttelt): Hilfe! mein Portepee!

Josef-Maria — (ist aufstehend über seinen Degen gestolpert, fällt unter den Tisch und schläft weiter) —

Michel:

Viehklumpen! — Und Ich?? — O Vieh, Vieh, Vieh!!!

(Die Mütze zerfetzend und zu Boden ſchleudernd:)

Schandlappen verfluchter! da lieg, du Infamie!
O, ich Narr! ich Stadtnarr!!! (Er faßt ſeinen Kopf mit beiden Händen; die Tanzmuſik ſetzt wieder ab) Halt, Michel, halt!
beſinn dich, Menſch! — (Er blickt ſcheu nach dem Rotbart und Eckart hinüber, taſtet an ſeiner Bruſt herum, holt das Vertragspapier aus der Taſche, entfaltet es, ſtarrt es kopfſchüttelnd an.)

Eulenſpiegel

(nimmt unterdeſſen Eckart beiſeite):

Excellenz —

(und da dieſer ihm raſch den Mund zuhält)

ah, Pardon — aber gehn wir nicht bald?
wir könnten leicht den rechten Moment verpaſſen.

Der Rotbart

(iſt zu ihnen getreten):

Nein, wir dürfen den Mann nicht in ſeinem Zorn verlaſſen.

Eulenſpiegel:

Wie's beliebt, gnädiger Herr — —

Michel:

Wo iſt er? Er ſoll mir heraus!

Der Rotbart:

Wer, Michel, wer?!

Michel:

Dem ich hier mein Haus
vorhin verſchrieb ohne Sinn und Verſtand!

(Er zerknautſcht das Papier, will es wegwerfen, hält plötzlich inne und ſteckt's in die Bruſttaſche.)

Eulenſpiegel:

Der, Herr Vetter, iſt leider inzwiſchen kurzerhand
mit deiner Glücksfee durchgebrannt.

(Die Tanzmuſik ſetzt wieder ein.)

Michel

(nimmt seinen Hut und Stock von dem Tisch unter der Bank):

Ihr Herren! Ich bin nur ein Mann in geringem Kleid
und mit Ehrfurcht im Leibe; aber was ihr auch seid,
ich schätz mich zu wert, euern Schabernack einzustecken!
Ich bin kein Hanswurst für naseweise Gecken,
und im Wirtshaus ist jedermann nichts als Zechkumpan!

(Auf die zerrissene Mütze deutend:)

Wer hat mir den Schimpf da angetan?!

Eulenspiegel:

Da mußt du den dort fragen, Freund Grobian.

(Er zeigt nach hinten, wo eben der maskierte Landrat erscheint, ganz mit Cotillon-Orden bepflastert, begleitet vom Kaplan und vom Pastor, alle drei den Hut auf dem Kopf und nicht mehr vollkommen fest auf den Beinen.)

Michel

(sich gleichfalls den Hut aufstülpend):

Ahh, Herr!

Der Landrat

(sich mit dem Taschentuch fächelnd):

Ä —: Ah —? was Ah?!

Michel:

Ich fordre Aufklärung, Herr!

Der Landrat:

Pahahäh! Ist ja gottvoll! — Na also, Sie Aufklärererr:
erst mal Hut ab, wenn Sie hier um was bitten!

Michel:

Mit Verlaub: mein Hut kehrt sich ganz nach Anderleuts Sitten!

Eulenspiegel

(mit Fistelton): ja Sitten!

Der Rotbart und Eckart

(tief und schwer): Sitten!

Der Landrat:

Himmelkreiz, Ruhe! — Das ist ja -äh- unerhört!

Der Kaplan und der Pastor:

Unerhört! Unerhört!

Der Landrat:

Er beſoffner Flegel, merk er ſich: Wenn er das Feſt weiterſtört

Michel

(den Hut kurz lüftend):

Um Verzeihung, Herr Landrat: Wer iſt hier beſoffen?
Ich für mein Teil hab meinen Rauſch ausgeſchloffen.

Der Landrat

(immer heftiger fächelnd):

Ruhe!!!

Michel

(wie vorher): Sehr gern, Herr Landrat. Nur bitt ich noch dieſe Nacht
um Antwort: Wer hat mich beſoffen gemacht?!
Und im Übrigen bitte: hier leg ich hin,
was ich etwa irgendwem dafür ſchuldig bin!

(Er langt eine Handvoll Geld aus der Hoſentaſche und wirft ſie dem Landrat vor die Füße.)

Der Landrat

(etwas zurückweichend):

Aber das iſt ja ein ganz -ä- ganz unglaubliches Vieh!

Der Kaplan:

Ja, ein Vieh!

Michel:

Ahh!!! (hebt in heller Wut ſeinen Stock.)

Der Rotbart und Eckart:

Halt, Michel! Halt!

Michel

(bezwingt ſich): Ja, wahrhaftig: für die,
die Bieſter da, iſt mein Stock zu gut.
Aber eh ich ihn heimtrag, ihr Kröten-und-Unkenbrut,
ſoll euch doch mal erſt, und müßt ich den Hals drum wagen,
eine Menſchenſtimme ans Trommelfell ſchlagen!

(Der Landrat holt Notizbuch und Bleiſtift heraus.)

Ja, notieren Sie's nur! ich ſtell's gerne auch noch unter Eid!

O, mit welchem Bruſtkorb voll Feiertagsgläubigkeit
kam ich heut auf dies Feſt, dies Volksfeſt, her in die Stadt!
Wie hatt ich mein einſames altes Waldneſt ſatt!
wie ſah ich die Welt hier von neuen Lichtern leuchten,
die mir alles Leben weiter und größer zu entfalten deuchten!
(halb zum Rotbart und Eckart hingewendet:)
wie war ich willens — die Herren da ſind mir Zeugen —
jedem überlegnen Geiſt mich mit Kopf und Kragen zu beugen!
wie glaubt ich, daß hier, wo Männer zum Wahlkampf rüſten,
die rechten, aufrechten Vorbilder ragen müßten,
einen Kerl wie mich zu vornehmer Art anzuleiten!
Und was fand ich? (Zornſchluchzend:) Lauter Gemeinheiten!

Eckart
(dumpf): Gemeinheiten.

Eulenſpiegel:
Na heul nicht, Michel!

Der Rotbart:
haſt höhere Obrigkeiten!

Der Landrat:
Was?! Schwerebrett ja, was unterſtehn Sie ſich!
Ich verbitt mir, meine Herrn da — wer ſind Sie eigentlich?!
wie heißen Sie?! (Inzwiſchen hat ſich im Hintergrund ein Haufen maskierter Leute verſammelt, darunter das Bürgermeiſterpaar Arm in Arm, und ein lärmendes Wirrwarr drängt gegen den Rücken des Landrats.)

Drei Bengelſtimmen
(plärren aus dem Gedränge):
(weinerlich) Fritze! (dreiſt) Peter Paul! (ruppig) Ludewich! —

Der Landrat:
Himmelkreizrudiment, Herr Kaplan, da ſoll man nicht fluchen?!
(Drei Kobolde kommen plötzlich zum Vorſchein, der erſte ohne Mütze und mit flennender Miene.)

Michel (für ſich):
Träum ich?

Der Landrat:

Verflixte Bengels, was habt ihr hier noch zu ſuchen!
Ehrwürden hat euch doch extra vorhin zu Bett gejagt!

Der Paſtor:

Ich auch, Herr Landrat!

Erſter Kobold
(weinerlich): Ich will meine Mütze!

Der Landrat:

Waas?

Zweiter und dritter Kobold:

Mütze!

Erſter:

Ja —! Mutter hat geſagt:
Fritze, hat ſie geſagt —

Zweiter und dritter:

Duſſelfritze!

Erſter
(weinerlich): Duſſelfritze —

Zweiter:

erſt gehſt du und holſt deine Zippelmütze!

Erſter:

Zippelmütze —

Dritter:

Da liegt ſie!

Der Landrat
(verlegen ſich wegdrehend): A — bitte, Herr Bürgermeiſter!
(Er nimmt ihn beiſeite, geſtikuliert mit ihm.)

Erſter Kobold
(hat die Mütze vom Boden genommen):
Kaputt — (und läßt ſie wieder fallen) —

Michel:

Na heul nicht, Fritze. Kuckt, kleine Geiſter,
was hier liegt!

Die Kobolde:

Geld! richt'ges Geld!

Michel:

und'n ganzer Haufen!
Da grappſcht! da könnt ihr zehn neue für kaufen.

(Während ſie aufſammeln)

Und ſagt eurer Mutter: der deutſche Michel läßt grüßen,
und die alte Schlafmütz, die hat er heut Nacht zerriſſen.
So; nu geht zu Bette!

Erſter Kobold:

Dank ſchön.

Zweiter:

Hurrra!

Dritter:

der deutſche Michel ſoll leben!

Erſter und zweiter:

leben! leben!

Eulenſpiegel

(während die Kobolde verſchwinden):

So, Herr Vetter; nun könnten wir uns auch wohl ins Neſt
begeben!

(Die Tanzmuſik macht wieder Pauſe.)

Michel:

Wir? — Ich hab meine Rechnung hier noch nicht klapp!

Der Landrat:

Iſt geſchenkt! Er kann jetzt abſchwirren. Ab!
Man kennt ihn!

Michel:

Man ſoll ihn noch mehr kennen lernen!

Der Paſtor:

Ein Diener des Friedens rät Ihnen, ſich zu entfernen,
Herr Michael. Wahrlich, Sie mißbrauchen

Der Landrat:

Schon gut, Herr Paſtor; den muß man anders anhauchen.
Marſch nach Hauſe, Burſche! (Michel zuckt auf.)
Und ſollt er ſich weiter erfrechen,
dann — (er gibt dem Bürgermeiſter ein Zeichen) —

Der Bürgermeiſter:

Sofort, Herr Landrat! (geht eilends ab.)

Michel

(den Hut lüftend):

Herr Paſtor, ich will den Herrn Bergrat ſprechen;
wo iſt er?

Der Landrat:

Er hat hier garnichts zu wollen!

Michel:

Wo iſt er?!

Der Landrat

(zurückweichend, etwas torkelnd):

Kreuzſchwerebrettnochmal, er ſoll ſich nach Hauſe trollen!
verſtanden?!

Der Rotbart:

Michel Michael, halt deine Hand im Zaum!

Eckart:

Bleib deiner mächtig, Mann; alles Andre iſt Traum.

Michel:

Wo iſt der Bergrat?! Er wird mir Rede ſtehn;
er verſteht mit uns Volk menſchlich umzugehn.

(Die Tanzmuſik ſetzt wieder ein.)

Der Landrat:

Meine Herren und Damen! ich rufe Sie ſämtlich zu Zeugen:
ich habe -ä- Alles getan, um Exzeſſen vorzubeugen.
Hab ich, meine Herren?

Chor der Herren:

Jawohl, Herr Landrat! Alles!

Der Kaplan:

fast übergebührlich!

Der Landrat:

Meine Damen?

Chor der Damen:

Jawohl, Herr Landrat!

Die Bürgermeisterin:

schon beinah unnatürlich!

Der Landrat:

Demnach -ä- warn'ich den Delinquenten zum letzten Mal: derselbe hüte sich hierorts, in diesem -ä- städtischen Festlokal, vor Widerstand gegen die Staatsgewalt!

Michel:

Wie? — Ich seh hier nur Leute in allerhand Maskengestalt.

Der Landrat:

Ruhe!!!

Der Kaplan:

Wenn Sie wünschen, Herr Landrat, bin ich im Amtskleid erbötig

Michel:

Ja: Euresgleichen hat keine Maske erst nötig!

Eine Dame:

Hihihi —

Einige Herren:

hähähä — hahahah —

Der Kaplan:

Unerhört!!

Der Pastor:

Es scheint, Herr Collega, der Ärmste ist geistig gestört.

Der Landrat:

Ja! Sag er mal, Wertſter: ihm brennt's wohl im Kopp, das Stroh?!

Michel:

Darauf, Allerwertſter, darauf antwort ich ſo — —

(er kehrt ihm den Rücken und ſchlägt ſich aufs Hintertell; die Tanzmuſik bricht quietſchend ab, und ein langer ſtarker Baßton erfolgt) — —

Die Herren:

Hä!!

Die Damen:

Ohh — — (man fährt mit den Taſchentüchern zur Naſe und wendet ſich ruckhaft von Michel weg.)

Der Landrat:

Aber das ſchreit ja zum Himmel mit dem Rüpel da!
Iſt denn kein Gummiknüppel da?!
Herr Bürgermeiſter!!!

Der Bürgermeiſter

(vom Hintergrund her): Sofort, Herr Landrat!

Der Landrat:

Ja bitte, fix!!
Platz da, meine Damen!

Der Bürgermeiſter:

Vorwärts, Leute! da ſteht der Taugenix.

(Drei Poliziſten marſchieren auf.)

Eulenſpiegel

(mit der Peitſche klappend):

Halt! Vorſicht! hier riecht's nach Dynamit!

Der Landrat:

Ruhe!!! Vorwärts, Kerls! Loſungswort: Moabit!
Los!

Der Bürgermeiſter:

Los, Leute!

Michel

(mit beiden Händen ſeinen Stock aufſtemmend):

Halt!! Noch ſteh ich Gewehr bei Fuß;
aber wer den Michel anrührt, den haut er zu Mus!

Der Landrat!

Alſo Achtung! Plempen raus! Hoch das Bein! Immer druff!

Die Poliziſten

(blank ziehend und vorrückend):

Immer druff! immer druff! immer druff —

Michel:

druff! knuff!!

(rennt ſie mit quergenommenem Stock übern Haufen.)

Die Damen:

Huch — (flüchten ſamt den Herren nach hinten; zugleich aber kommen drei andre Poliziſten von rechts aus dem Laubengang geſtürzt, fallen Michel in den Rücken und nehmen ihn feſt) —

Die Poliziſten:

Du Luder! du Miſtvieh! du Aas! Lumpenhund!
Uff, Kanalje! Uff jetzt! Na warte: wir drehn dir die Knochen
ſchon rund!

(Sie zerren Michel vom Boden und drücken ihn in die Kniee; zwei Mann halten ſeine Füße gepackt, je zwei ſeinen rechten und linken Arm.)

Der Landrat

(wieder nähertretend):

Stillgeſtanden! — So, Burſche: jetzt wird er wohl kirre ſein.
Legt ihm Handſchellen an!

Michel

(aufbrüllend): Nein!!! Nein, ſchrei ich! Nein!
Beim ewigen Gott: lieber hackt mir die Arme vom Rumpf!

Der Landrat:

Ruhe!!!

Michel:

Ich will Alles, was ich habe, mein Haus, Stiel und Stumpf,
der Staatskaſſe ſchenken!

Der Landrat:

Schluß jetzt! (Zu den Polizisten) Tut eure Pflicht!

Der Rotbart:

Halt! Das wird nicht geschehen! dem Mann da nicht!

Eckart:

Trage Jeder, der richtet, Scheu vor höherm Gericht!

Der Landrat:

Waas! — Ja zum Teufel, da soll doch — das ist ja wahrhaftigen Gott
das reine Anarchistenkomplott!
Herr Bürgermeister!!

Der Bürgermeister:

Herr Landrat? —

Eulenspiegel

(während die Beiden erregt zusammen tuscheln und der knieende Michel stumm mit den Polizisten ringt, zum Rotbart):

Gnädiger Herr, ists erlaubt,
die Narrheit loszulassen gegen ein närrisches Haupt?

Der Rotbart:

Tu, Schalk, was dein Witz und — dein Herz dir erlaubt!

Eulenspiegel:

Dank, Herr — (er verneigt sich und eilt nach links davon) —

Der Bürgermeister

(vor Michel und seine Häscher tretend):

Halt, Leute! — Arrestant Michel Michael,
wir wollen Rücksicht nehmen auf Ihren submissen Gnaden-Apell
und Sie einfach abführen lassen, ohne Verwendung von Handschellen,
unter der Bedingung: Sie nennen Ihre Spießgesellen.

Michel:

Wie —?

Der Bürgermeister

(auf den Rotbart und Eckart hinüberweisend):

Wer sind diese Herren, mit denen Sie sich nicht scheuten,
unsre vaterländische Feststimmung unziemlich auszubeuten?

Michel

(immer noch knieend, ſtier vor ſich hin):

O Deutſchland — —

Der Landrat:

Na wirds bald?!

Stimme des roten Karls:

man ſtopp!!!

Immer mehr Stimmen von draußen her:

man ſtopp! man ſtopp! man ſtopp!

(Zugleich wird wieder das dumpfe Geräuſch der ſtampfenden Maſchine hörbar.)

Der Landrat

(ſich die Ohren zuhaltend):

Himmelkreizſackerment, tanzt denn heute der Deibel Galopp?!

(Von links erſcheinen Eulenſpiegel, der rote Karl in ſeiner Militär-Uniform, jetzt aber mit Schlapphut und ohne Geſichtsmaske, und die maskierten Bergknappen; die meiſten etwas angezecht, alle mit leeren Sektflaſchen, die ſie bedrohlich wie Keulen ſchwingen.)

Der rote Karl

(während Eulenſpiegel mit der Pritſche den Takt dazu klopft):

Stopp! Hie Knappſchaft!

Die Bergknappen:

Knappſchaft!

Der rote Karl:

Glückauf!

Die Bergknappen:

Glückauf!

Der rote Karl:

Jeder Knappe im Schacht

nehm ſich vor falſchen Wettern in Acht!

Licht aus!!! (Er haut ſeine beiden Flaſchen aneinander zu Scherben; ſofort erlöſchen die elektriſchen Ampeln. In der Dunkelheit geben jetzt nur die Laternchen an den Tſchakos der Bergknappen ſpärliches Licht. Man ſieht, wie ſich Michel von ſeinen Häſchern losreißt, ſeinen Stock ergreift und um ſich ſchlägt. Dazu Geraſſel von Säbeln und zerſchmiſſenen Flaſchen, Geſchrei der flüchtenden Damen und Herren, und Eulenſpiegels Pritſchengeknalle.)

Die Bergknappen
(durch den Tumult hin und her trottend):
Aus das Licht! Aus das Licht!
Irrwiſch funken zünden nicht!
(Michel ſtimmt ein):
Sumpfgeſindel! Unkenbrut!
fang mal Feuer, faules Blut!

Der Rotbart:
Aber Michel! Kerl! du verbläuſt ja mein Schwert!

Michel:
Immer druff! Meines Vaters Stock iſt zehn Schwerter wert!!!

Die Bergknappen:
Wert oder nicht, wert oder nicht,
ſchlagt in Stücken, was zerbricht!

Michel:
Sind zerbrochen alle Klingen,
kann man noch den Knüppel ſchwingen!
Sieg!!!

(Man ſieht im Hintergrund durch den Saal die letzten fliehenden Amtsperſonen mit flüchtig aufflammenden Zündhölzchen rennen.)

Die Bergknappen:
Sieg! Hurra, Sieg!!!

Der rote Karl:
Glückauf, Genoſſen!

Die Bergknappen:
Glückauf!!!

Eulenſpiegel
(mit Schellengebimmel):
Es lebe der ganze, allbeglückende Volksfeſtverlauf! —
Nun, Held Michel, wie ſteht's? vollſtändig heil und geſund?
Laßt mal ſehn! (Die Bergknappen nehmen die Tſchakos ab und beleuchten ihn mit den Grubenlichtern.)

Michel:
Mir fehlt blos ein guter Trunk zur Stund.

Eulenspiegel:

Ih! — Na, dann mal her den Reſt von der Keſſelbefeuchtung!

Michel:

Nein, Waſſer!

Eulenspiegel:

Ah, Waſſer!

Die Bergknappen:

Hahahah! Proſ't!

Eulenspiegel

(nochmals bimmelnd und nach draußen gewendet):

Heeda! Beleuchtung!

wo gibts hier Waſſer?! Licht an!!! (Die elektriſchen Ampeln flammen zum Teil wieder auf; man ſieht am Boden zerbrochene Flaſchen, zertrampelte Zylinderhüte und zerriſſene Maskenſtücke liegen.)

Michel:

Aber erſt ſag ich Dank!

Roter Karl, ich werd's dir mein Lebenlang
nicht vergeſſen! (er ſchüttelt ihm die Hand.)

Der rote Karl:

Genoſſen, ſeht ihr?! was hab ich geſagt!

jetzt iſt er Unſer! (klopft ihm gnädig die Schulter.)

Die Bergknappen:

Hurrra!

Michel

(zurücktretend): Wie??

Der rote Karl:

Na, man unverzagt!

Hurra ſchrein wir blos noch ſo aus alter Gewöhnung.

Michel:

So —: Das alſo iſt eure Menſchenbrüderverſöhnung:

(draußen klappt plötzlich die eiſerne Tür zu, und das Geräuſch der Maſchine verſtummt)

einen Mann aus den Klauen der Überzahl glücklich rauszukloppen,

um ihn dann in euern Mehrheitsrachen zu stoppen —:
die Sorte Brüderlichkeit, die ist mir zu gleich und frei!

(Ein Maschinenheizer, unmaskiert, bringt ein Bierglas voll Wasser; Michel schiebt ihn unsanft beiseite.)

Weg da! Bleibt mir vom Leibe mit eurer Nothelferei!
die könnt ich besser bei der Bergratsgesellschaft finden.

Die Bergknappen:

Hoh! Frechheit! Haut ihn!

Michel:

Ja, haut ihn, den Plumpsackblinden!
Ihr habt viel gelernt von denen, die euch schinden,
aber eins, darin sind sie euch doch noch voran:
sie sehn blanke Pfennige nicht für Goldstücke an,
sie wissen Bescheid über ihre eigne erbärmliche Kleinheit —

(zu Boden starrend, halb für sich:)

O Menschheit, dein Erbteil heißt Gemeinheit! —

Die Bergknappen

(zumteil vom Leder ziehend):

Was?! Lyncht ihn! spießt ihn! Du Scheißkerl! Schuft! Lausejunge!

Der Rotbart

(sein Schwert aus der Scheide reißend):

Zurück!!!

Eckart

(einen großen Revolver aus der Kutte langend):

Sonst ertönt hier eine noch lautere Zunge!

Eulenspiegel:

Und, meine Herren, Seltproppen knallen doch angenehmer.
Auch läßt sich der Rest der Ladung viel sicherer und bequemer
ohne Bratspießgefuchtel fürs Allgemeinwohl verwenden,
zumal da sich Spieße leicht umdrehn unter Geisterhänden.

Einige Bergknappen:

Hahahah!

Eulenſpiegel:

Ja, die Welt iſt ſeit Alters voll ſcharfer Plempen;
und wie bald, wie bald kann das Häuflein Gemeinheits-
kämpen,
das vor Unſerm Gemeinſinn ausriß mit Haſenbeinen,
verſtärkt als Werwolfshaufen wieder erſcheinen!
Alſo, meine Herren, verzeihn Sie: ich möchte meinen —

Die Bergknappen:

Hm — ja — verdammt ja — ſehr wahr! — Weg!! Kommt,
Kinder! Weg!
Nach Hauſe!!

Der rote Karl:

Still, Genoſſen!

Die Bergknappen:

Hoh! ohoh!

Der rote Karl:

Aber Schwerenotdonnerblech,
ſo hört doch!

Die Bergknappen

(ihre Degen einſteckend und tortelbeinig nach links abziehend):

Blech! marſch! halt die Schnauze! ſonſt gibts'n Tritt!
komm unſern Sekt ausſaufen! marſch! nach Hauſe! komm mit!

Der rote Karl:

Dann ſauft, Viecher — (lauter) Michel, wir ſind noch nicht
quitt! — —

(Er ſchreitet langſam den Andern nach.)

Eulenſpiegel

(da Michel mit ſeinem Stock am Boden herumbohrt):

Nun, Gevatter Helde? du ſchauſt ja ſo tiefſinnig nieder.
Es ſcheint, deine Zippelmütze bezaubert dich wieder.

(Indem er ſie auflangt:)

Sie iſt zwar ein bißchen ſtark ramponiert;
aber vielleicht haſt du jemand, der ſie dir repariert? —
Bitte — (er überreicht ſie ihm) —

Michel
(in ſich gekehrt):
Ja —: zur Erinnrung an dieſe Geiſternacht —
und zum Zeichen: der Michel iſt aufgewacht! —

Eulenſpiegel:
Iſt er? —

Der Rotbart und Eckart
(während der Vorhang ſich ſchließt):
aufgewacht — —

*

Eulenſpiegel als Zwiſchenredner
(von links kommend, klappt mit der Pritſche):
Hochgeſinnte Gönner! (bimmelt mit der Schelle) ſinnige Gönnerinnen!
der Akt der Rache kann jetzt beginnen.
Sie ſuchen wahrſcheinlich bereits mit dem Opernglaſe
nach der wohlverdienten, geſpenſtiſch langen Naſe,
die ich unſerm Dichter untertänigſt in Ausſicht ſtellte.
Jedoch ich frage Sie: wäre er dann der Geprellte?
Nein, dieſen Kopfverdreher müſſen wir noch verdrehter anfaſſen.
Er hat ſich ohnehin zu Anfang gewiß nicht träumen laſſen,
hier als Nachtmützenhüter für Michels Haushalt zu enden;
ich bitte ihm alſo Ihren wärmſten ſtaatsbürgerlichen Beifall zu ſpenden,
das wird ſeinen Weltbürger-Größenwahn gründlich vernichten.
Er wollte drum — im Vertrauen geſagt — garnicht weiterdichten,
aber da kennt er die Traumweltgeſetzgebung ſchlecht:
unſer Herr und Meiſter, jetzt iſt er unſer Knecht!
Soll uns etwa, ihm zu Gefallen, der Weltgeiſt ſpurlos verſchlingen

und die deutſche Geheimpolizei immer mehr in Mißkredit bringen?
Noch ahnt ja keine Seele, was wir in Wirklichkeit ſind;
an Geiſtererſcheinungen glaubt doch kaum noch ein Kind.
Vor allem ſind wir — auf den Ausgang der Handlung geſpannt:
denn es iſt doch für den Fortbeſtand
der chriſtlich-germaniſchen Menſchheit die unumgänglichſte Pflicht,
daß der Michel ſeine Liſe krigt.

(Hinterm Vorhang rhythmiſches Händegeklatſch.)

Da! man klatſcht ſchon! — Heiliger Pritſchenſchall,
das klappt ja, als wär bereits Hochzeitsball.

Liſe Lied

(ſingt hinterm Vorhang,
und Eulenſpiegel ſpricht horchend Zeile auf Zeile nach):

Tapp tapp, wer kommt da querfeldein?
Nur raſch, nur raſch, Herr Morgenſchein,
Trab Trab!
Die Jungfer Tauduft putzt ſich hier;
ſie ſchlägt den Schleier auf vor dir,
klapp klapp!

Eulenſpiegel

(nachdem er die letzte Zeile wiederholt hat):

Sie ſchlägt vielleicht noch mehr auf, klapp;
da geh ich diskreterweiſe ab.

(Er verſchwindet nach links, den Vorhang mit wegziehend.)

Fünfter Aufzug

(Bild: wie beim erſten Aufzug. Am Gartentiſch ſitzt Liſe mit dem noch immer maskierten Bergrat; Beide klatſchen mit den Händen den Takt des Liedes. Sie hat den Schleier zurückgeſchlagen, und ihr Wünſchelſtab ſteht an die Haustür gelehnt. Es iſt noch erſtes Morgengrauen; ſpäter wird der Himmel hinter den Bäumen heller und färbt ſich ſchließlich mit goldner Röte.)

Liſe
(ſingt weiter):
Klapp klapp, ſie lädt dich ein zum Tanz;
nur hol erſt deinen goldnen Kranz,
Trab Trab!
Wer zu ihr will, muß früh aufſtehn;
wer's tut, dem patſcht ſie auf die Zehn,
ſchwapp!

Der Bergrat
(ihre Hände faſſend):
Schwapp, gefangen! Jetzt fordr'ich Löſegeld.

Liſe:
Das kann doch keiner zahlen, dem man die Hand feſthält?

Der Bergrat
(ſie freigebend):
Ach, Fräulein Liſe: wirklich: Sie machen mich rein zum Kind.
Sie tun ja viel ſtachliger, als Sie ſind.

Liſe:
So? Wie bin ich denn?

Der Bergrat:
Sie ſind ſo zum küſſen nett,
ſo wie Dornröschen in ihrem moosgrünen Bett,
als endlich der Ritter kam und ſie nannten ſich Du —

Liſe:
Halt, Herr Ritter: ſo ſpornſtreichs gehts nur im Märchen zu.

Der Bergrat:
Aber ich bitte doch ſchon die ganze Nacht ſo heiß
wie ein Glühwurm, Schatz!

Liſe:
Herr Glühwurm, erſt für den Schatz den Preis!

Der Bergrat:
Aber Kind, du liegſt ja wie'n Füchslein danach auf der Lauer.

Liſe:
Ja, Herr Fuchs; ſonſt bleiben die Trauben ſauer.

Der Bergrat:

Liebes Fräulein Liſe: hier, bitte, ſehn Sie mein ehrlich Geſicht!

(Er will ſich die Maske abnehmen.)

Liſe

(ihn naſenſtübernd):

Nein, lieber nicht.
Ich finde die meiſten Herren maskiert viel netter.

Der Bergrat:

Alle Wetter! —
Ja aber, du Satansmädel:
was ſpukt dir im Schädel!
ſolch Grundſtück iſt doch kein Puppenlappen!

Liſe:

Ja aber, Herr Satan, ich bin doch auch ein recht ſchmucker Happen.

Der Bergrat:

Und blos, weil der — Vormund das Haus behalten ſoll?

Liſe:

Was dachten Sie denn?

Der Bergrat:

Mädel, mach mich nicht toll!
Sag, wo haſt du den Schlüſſel?!

Liſe:

Nein wahrhaftig, den haben die Raben;
ich muß ihn im Stadtpark verloren haben.

Der Bergrat:

Liebes goldnes Mädel, ich hüll dich in Sammt und Seide!

Liſe:

Lieber toller Herr Bergrat: bitte, drei Schritt vom Kleide!
Sonſt zieh ich gleich wieder den ſchwarzen Schleier vor
und ſtopf mir moosgrüne Watte ins Ohr.

Der Bergrat
(das Vertragspapier aus der Bruſttaſche nehmend und entfaltend):
Nun — dann hier, Fräulein Liſe. Der Fuchs iſt zwar manchs-
mal ein Dieb,
aber immer ein Ritter.

Liſe:
O, das — nein, iſt das aber lieb!
Nein wirklich: das iſt einfach lieb von Ihnen!

Der Bergrat:
Und die Trauben?

Liſe:
Oh — die werden vielleicht noch Roſinen.
Hier ſchenk ich Ihnen meinen aller-aller-unſauerſten Kuß.
(Sie küßt ihm die Hand und ſpringt raſch weg; ſteckt das Vertragspapier dann ins Mieder.)

Der Bergrat:
Das war aber ein ſehr, ſehr vormundhafter Genuß.
(Auf ihr Mieder deutend):
Darf ich nicht wenigſtens beim Verſchluß der Schatzkammer
helfen?

Liſe:
Nein, das dürfen vorläufig nur im Mondſchein die Elfen.

Der Bergrat:
Ach, liebſtes Fräulein Liſe, ſein Sie doch gut zu mir!

Liſe:
Ach, liebſtes Herrlein Bergrat —

Der Bergrat:
Racker, ich ſage dir:
mach mich nicht wild, ich hau dich!

Liſe:
Erſt kriegen! erſt kriegen!

Der Bergrat
(ihr nachſetzend):
Na wart du! ich werd dir die Hexenbeinchen ſchon biegen!

(Zugleich erscheint von links Michel Michael; hinter ihm Eulenspiegel, der Rotbart und Eckart. Lise sieht es und läßt sich vom Bergrat fangen.)

Michel

(kraß auflachend):

Hahahah, ich — heut lern ich noch blocksberghoch fliegen — — (Dumpf) O Lise — (Zum Bergrat, wild:) Weg jetzt!!! Marsch aus dem Garten, Sie —

Der Bergrat

(ihm ruhig nähertretend):

Sie —?

Michel:

Scheren Sie sich! Hier bin Ich Herr!!

Der Bergrat:

Wie —?

Michel

(zusammenzuckend, sich abwendend):

Ja so! — Verflucht ja —

Der Bergrat:

Ja — jetzt bin Ich es —

Lise

(spöttisch, halblaut): So —?

Der Bergrat:

Ach so; verdammt ja — (wendet sich gleichfalls ab) —

Michel

(reckt sich wieder): Ich sag Ihnen, Mensch, sein Sie froh, daß mein Stock schon Arbeit gehabt hat heut Nacht! Aber nehmen Sie trotzdem, rat'ich, Ihr Corpus juris in Acht: bis zum Räumungstermin ist das Haus noch Mein! Also Marsch jetzt!!

Lise:

Aber Michel!

Michel:

Schweig jetzt! Pack dich hinein! Wo ist der Schlüssel?!

Liſe:

Futſch.

Michel:

Quatſch nicht!!

Liſe:

Verloren.

Michel:

Lüg nicht noch obendrein!!

Liſe:

Wie werd ich denn das dem Herrn Vormund zu bieten wagen?

Michel

(an der Türklinke rüttelnd):

Himmelkreuz — (will Liſens Stab zerſchmeißen) —

Liſe:

Nicht, Michel! nicht meinen Glücksſtab zerſchlagen!
o bitte, nicht wüſt ſein — (entwindet ihm den Stab) —

Der Bergrat

(den Hut lüftend): Fräulein Liſe, ich will jetzt gehn;
aber ich hoffe

Michel:

auf Nimmerwiederſehn!!!

Der Bergrat:

Das dürfte wohl nicht von Ihnen abhängen, denke ich.

Liſe

(halblaut):

Wer weiß, Herr Traubenräuber —

Der Bergrat:

Ah! — Hüten Sie ſich!
Der Ritter Fuchs könnte leicht ſeine Zähne demaskieren.

Eulenſpiegel

(kitzelt ihn hinterrücks mit dem Gugelzipfel am Ohr):

Dürft ich bitten, Herr Ritter, das mal dort drüben zu pro-
bieren?!

(Er weiſt höflichſt zum Rotbart und Eckart hinüber, die ſich nach rechts begeben haben.)

Inzwiſchen, ſchönſte Glücksfee, gratulier ich zum Luftſchloß-
befund;
vielleicht, Herr Vetter, paßt mein Geheimſchlüſſelbund.

(Sie machen vergebliche Verſuche, die Tür aufzuſchließen; Liſe ſchneidet dem wütenden Michel Geſichter dabei.)

Der Bergrat

(hat ſeinen Spazierſtock vom Gartentiſch geholt, tritt nun ſehr förmlich vor die beiden Vermummten):

Die Herren wünſchen? Und mit wem hab ich die Ehre?

Der Rotbart

(gedämpft, aber wuchtig):

Wir wünſchen, daß Niemand des Michel Michaels Hausſtand
verſehre.

Der Bergrat:

Aber ich muß doch ſehr bitten —

Eckart:

Wir wünſchen zum zweiten,
daß Niemand uns nötige, unverhüllt einzuſchreiten.
Hier bitte — zur ſteten Erinnerung —

(er überreicht ihm zwei Viſitenkarten und hebt einen Augenblick die Kapuze) —

Der Bergrat

(jetzt gleichfalls die Stimme dämpfend und vollkommen ſeine Haltung ändernd):

O bitte tauſendmal um Entſchuldigung! —

(Mit tiefer Verbeugung, erſt vorm Rotbart, dann etwas knapper auch vor Eckart):

Hätten Hoheit ahnen laſſen, oder Excellenz,
dies beſcheidne Volksfeſt werde Sie aus der Reſidenz
an unſern aufblühenden Induſtrieplatz locken —

Der Rotbart:

Nein, wir wünſchen wiegeſagt keine großen Glocken.

Der Bergrat:

Zu Befehl, Hoheit.

Eckart:

Und wünſchen, daß aus dem Wetterſchacht
dieſer ſpaßhaften Nacht

keinerlei ernſthafte Schläge übertag entſtehn;
Sie laſſen, Herr Bergrat, mir darüber Bericht zugehn!

Der Bergrat:

Zu dienen, Excellenz.

Eckart:

Dann auf glückhaftes Wiederſehn — —

(Er gibt dem Bergrat gemeſſen die Hand; dieſer verneigt ſich zweimal zum Abſchied, zieht dann auch vor der Haustürgruppe den Hut, wofür Liſe ihm eine Kußhand zuwirft, und verſchwindet mit ſaurem Lächeln nach links.)

Eulenſpiegel

(ſeinen Schlüſſelbund einſteckend):

Ja, Gevatter, es ſcheint, du mußt bis zum Räumungstermin
in dein Luftſchloß entweder durch den Rauchfang ziehn,
oder du nimmſt hier den Garten als Himmelbett.

Liſe:

Oder

Michel:

Still, du Maulaff!

Liſe:

Gern, Herr Vormund; mein Maul iſt nämlich ſehr nett.

(Sie geht und ſetzt ſich an den Gartentiſch, während Michel dem Bergrat nachſtarrt.)

Der Rotbart

(hat ſich mit Eckart wieder dem Haus genähert):

Oder, Michel, ſtimmt dich die Stadt da ſo tief beſchaulich?

Eulenſpiegel:

Sie deucht dir heute wohl ziemlich morgengraulich?

Eckart

(über den Garten zum Himmel hinweiſend, eindringlich):

Schau lieber dorthin, wo ſich aus höhern Gründen
reinere Lichter aufs neue entzünden!

Michel:

Ja, ihr Herren! Und Mein! Euch will ichs gerne verkünden.
Ihr habt mir beigeſtanden in dieſer Sommerwendnacht,
und die hat mein Grünjungengetreide reifer gemacht.

Ja, ich ſehe ein neues Frührot entbrennen;
aber drum, grad drum will ich nicht mehr ins Blaue rennen.

(Sein zerknautſchtes Vertragspapier einen Augenblick herauslangend):

Ich will mich mit meiner papiernen Habe aufmachen
und nicht ruhn, bis auch Andre aus ihrem Papiertraum erwachen.
Ich werde uns erdrüchſig Volk zuſammenraffen,
wir werden uns jeder Haus und Hof wieder ſchaffen,
Erde, auf der wir mit Luſt arbeiten
und unſern Kindern ein greifbar Stück Vaterland bereiten;
bis in die Städte hinein wird Garten an Garten einſt prangen,
wird aller Schöpfergeiſt edleren Boden empfangen,
Frucht gegen Frucht tauſchen, Saat gegen Saat,
Tat für Tat.
Und will er dazu ſein Handlangervolk befrein,
dann ſoll auch der rote Karl mir willkommen ſein:
jeder, der ankommt mit einer lichtfrohen Kraft,
bis wir das ganze Erdreich erleuchten, wir Neubauernſchaft!

Eulenſpiegel:

die den alten Dunſt aus der Pfeife pafft!

Michel:

Wie??

Eulenſpiegel:

O Vetter! dein Luftſchloß wird immer — hm — allgemeiner.
Du redſt ja wie'n Buch von Hertzka oder Oppenheimer.

Liſe

(vom Gartentiſch her):

Ja — ſolch Mundwerk wie der Herr Vormund hat Keiner.

Der Rothart:

Michel Michael! willſt du plötzlich auf Andre bauen?

Eckart:

Wo blieb heut um Mitternacht dein Menſchenvertrauen?
Es war ſo zerfetzt wie dein Mützenflaus.

Michel:

O, ihr Herren, ihr kennt mich noch lange nicht aus!
Hab ich nicht Euch, ihr Unbekannten, vertraut?
Ich sag euch: Hundert Menschheiten stecken in jeder Haut! —
Seht dort: noch deutet der Himmel erst schüchtern mit Funken an,
daß da eine Sonne auflodern will und kann!
Horcht hier: noch rührt sich kein Vogelruf im Wald:
in einer Stunde schmettert alles und schallt!
So wird, wenn Einer erst wagt, Haupt und Herz zu erheben,
dieser Eine viel Andre mitbeleben,
bis Alle aufglühn zu immer hellerem Geist,
wie's im Liede heißt:

Auf Erden ist immerfort jüngstes Gericht —

Lise
(singt halblaut, in derselben Melodie wie zu Anfang des Spiels):

jüngstes Gericht —
unter Tag.

Michel:

Aus Schutt wird Feuer, wird Wärme, wird Licht —

Lise
(etwas lauter):

wird Wärme, wird Licht —
über Tag.

Michel:

Weiter!!!

Lise
(mit immer vollerer Stimme):

Wir schlagen aus jeglicher Schlacke noch Glut;
Glückauf!
Wir ruhn erst, wenn Gottes Tagwerk ruht;
Glückauf! —

Michel:

Ja, Herren! —

Eulenſpiegel:

Ja, laß dir nur gründlich die Ohren vollſingen!
Das wird dich auf immer gottvollere Sprünge bringen;
(durch die hohle Hand)
man opfert fürn Nachthäubchen ſchließlich den roſigſten Morgen.

Michel:

Dafür, Herr Haubenmatz, laß mich nur ſelber ſorgen!
Ich weiß jetzt mein Tag- und Nacht-Gebet,
das keine Lichtmaſchine mir mehr verdreht.
So wird's auch manch ander Manns- und Weibs-Herze wiſſen,
das heut emporbegehrt aus den Zwielicht-Dämmerniſſen.
(Nach der Stadt weiſend):
Und wenn da unten die Herrſchaften etwa dagegenfackeln,
dann ſolln ſchließlich ihnen die Zippelmützen wackeln!

Eulenſpiegel:

Dann wirds wohl Zeit, edler Helde, dir endlich Lebwohl zu ſagen;
ſonſt gehts womöglich erſt mal Uns an den Kragen.

Liſe:

O, der Herr Vormund kann ſich manchmal auch artig betragen.

Michel

(nach einer Drohgeberde zu ihr hinüber):

Freilich wüßt ich gerne: wem bin ich zu Dank verpflichtet?
Ihr Herren habt mich aus ſchwerer Schmach aufgerichtet.

Der Rotbart:

Dann mag deine Glücksfee dich weiter ſo dankbereit halten.

Eckart:

Schutzgeiſter müſſen geheimnisvoll walten.

(Von rechts her ein Schnurr- und Knattergeräuſch.)

Eulenſpiegel:

Auch lockt uns plötzlich ein Zaubermaſchinenduft:
unſer Kraftwagen verdirbt deine Morgenluft.
Alſo, hehre Fee, bitte ſegne den Schickſalslauf!

Liſe:

Glückauf, ihr Geiſter!

Die Drei

(ſind inzwiſchen nach rechts geſchritten):

Glückauf! Glückauf! Glückauf!

(Sie verſchwinden nacheinander im Wald.)

Stimme Eulenſpiegels:

Ich wünſch dir, Michel, noch manche erbauliche Luftſchloßbeſtrebung!

Stimme Eckarts:

Nur zerſtör nicht den Himmel mit deiner Erdreichbelebung!

Stimme des Rotbarts:

Denn, Michel: das Erbgut der Menſchheit heißt Erhebung! — —

(Nochmals das Kraftwagen-Geräuſch.)

Michel

(iſt an der Gartenpforte ſtehen geblieben, nähert ſich nun dem Gartentiſch):

Na, du Grasaff?

Liſe:

Na, Herr Vormund?

Michel:

Dir fällt wohl's Stehn heute ſchwer?

Liſe:

Nein, Herr Vormund — (erhebt ſich) —

Michel:

So — (Aufſtampfend) Schockwetter, laß das Geſperr,
du dumme Liſe! — Was haſt du dir denn gedacht
mit deinem Gejachter, ſo in der Nacht?!

Liſe:

Ich hab mir gedacht, ſo in der Nacht,
ob der dumme Michel wohl endlich einmal aufwacht
und alldas ſtill mit nach Hauſe bringt,
wovon die dumme Liſe Lied immer ſingt.

Und weil er so lange ist wer-weiß-wo geblieben,
hab ich mir eben derweil ein bißchen die Zeit vertrieben.

Michel:

Mit solchem unstatthaften Patron!

Lise:

Ist doch eine ganz stattliche Mannsperson.

Michel:

Der — getaufte Jud!

Lise:

Ist doch ein sehr altmächtig, erdstark, auserwählt Blut.
(Mit bebender Frage:)
Weißt du nicht mehr:
ich kam ja auch wohl aus fernem Süden einst her —

Michel
(indem sein Stock ihm entfällt):

Lise!!!

Lise:

Michel — — (unsägliche Umarmung) — —

Michel
(stammelnd): O, du all mein einziges, ewiges Herzbegehr —
O, wie lange hast du mich nach dir suchen lassen —

Lise:

O, wie lange konnt ichs selber nicht fassen —

Michel:

Und nun stehn wir, wie's einst am Anfang war:
im Garten Eden, das erste Menschenpaar.
Du meine Welt, du liebe Unruh du!

Lise:

Du meine Heimat — meine Ruh — —

Michel:

Ach, Lise, ich hab so wundervoll heute von dir geträumt!

Lise
(sich halb aus seinen Armen lösend):

Und hast beinahe dabei dein wirkliches Wunder versäumt.

(Sie ſchreiten allmählich aus dem Garten vors Haus.)

Aber vielleicht iſt's wahr, das Sprichwort —

Michel:

ach, ſei kein Schaf —

Liſe
(küßt ihn):

ja: den Schafen gibt's der Himmel im Schlaf.
Weißt du, wo jetzt die Schwelle zu unſerm Luftſchloß ſteckt?

Michel:

Na ſag's mal!

Liſe
(auf ihre Bruſt tippend): Hier!

Michel:

Ja, Herze! das hab ich eben entdeckt.

Liſe:

Nein, wirklich!

Michel:

Wirklich?

Liſe
(am mittelſten Miederknopf drehend):

Ja, hier!

Michel:

Da? — (ſehen) in deinem Mieder?

Liſe:

Ja —! Vielleicht findſt du da — auch den Schlüſſel wieder.
Such mal!

Michel:

Ach, Liſe —

Liſe:

Sieh mal, das macht man ſo —:
(ſie nimmt ſeine Finger und öffnet damit zwei Knöpfe) —
Siehſt du, da iſt er — ganz warm —
(ſie drückt ihm den Schlüſſel in die Hand)

Michel

(an ihr niedersinkend): O Lise! — Oh! —

Lise:

Na, darum fällt man doch nicht gleich um in der Welt?!

(Auf das Vertragspapier deuten, das zu Boden geflogen ist:)

Sieh: das Beste hast du noch garnicht gesehn, du Held!

Komm, steh auf! (Sie bückt sich und gibt ihm das aufgeschlagene Papier.)

Michel

(sich erhebend): Was?! Wie?! Ja, wie hast denn Du das erfuchst?!

Lise:

Ja, das hat der Grasaff dem Traubenfuchs abgeluchst.

Michel:

Du, Du —!

Lise

(fast streng): Nein, Michel; gut sein! (küßt ihn) —

Michel:

Du unbezahlbarer Racker!

Lise:

Nicht wahr: mein „Maul" versteht sich aufs Gold-im-Mundes-Gegacker?!

Michel:

Dann wolln wir aber das Teufelspapier gleich in tausend Stücke zerreißen

und die Fetzen allen guten Geistern zuschmeißen!

(Er tut es; sie klatscht in die Hände dazu.)

Und meins hier auch! (Er holt sein zerknautschtes Papier aus der Tasche und reißt die Zippelmütze dabei mit heraus.)

Lise

(nimmt sie vom Boden auf, während Michel das Papier zerreißt):

Nanu, du: was ist denn daas?

Michel:

O — das ist blos so'n kleiner Traumgeisterspaß —

Liſe:

Na, dann ſchließ mal auf, du; ich werd ſie dir flicken!

Michel

(den Schlüſſel ans Türſchloß ſetzend):

In Unſerm Haus, Du —

Liſe:

Du —! nicht wieder gleich in die Kniee knicken!

Michel

(die Tür breit aufſperrend):

Aber den Trauerſchleier erſt ab!

(Er tritt von der Schwelle zurück zu ihr, nimmt ihr haſtig Diadem und Schleier vom Haar, will beides auf die Erde werfen)

Der ſoll heute Morgen für immer ins Grab!

Liſe:

Aber der Stern, der muß in mein Kämmerlein!

(Sie wirft lachend das Diadem in den Hausflur.)

Und mein Glücksſtab, Michel, hinterdrein!

(Sie ſchleudert den Stab, den ſie bis jetzt immer feſthielt, in hohem Bogen durch die Tür; man hört ihn auf der Treppe poltern.)

So! — (Sie hebt winkend die Zippelmütze —: läßt plötzlich ſchreckhaft den Arm wieder ſinken, da Michel wie entgeiſtert zurückweicht, die eine Hand aufs Herz preſſend, die andre vor die Stirn ſchlagend.)

Aber was denn, Michel?! Was träumt dir?!

Michel:

Nein —

Nein! — Sehr wirklich! — Dieſes Haus iſt nicht mein!
Du ſollſt mich nicht zu Unehr mit deinem Gewinke verführen;
lieber will ich nie wieder ein Glied von dir berühren!
Ich habe mein Wort, du, meinen Handſchlag dem Mann da verpfändet;
das wird nicht durch Weiberfingerſpiel umgewendet!

(Auf die Papierfetzen weiſend):

Da, die Schrift da, die kann der Wind verwehn;
hier das Wort in mir, das bleibt ewig ſtehn!
Und will mich der Bergrat noch heute aufs Straßenpflaſter jagen,

ich werde gehn, und müßt ich den ganzen Kram drin zerschlagen!
Das ist einfach meine verfluchte Pflicht,
schlicht und richt;
ich hab sie mir selber zuzuschreiben.

Lise:

Aber

Michel:

Nichts „aber"! Willst du 'nen Hundsfott beweiben??
Und gesetzt selbst, wir wollten's so hündisch treiben:
ich sag dir: macht sich der Mensch mal gemein,
die Welt wird noch x-mal gemeiner dann sein.
Heute Nacht der Bergrat gab mirs sehr dürr zu kauen:
die Grubengesellschaft hat Alles hier sowieso in den Klauen.

Lise
(für sich):

O Fuchs —

Michel
(sich redend):

Also bleibts dabei: Neu Land wird beschafft,
wo keine Maulwurfshand uns die Wurzeln wegrafft!
wo wir Kraft haben dürfen wie unsre Erdschollen
und Luft und Licht schöpfen, soviel wir wollen!
Und gibt die Heimat kein solches Land mehr her,
(wild und weh:)
dann, Lise, dann tragen wir Deutschland übers Meer!
Verstanden?!

Lise:

Dann, Michel, dann will ich nur beten,
daß unsre Schutzgeister gnädigst dazwischentreten,
du lieber, einziger, grenzenloser Mann!
Denn wenn sie's nichttun: (bellommen) wo soll denn dann
unsre — Hochzeitsfeier sein? und wann?

Michel:

Wann? — Wann?? —

(nimmt ſie ſtürmiſch auf beide Arme hoch)

Liſe:

Nein, Michel, nicht!!!

Michel:

Nein?? —

(macht grimmig Miene, ſie niederzuſetzen)

Liſe

(ihn bang umhalſend): Ja, Michel, ſchnell — —

(Er trägt ſie über den ſchwarzen Schleier hinweg ins Haus; auf ſeinem Rücken baumelt in ihrer Hand die zerriſſene Zippelmütze.)

Eulenſpiegel

(taucht aus dem Souffleurkaſten auf, ſeinen Schellenzipfel ſchwingend):

Es lebe dein Stammhalter, Michel Michael!!!

(Vorhang)

* * *

Übersicht

(Die mit * bezeichneten Stücke sind neu aufgenommen)

Lebensblätter

Die Rute 7
Der Werwolf 24
Der Menschenkenner und sein Gleichgewicht 36
Das Gesicht 45
*Das hölzerne Bein 52
Die gelbe Katze 60
Die Gottesnacht 67

Betrachtungen

Kunst und Volk 101
*Nationale Kulturpolitik 111
Kunst und Persönlichkeit 117
*Das Buch und der Leser 126
*Philosophische und poetische Weltanschauung 133
*Der Olympier Goethe 137
*Grabrede auf Liliencron 141
Naivität und Genie 144
Kultur und Rasse 168

Schauspiele

Der Menschenfreund 193
*Michel Michael 269

Richard Dehmel

Einzelausgaben

Erlösungen. Gedichte und Sprüche. 22. Auflage

Aber die Liebe. Zwei Folgen Gedichte. 23. Auflage

Weib und Welt. Ein Buch Gedichte. 23. Auflage

Die Verwandlungen der Venus. Erotische Rhapsodie mit einer moralischen Ouvertüre. 20. Auflage

Zwei Menschen. Roman in Romanzen. 50. Auflage

Der Kindergarten. Gedichte, Spiele und Geschichten. 17. Auflage

Lebensblätter. Novellen in Prosa. 19. Auflage

Betrachtungen über Kunst, Gott und die Welt. Essays und Dialoge. 17. Auflage

Der Mitmensch. Tragikomödie. Nebst einer Abhandlung über Tragik und Drama. 15. Auflage

Lucifer. Pantomimisches Drama. Mit einem Vorwort über Theaterreform und einem Reigenspiel: Die Völkerbrautschau. 7. Auflage

Michel Michael. Komödie in Versen. 16. Auflage

Fitzebutze. Traumspiel. 5. Auflage

Hundert ausgewählte Gedichte. 32. Auflage

Die Menschenfreunde. Drama. 4. Auflage

Schöne wilde Welt. Neue Gedichte. 8. u. 9. Auflage

Zwischen Volk und Menschheit. Ein Kriegstagebuch. 6. Auflage

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02451 9699